JAMES FAIRGRIEVE

GEOGRAPHIE UND WELTMACHT

EINE EINFÜHRUNG IN DIE GEOPOLITIK

DEUTSCHE ÜBERTRAGUNG
VON MARTA HAUSHOFER
MIT EINEM GELEITWORT
VON KARL HAUSHOFER

67 SKIZZEN UND KARTEN

BERLIN-GRUNEWALD 1925
KURT VOWINCKEL VERLAG

INHALT

ZUM GELEIT

Als eine elementare Einführung in die Geopolitik, wie sie bisher im deutschen Schrifttum fehlte, — wenn auch das Wort Geopolitik in dem ganzen Buch niemals genannt wird — tritt das Werk von James Fairgrieve „Geographie und Weltmacht" vor den deutschen Leser. Das deutsche geopolitische Schrifttum von heute, aber auch die wichtige Untersuchung des Schweden Kjellén über den „Staat als Lebensform", in der die Forderung nach Ausgestaltung der Geopolitik begründet ist, setzt eigentlich alles das als bekannt voraus, was das Buch von Fairgrieve, eine Art Propädeutik, dem Leser bietet, und wodurch es eine notwendige und verdienstvolle Schwelle zum Übergang von der politischen Erdkunde zur Geopolitik legt.

Aus diesem Beruf zur Einführung als höheres Elementarbuch und aus der Tatsache, daß der Verfasser nicht nur zu den berufenen, sondern zu den auserwählten Lehrern der Erziehungskunst gehört, erklärt sich der hohe Lehrwert und die ungewöhnliche ordnende Kraft des Buches, — die beiden Eigenschaften, wegen derer es der Verlag für würdig befunden hat, als Grundlage für den von ihm hauptsächlich vertretenen neuen Wissenszweig zu dienen. Freilich hängen damit auch einige seiner Schwächen zusammen, die dem aufmerksamen Leser ebensowenig entgehen werden, wie dem Übersetzer und Herausgeber. So ver-

führt die Freskomalerei im großen Stil leicht zu derben Generalisierungen in der Darstellung und läßt feinere Nuancen vermissen. Ferner bedingt die Notwendigkeit einer besonders im ersten Teil des Buches stark betonten Anlehnung an die überkommene mittelmeerzentrische Auffassung unserer sogenannten alten Geschichte, (namentlich in ihrer Popularisierung für den Mittelschul-Gebrauch) die vielfach Weltgeschichte mit der des Mittelmeerbeckens gleichsetzte, europa-zentrische Einseitigkeiten, so z. B. wenn die Kulturentwicklung Südostasiens als unerheblich angesehen, und der jahrhundertelange Verkehr der Araber mit Afrika völlig außer acht gelassen wird.

Nicht ganz unwidersprochen darf auch eine Auffassung bleiben, die materialistischer scheint, als sie ist, so daß der Verfasser selbst das Gefühl hat, sich gegen den Verdacht einer zu materialistischen und fatalistischen Haltung verwahren zu müssen. Ehe wir versuchen, dieser Auffassung im ganzen gerecht zu werden, müssen wir aber als Deutsche dem Buch einen Vorzug zuerkennen, der auch bei dem Entschluß zu seiner Übersetzung maßgebend gewesen ist: so sehr es auch den angelsächsischen Standpunkt der beati possidentes vertritt — ganz besonders in dem Kapitel „Die Welt, wie sie ist" —, kann man es doch einem deutschen Leserkreis vorsetzen, ohne an Selbstachtung einzubüßen. Leider ist das gegenüber vielen anderen bedeutenden Werken der englischen Geopolitik nicht möglich, wie z. B. bei einigen von Mackinder, deren schroff deutschfeindliche, ungerechte Haltung eine deutsche Übersetzung ausschließt — wenn auch zugegeben werden muß, daß die wenigen Mitteleuropäer viel aus ihnen zu lernen vermöchten, die sich von der bewußten Zweckbestimmtheit solcher feindseliger Geisteswerkzeuge freihalten können und sich nicht zum Schaden ihres Volkes und Reiches

dadurch in ihrem geschichtlichen Rechtsbewußtsein irr machen lassen.

Der deutsche Leser muß aber auch dieses Buch mit stets wacher Kritik lesen, er muß sich sozusagen auf die geistigen Hinterfüße stellen, und das um so mehr, je näher wir unserer eigenen Zeit kommen, und auf je härtere Proben die Objektivität des Verfassers durch Beteiligung seines eigenen Volkes am geschichtlichen Geschehen gestellt wird. Deutschland gegenüber zeigt er immerhin ein gewisses Maß von Verständnis und Gerechtigkeit: er würdigt die Schwierigkeiten unserer zentralen Lage, erklärt unsere ewige Uneinigkeit aus den geographischen Bedingungen, betont wiederholt die Notwendigkeit einer starken Regierung: „Ohne klar vorbestimmten Mittelpunkt, von allen den Völkern rings umschlossen, auf die es in der Geschichte ankam, mit ausgesprochenen Verschiedenheiten und Eigentümlichkeiten, in vielen Teilen von Menschen mit abweichenden Lebensanschauungen bewohnt, den von allen Seiten einwirkenden äußerlichen Anreizen offen stehend, die verschieden auf jede Einheit einwirkten, ist dieses Kernland der europäischen Halbinsel nur dann eine Einheit gewesen, wenn die Regierung stark war . . ." Von dem jetzigen Deutschland sagt er, es sei ein „moderner Staat, der die zentrale Lage in Europa einnimmt und die Vorteile dieser zentralen Lage genießt, so lange er kräftig regiert wird!" Das Kapitel schließt mit einer in dieser kargen Form wertvollen Anerkennung: „Es hat der vereinten Kraft fast der ganzen Welt bedurft, um die Tüchtigkeit des deutschen Volkes zu überwinden. Wenn das Ringen auch so geendet hat, wie es endete, so ändert das doch nichts an der geographischen Lage Deutschlands, noch an den Eigenschaften seines Volkes."

Die hier angeschlagene, für uns hoffnungsvoll klingende Note

wird an einer anderen Stelle wiederholt: „In einem gewissen Sinn gehören Deutschland und sogar China zu diesem Gürtel (der zwischen dem kontinentalen Kernland und den ozeanischen Randmächten hin- und hergezerrten Lebensformen). Das unorganisierte und in kleine, einander feindliche Gemeinschaften zersplitterte Mitteleuropa gehört im wesentlichen zur Pufferzone, ist aber in einer ganz anderen Lage, sobald es organisiert und mächtig ist. Da es in Fühlung mit der See steht und dadurch auf den Ozean hinausgelockt wird, ist Deutschland eine der Seemächte, während es seine Lage an dem westlichen und am dichtesten bevölkerten Rande des großen Kernlandes unter allen Umständen zu einem möglichen Mittelpunkt vorbestimmt, von dem aus dieses Kernland organisiert werden könnte.“

Dieser von ihm selbst zugestandenen Möglichkeit gegenüber gibt der Brite in seiner ruhig sachlichen Darstellung der Entwicklung des britischen Weltreichs ganz unumwunden zu, welche verhängnisvolle Rolle die englische Subventionspolitik in allen europäischen Kriegen spielte, die von ihm „angefacht wurden“, um seinen eigenen Interessen zu dienen. Hingegen muß die Darstellung der Erwerbung von Kolonien und Dominien mit Vorsicht gelesen werden; ganz so harmlos, wie die Einsackung der indischen Eingeborenen-Staaten hier hingestellt wird, ist sie denn doch nicht vor sich gegangen: „Seit dieser Zeit ist keine Ausdehnung der britischen Macht durch Anwendung von Waffengewalt mehr erfolgt, wenn auch Landesteile wegen Mißregierung oder mangels eines direkten Thronerben in die britische Macht übergegangen sind.“ Dieser „Übergang“ ist denn doch durch Anwendung von allerlei Machtmitteln herbeigeführt und beschleunigt worden! Auch in den paar Sätzen, die der Einverleibung Südafrikas nach den Burenkriegen gewidmet sind, steht

nichts von Konzentrationslagern und anderen drastischen Mitteln zu lesen, und an verschiedenen Stellen verrät sich die typische Selbstzufriedenheit des raumsatten Angelsachsen, der findet, daß die Verteilung der Welt zu seinem Vorteil richtig ist und so bleiben sollte.

Zwei andere Grundrichtungen mehr allgemeiner Art, die das Buch durchziehen, bedürfen noch einer Beleuchtung. Die eine ist eine teilweise ausgesprochene, teilweise auch unbewußte starke Zweckbestimmung nach der materialistischen Seite hin, der bei ihrer zielbewußten Führung sogar manchmal geschichtliche Ungenauigkeiten mit unterlaufen. Dazu gehört z. B. die Behauptung, daß es vor Appius Claudius keinen Straßenbau gegeben habe, während doch Persien und China viel ältere, ausgezeichnete Reichsstraßen besaßen, was Fairgrieve übersieht, um das Römertum als höhere Stufe des Fortschritts herauszuarbeiten. Diese Einseitigkeit, die wir betonen müssen, damit man uns nicht mit ihr gleichsetze, gibt er allerdings selbst in der Einleitung zu, wo er den bewußten Ausschluß aller metaphysischen und religiösen Momente aus seiner Darstellung ehrlich ankündigt: „Wenn wir alle religiösen Fragen beiseite lassen . . . kann behauptet werden, daß die materielle Seite der Geschichte im weitesten Sinn aufgefaßt werden kann als die Geschichte der zunehmenden Fähigkeit des Menschen, die Energie zu beherrschen.“ Das ist bewußte Einseitigkeit, und will es sein; an einer andern Stelle wird auch anerkannt, daß es noch eine Seite geschichtlicher Auffassung gebe, die in diesem Buch nicht zu ihrem Recht komme, und vielleicht die höhere sei. „Es gibt einen höheren Zweck im Leben, und das, was die Energie leitet, ist von höherem Wert, als die Energie selbst.“ Damit ist das Recht des Geistes gegenüber den natürlichen Gegebenheiten anerkannt, wenn man diese An-

erkennung auch mehr zwischen, als in den Zeilen des Buches suchen muß.

Man darf eben überhaupt nicht vergessen, daß die geopolitische Betrachtungsweise notwendig der Ergänzung nach der heroischen Seite des Menschen, der Heldenverehrung bedarf, und daß sie nur etwa ein Viertel der Fragen menschlicher Entwicklung aus erdbestimmten Ursachen ableiten kann, wenn sie den Menschen aus seiner Umwelt erklärt — ganz ohne Berücksichtigung der anderen drei Viertel, die aus seinem und seiner Rasse Innerem, seinem sittlichen Willen und dem bewußten, zwingenden Gegensatz zu dieser Umwelt erklärt werden müssen. Keine neue Art von Fatalismus dürfte also aus solcher Auffassung erwachsen. Viele wird auch die für unser Gefühl zu sehr betonte Selbstzufriedenheit des modernen, technisch eingestellten Menschen fremd berühren, der überall da absoluten Fortschritt sieht, wo wir bestenfalls oberflächliche zivilisatorische Ausbreitung oder technische Vorbedingungen zu einem Fortschritt sehen, den wir doch erst mit Hilfe der „kontrollierten Energie" erringen und schaffen müssen.

Damit hängt auch die Überschätzung der amerikanischen Zivilisation zusammen. Wir können nicht einsehen, daß „die Menschen dort größere Freiheit erlangt haben, um das zu tun, was sich lohnt", wenn wir sehen, was sie tatsächlich mit ihrer größeren Freiheit anfangen; wir sind etwas mißtrauisch gegenüber einem Volk, „das schon so viele alte Ideen zum alten Eisen geworfen hat", und wir können nicht ohne weiteres anerkennen, daß die Zivilisation, deren Sitz Nordamerika geworden ist, „sich mit der Europas messen kann". Dazu fehlt denn doch noch die Probe großer schöpferischer Leistungen auf den Gebieten verfeinerter Kultur, der Religion, Philosophie, Kunst und Musik.

Es kommt eben für uns in erster Linie doch darauf an, wozu wir die beherrschte Energie nach sittlichen Zielen verwenden, wenn sie uns nicht mit ihrer mechanischen Fülle erdrücken soll, und erst aus der ethischen Verwendung entsteht für unser Gefühl das, was wir wirklich als Fortschritt, als Höherentwicklung anerkennen wollen.

Ein Zweites haben wir als geistige Verwahrung schon betont, daß diese Einführung in die Geopolitik, eben weil sie auf die Geistigkeit der normalen Mittelschule Rücksicht nimmt, der altphilologischen Geschichtsbetrachtung weitgehenden Einfluß einräumt. Schon der Ratzelschüler Helmolt hat ihr mit seiner Weltgeschichte eine für das Gesamtweltbild von heute geographisch richtigere gegenübergestellt, ohne daß die alte mittelmeer-zentrische bisher überwunden worden wäre. Man sehe nur z. B., wie durch Fairgrieve die Rolle von Jerusalem noch mit tiefer Verbeugung aus dem sonst doch so anerkannten erdgebundenen Zusammenhang herausgehoben wird. So verrät sich auch dem Mittelmeerbecken gegenüber eine Unterschätzung Süd- und Ostasiens und seines Kulturkreises, in dem doch auf der einen Seite ein schützender Wüsten- und Hochlandgürtel, auf der andern das für ozeanische Kultur noch viel durchgängigere australasiatische Mittelmeer in weit größeren Räumen Bedingungen für den Kulturfortschritt schufen, die als für unser romanisches Mittelmeer einzig dastehend bezeichnet werden.

Freilich heißt es später an einem Wendepunkt: „Die Einfälle der asiatischen Barbaren . . . verhalfen zu einem weiteren Weltblick . . . sie brachten dem Geist der westlichen Völker mit Gewalt die Vorstellung bei, daß die Welt größer sei, als das Landgebiet um das Mittelmeer." Erst mit diesem Satz bricht die größere eurasiatische Raumauffassung durch; und man kann dar-

über im Zweifel sein, ob der Verfasser um des elementaren Lehrzwecks willen bis dahin mit feiner pädagogischer Kunst den vom Mittelpunkt seines westlichen Kulturkreises aus seinen Sehkreis formenden Europäer am Gängelband seiner mediterranen Erziehungseinflüsse bis zu diesem erweiterten Ausblick geführt hat, oder ob er doch selbst ein wenig in dem Bann mediterraner und reichsbritischer Anschauungen steht.

Alle diese kleinen Schatten großer Vorzüge zeigen aber eigentlich nur, welcher vielseitige geopolitische Lehrwert und welche lebendige Anregungskraft sowohl Zustimmung, als gelegentlichen Widerspruch hervorrufend, in dem Werk stecken, das als Einführung in geopolitische Betrachtungsweise, für Selbsterziehung und Lehrtätigkeit übersichtliche Anleitung und wertvolle Einzelwinke gibt. Es ist ein Buch, zu dem man — trotz seiner scheinbar apodiktischen Führung — unausgesetzt Stellung nehmen muß und soll, ein geopolitisches Schulbuch ersten Ranges, das uns bisher fehlte; ein Buch von der typisch englischen Art, wie es nur die Mischung von selbstverständlicher Zweckbestimmung und vereinfachendem gesunden Menschenverstand, um nicht zu sagen „horse-sense", fertig bringen kann, die der geopolitischen Praxis des Angelsachsen so geläufig ist, während der Deutsche, aber auch der Schwede über solchen Problemen leicht zu schwer wird, während sie der Romane zu formalistisch auffaßt.

So mag es nicht ungerechtfertigt erscheinen, wenn ein deutscher Verlag, der sich gerade die Pflege der Geopolitik zur Aufgabe gemacht hat, sich sein Elementar-Handbuch dafür aus der Praxis der bisher erfolgreichsten Reichserbauer unserer Zeit, der Angelsachsen gewinnt!

Karl Haushofer

VORWORT ZUR ERSTEN AUFLAGE

„Die ganze Welt ist eine Bühne"

In diesem Buch ist der Versuch gemacht worden, eine zusammenhängende Geschichte zu erzählen und zu zeigen, daß in den scheinbar aller Ordnung baren Geschehnissen auf diesem Planeten tatsächlich eine gewisse Ordnung obwaltet. Wenn man Weltgeschichte und Geographie innerhalb eines so beschränkten Rahmens behandelt, muß selbstverständlich vieles ausgelassen werden. Darüber, was ausgelassen werden sollte, können die Ansichten auseinandergehen, und es ist leicht möglich, daß sich manche Dinge anderen nicht in demselben Lichte darstellen, wie dem Verfasser; aber die Richtigkeit der These als Ganzes hängt nicht von der Genauigkeit einer einzelnen Feststellung oder Ansicht ab. Im besonderen mag es gut sein, die Tatsache zu betonen, daß dieses Buch zwar von der Weltgeschichte handelt, aber doch nur von ihrer einen Seite. Es beschäftigt sich mehr mit dem Rahmen der Bühne, als mit der Handlung des Dramas. Seine Absicht ist, zu zeigen, wie diese Bühne in den verschiedenen Perioden der Weltgeschichte aufgerichtet war und besonders, wie die Bühne für den Akt des Dramas aufgerichtet ist, der eben jetzt gespielt wird.

Für den flüchtigen Blick könnte das Buch deshalb materialistisch eingestellt scheinen, aber es ist nur insofern materia-

listisch, als es der Natur der Sache nach mit materiellen Dingen zu tun hat. Es wird nachgewiesen, wie geographische Verhältnisse die Spieler beeinflussen, aber die geistigen Seiten des Dramas, die keine Beeinflussung durch geographische Verhältnisse aufweisen, werden nicht berührt. Damit soll nicht gesagt sein, daß sie nicht vorhanden seien.

VORWORT ZUR ZWEITEN AUFLAGE

Es wäre undankbar von mir, wollte ich die mir durch die Neuauflage gebotene Gelegenheit ungenutzt lassen, meinen Dank für alles Freundliche auszusprechen, was mir über dieses kleine Buch gesagt worden ist. Mit Rücksicht auf verschiedene kritische Bemerkungen, deren Berechtigung ich durchaus anerkenne, ist allerdings nur eine, aber eine wichtige Veränderung vorgenommen worden: die letzten paar Seiten des 17. Kapitels sind erweitert worden und bilden nun ein neues Kapitel, das 18te.

Oktober 1919.

James Fairgrieve

I

EINLEITUNG

1. WOVON DAS BUCH HANDELT

Dieses Buch ist geschrieben worden, um zu zeigen, wie die Weltgeschichte von den Verhältnissen und Erscheinungen kontrolliert worden ist, die wir unter dem Namen der geographischen zusammenfassen, und darauf hinzuweisen, welches die wirklich wesentlichen geographischen Tatsachen waren, indem es die hervorhebt, die den Gang der Geschichte am stärksten beeinflußt haben. In diesem Satz sind drei Worte, über deren Bedeutung wir uns ganz klar sein müssen: es sind „Geschichte", „kontrolliert", „Geographie".

1. Geschichte. Wenn wir in dieser Weise von Geschichte sprechen, nehmen wir als selbstverständlich an, daß wir von der Geschichte des Menschen auf der Erde sprechen, aber sogar so kann das Wort Geschichte noch verschiedenerlei bedeuten.

a) Es kann bedeuten: lediglich eine sachliche Zusammenstellung aller Ereignisse, die jemals stattgefunden haben, in der Zeitfolge ihres Geschehens und ohne jeden Kommentar dazu. Nun ist es zwar sehr notwendig, eine Kenntnis der Ereignisse zu besitzen, wenn wir Geschichte studieren, aber es wäre nicht sehr aufschlußreich, sie nur zu kennen, und sogar wenn sie alle fest-

gestellt werden könnten, wäre es für den Einzelnen unmöglich, sie alle zu kennen. Es muß eine Auslese der wichtigeren unter ihnen getroffen werden.

b) Also kommen wir zu einer anderen Auffassung der Geschichte, nämlich als die einer Feststellung der wichtigsten Ereignisse in der Reihenfolge ihres Geschehens. Während wir aber diese wichtigsten Ereignisse ausscheiden, müssen wir sie untereinander vergleichen und uns über ihre Wichtigkeit ein Urteil gebildet haben. Um das zu tun, müssen wir natürlich darüber nachdenken, warum sie wichtig sind und was wir unter wichtig verstehen. Dann finden wir, daß Dinge wichtig sind, wenn sie das Wohlergehen der Menschen in hohem Maß berühren und weniger wichtig sind, wenn sie es nur wenig berühren.

c) Wir gelangen so fast sofort zu einer dritten Auffassung von der Geschichte als von der Feststellung der wichtigen Begebenheiten, die sich ereignet haben, mit einer Feststellung der Ursachen, die sie herbeigeführt, und der Wirkung, die sie auf den Menschen ausgeübt haben. Um die Wichtigkeit einzuschätzen, müssen wir uns daran erinnern, daß manche Ereignisse die Menschen zunächst lebhaft berühren können, auf die Dauer aber nur in geringem Grad, während die Wirkung anderer zuerst nur gering ist, sich aber auf lange Zeit erstreckt.

Wenn wir die Geschichte auf diese Weise betrachten, finden wir, daß gewisse Ereignisse, die scheinbar geringe Bedeutung haben, die wirklich wichtigen Ereignisse sind, während andere, die überaus wichtig scheinen, erst an zweiter Stelle kommen. Wir finden auch, daß die Ursachen und Wirkungen der Geschichte so ineinander verflochten sind, daß die „Geschichte" ein organisches Ganzes wird. Irgendein bestimmtes Geschehnis hat natürlich zu anderen Geschehnissen geführt. Was ein Mann oder

ein Stamm oder eine Nation getan haben, wirkte auf die Handlungen anderer Männer oder Nationen ein. Das Studium der Geschichte ist deshalb so fesselnd, weil sie von den Menschen handelt, von ihren Beziehungen untereinander und von dem Einfluß, den ein Mensch oder eine Vereinigung von Menschen auf alle übrigen hat. Beim Studium der Geschichte finden wir auch, daß räumlich und zeitlich weit voneinander getrennte Menschen doch sehr ähnliche Charakteranlagen besessen haben, so daß eben wegen dieser Ähnlichkeit untereinander ganz ähnliche Ereignisse in ganz verschiedenen Teilen der Welt oder in Zeitabständen von Jahrhunderten vorkommen können. Wir sprechen deshalb von einer Neigung der Geschichte, sich zu wiederholen.

Aber die Geschichte ist doch nicht nur Wiederholung. Ein Fortschritt ist vorhanden. Wenn wir ein Jahr oder zwei zurückschauen, bemerken wir ihn vielleicht nicht, aber wenn wir unsere Gedanken einige Jahrhunderte zurückschweifen lassen und die ganze Welt überblicken, kommt uns ein gewisses Vorwärtsschreiten zum Bewußtsein, und wenn wir die ganze Weltgeschichte in Betracht ziehen, wird der Fortschritt klar ersichtlich.

Wir können sehr darüber im Zweifel sein, was wir eigentlich unter „Fortschritt" verstehen, aber nichtsdestoweniger fühlen wir, daß er da ist. Wir sind uns z. B. bewußt, daß innerhalb geschichtlicher Zeit die Ansichten der Menschen über das, was Recht und Unrecht ist, eine Wandlung durchgemacht haben, die im großen und ganzen eine Verbesserung bedeutet. Aber das ist nur eine Seite des Fortschritts. Es gibt andere offenkundige Richtungen, in denen sich eine Wandlung zum Besseren vollzogen hat. Wir sind reicher geworden, nicht nur in sittlicher und geistiger, auch in materieller Hinsicht; wir haben bessere Klei-

dung und Nahrung; wir haben mehr Bequemlichkeit und mehr freie Zeit, als die Leute, die vor Jahrhunderten lebten. Auf tausenderlei Wegen wird uns bewußt, daß es weit besser ist, im zwanzigsten Jahrhundert n. Chr. auf der Welt zu sein, als vor fünftausend Jahren gelebt zu haben.

Was geht aber nun eigentlich vor? Wenn wir alle religiösen Fragen beiseite lassen: Was bedeutet die Geschichte? Gibt es keinen kurzen Ausdruck dafür, was Geschichte eigentlich *ist*? Viele Antworten können gegeben, gegen die hier gegebene können Bedenken geltend gemacht werden, und es gibt gewiß Einschränkungen, *aber man kann behaupten, daß die materielle Seite der Geschichte im weitesten Sinn aufgefaßt werden kann als die Geschichte der zunehmenden Fähigkeit des Menschen, die Energie zu beherrschen.* Unter Energie verstehen wir die Fähigkeit, Arbeit zu leisten, Bewegung hervorzubringen, nicht nur zu lenken, Dinge in Bewegung zu versetzen oder zum Stillstand zu bringen, ob es nun Bahnzüge sind oder Uhren oder Mühlen oder Menschen. Damit irgend etwas getan werde, ist Energie erforderlich. Das Leben des Menschen ist von dem einen Bestreben ausgefüllt, soviel Energie als möglich für sich zu erhalten und auszunützen und so wenig als möglich davon zu vergeuden. Jedes Mittel, das ihn dazu befähigt, mehr zu bekommen und weniger zu verlieren, bezeichnet einen Fortschritt und ist in der Weltgeschichte wichtig. Alle Entdeckungen, die den Menschen gelehrt haben, wie er die Dinge anpacken müsse, die wir Erfindungen nennen, waren Marksteine verschiedener Stadien des Fortschritts. Es sind nicht nur mehr oder minder merkwürdige Tatsachen, die nichts mit der Geschichte zu tun haben, sondern sie haben sogar sehr viel damit zu tun. Die Erfindung der

Hieroglyphen, der Schrift, der Zahlen, des Buchdrucks, des Kompasses, der Spaten, Räder, Nadeln, der Dampfmaschinen und Banknoten haben auf den Lauf der Weltgeschichte ungeheuer wichtige Wirkungen ausgeübt, und sie sind genau in dem Grade wichtig, wie sie es den Menschen ermöglicht haben, Energie zu gebrauchen und zu ersparen.

Es ist also ohne weiteres klar, daß Energie für das, was wir „soziale Geschichte" nennen, überaus wichtig ist, aber es mag notwendig sein, erst nachzuweisen, daß sie ebenso wichtig für die Verfassungs- und Kriegsgeschichte ist, also für die Geschichte, die von Gesetzgebung und Schlachten, von Königen und Republiken handelt. Ein Beispiel mag nützlich sein, um das zu erläutern. Nicht nur muß die Energie, die aus brennender Kohle und fallendem Wasser gewonnen wird, verwendet werden, um die Maschine in Gang zu halten, sondern sie muß auch auf andere Weise ausgegeben werden. Sie muß scheinbar verschwendet werden, damit wir aufs lange Rennen über mehr Energie verfügen können, und das geschieht durch Methoden, die denjenigen sehr ähnlich sehen, von deren Auswirkung in weit größerem Maßstab wir in der sozialen und politischen Geschichte lernen.

α. Energie kann verwendet werden, um alte Teile der Maschine zu ersetzen oder um neue hinzuzufügen, die für die Arbeit geeigneter sind. Sie wird verbraucht, um den neuen Teil anzufertigen, aufzustellen und anzupassen, und es entsteht eine scheinbare Vergeudung. Ebenso bringen wir nur Verbesserungen an der Maschine an, wenn neue Regierungsmethoden eingeführt werden. Allmähliche Änderungen in der Regierungsmethode bedeuten Neuhinzufügung oder Ersatz, während Revolutionen, bei denen eine Regierungsform ganz durch eine andere verdrängt

wird, dem völligen Ersatz einer alten Maschine durch eine neue entspricht. Solche völlige Verdrängung kommt aber so selten vor, daß sie im größeren Maßstab fast unbekannt ist. Sogar in den wildesten Revolutionen bleibt meist ein beträchtlicher Teil der alten Maschine übrig und wird der neuen einverleibt.

β. Energie kann verbraucht werden, um eine Maschine zu ölen: all die Energie, die verwendet wird, um das Öl zu machen, zu raffinieren und anzuwenden, ist scheinbar verloren, aber die Behandlung mit Öl befähigt die Maschine, viel mehr Arbeit zu leisten, als sie sonst hätte leisten können. In gleicher Weise verwendet die Regierungsmaschine eine Menge Leute als Öl, um reibungsloser zu laufen, und aufs lange Rennen wird so Energie für alle Beteiligten vorteilhaft angewendet. Banken, Wechselstuben, Handelszeitungen sind solches Öl, das zum reibungslosen Ablauf der Geschäfte in der Welt des Handels und damit indirekt der sozialen und politischen Welt beiträgt.

γ. Manchmal droht die Energie einer Maschine, die gewöhnlich in der Form von Hitze geliefert wird, sich zu verflüchtigen, ohne nützliche Arbeit geleistet zu haben. Dann versieht der Ingenieur diejenigen Teile, von denen die Hitze ausströmt, mit einer Schutzhülle. Maschinen müssen auch geschützt werden, um zu verhindern, daß Rost oder Sturm ihnen Schaden tun. In diesen beiden Fällen ist die Energie, die zum Anbringen der Schutz- und Wetterhüllen verwendet wurde, scheinbar vergeudet, aber aufs lange Rennen wird mehr Energie eingespart, als verschwendet. Alle Gebäude, ob sie nun Maschinen oder Menschen zu schützen bestimmt sind, wurden zu dem gleichen Zweck errichtet. Die Polizeimacht, das Heer, die Flotte und alle ähnlichen Organisationen sind ebenso viele Schutzhüllen und sollen einerseits verhindern, daß die Energie in der Maschine nutzlos verpufft

werde oder gar wirklichen Schaden anrichte, andererseits äußere Kräfte daran hindern, in deren regelmäßige Arbeit störend einzugreifen.

Noch ein anderer Grundsatz der Technik hat in der Geschichte großen Einfluß gehabt: es ist das Prinzip der maximalen Einheiten, demzufolge weniger Energie nötig ist, um gleichzeitig mehrere Maschinen in Gang zu setzen, als um sie einzeln in Gang zu setzen, denn die Maschinen arbeiten niemals alle gleichzeitig mit höchstem Druck. So ist es z. B. in einem Trambahnnetz wirtschaftlicher und man spart mehr Energie, wenn alle Wagen von einer Zentralstation aus getrieben werden, als wenn jeder Wagen sich selbst treibt, denn abgesehen davon, daß Energie durch den geringeren Aufwand an Maschinen gespart wird, entsteht eine weitere Einsparung daraus, daß niemals alle Wagen gleichzeitig mit voller Geschwindigkeit fahren. Ebenso wie die anderen hat auch dieser Grundsatz einen weiteren Anwendungskreis. Er trägt zu dem Wachstum der Großstädte in unseren Tagen bei. Große Warenhäuser, Geschäftsbetriebe und Gewerkschaften verdanken ihre Bedeutung der gleichen Ursache und sogar Nationen und große Reiche verdanken ihm zum Teil ihr Dasein.

d) Wir haben nun eine vierte Anschauungsweise für die Geschichte gewonnen, so daß wir, wenn wir von Weltgeschichte im weitesten Sinne sprechen, nichts anderes meinen, als einen geordneten Bericht über diejenigen Ereignisse, die dazu geführt haben, daß die Menschheit nach und nach dazu gelangt ist, immer mehr Energie verwenden zu können, im Zusammenhang mit einer Darstellung der Ursachen und Wirkungen dieser Ereignisse.

Mit dieser Idee der maximalen Einheiten hängt eine andere

Idee der Technik zusammen, die des Trägheitsmoments*. Das Trägheitsmoment ist die Fähigkeit eines Körpers, in der Bewegung zu beharren, sich fortzubewegen, wenn er einmal angestoßen ist — ob es nun ein Bahnzug ist, oder ein Geschäft, oder eine Stadt, oder die Baumwollindustrie von Lancaster, oder das Britische Reich — und je größer der Körper ist, desto größer auch das Trägheitsmoment. Es ist im großen und ganzen leichter, sie in Gang zu erhalten, als sie zum Stillstand zu bringen, denn es erfordert einen Aufwand an Energie, Dinge anzuhalten, und wenn sie allzu plötzlich gebremst werden, entsteht Schaden. Wenn die Energie, die zum Ingangerhalten einer Maschine nötig ist, plötzlich abgesperrt wird, steht die Bewegung nicht augenblicklich still, ebensowenig, wie sofort die höchste Geschwindigkeit erreicht wird, nachdem die Energie eingeschaltet wurde. Eine Lokomotive bleibt nicht urplötzlich ganz stehen, wenn der Dampf abgesperrt wird und erreicht nicht sofort ihre höchste Geschwindigkeit, wenn die Kraft angewendet wird. Auf die Dauer verlangsamt sich die Bewegung der Maschine und hört auf, wenn nicht genug Energie vorhanden ist, um sie in Bewegung zu erhalten, aber sie steht nicht sofort still. Das Römische Reich erhielt sich noch drei Jahrhunderte in Bewegung, nachdem seine Energie ernstlich vermindert war.

2. Kontrollieren**. — Wir müssen wissen, was unter „Kontrolle" verstanden wird. Vielleicht hilft es zum Verständnis, wenn wir sagen, was es nicht bedeutet und wenn wir es an Beispielen erläutern. Es bedeutet nicht „machen" und nicht „verursachen", beides ist etwas höheres. Wenn wir ein Pferd haben, so beherrschen und lenken wir das Tier, entscheiden, ob es stillstehen oder weitergehen soll und wo es stillstehen und wohin es gehen soll, aber wir haben weder das Pferd gemacht, noch die Energie, die es aufwendet, um das zu tun, was wir wünschen. So können auch Menschen einen Strom, der bergabwärts fließt, insoweit lenken und beherrschen, daß sie einen Kanal für ihn graben und diesen mit Steinen eindämmen, um den Fluß daran zu verhindern, das Kanalbett zu überfluten; sie können Röhren legen, um einen Teil des Wassers oder auch das Ganze dahin zu leiten, wo sie es haben wollen; aber sie können den Fluß nicht machen, in dem Sinn, daß sie ihn ins Dasein rufen. Der Mensch kann die Verwendung der Kohle regeln; er kann bestimmen, ob er ihre Energie dazu gebrauchen will, sich mit ihrer Hilfe zu wärmen, oder sich durch eine Lokomotive ziehen zu lassen, oder mit Hilfe einer Maschine eine Textilfabrik anzutreiben, um Kleider für sich anzufertigen, aber er kann die Kohle nicht machen.

Wenn wir also sagen, „daß die Geschichte von der Geographie beeinflußt wird", so behaupten wir damit nicht, daß der Mensch durch die geographischen Bedingungen gezwungen worden ist, mehr und mehr Energie zu verwenden, sondern nur, daß er in der Art, wie er es getan hat, in hohem Maße von diesen geographischen Bedingungen beeinflußt worden ist.

3. Geographie. Wir müssen auch wissen, was unter Geographie verstanden wird. Man muß sich hüten, zu meinen, daß geographische Kenntnis soviel bedeutet, wie ein Wissen von Namen von Orten, oder auch der genauen Lage von Orten, oder so-

* Momentum: Produkt aus Masse und Geschwindigkeit. Das Wort kommt sehr häufig vor und wird je nach Sinn und Zusammenhang wiedergegeben mit: Wucht, Wucht des Gewordenen, Beharrungsvermögen, Trägheitsmoment, Nachwirkung des Gewesenen u. a. m.

** Kontrollieren: Das englische Wort Control wird durch das eingedeutschte Fremdwort kontrollieren nicht völlig ersetzt, weil dieses im Sprachgebrauch einen engeren Sinn hat. Es wird deshalb mit anderen deutschen Worten übersetzt, je nachdem mit: leiten, lenken, beeinflussen, einwirken auf, beherrschen, bestimmen u. a. m.

gar von merkwürdigen Dingen über diese Orte. Das ist ein sehr wichtiger Teil der Geographie, der Teil, der dem Wissen um Ereignisse in der Geschichte entspricht, aber es ist doch nur ein Teil. Man darf auch nicht glauben, daß geographisches Wissen gleichbedeutend sei mit einer Kenntnis alles dessen, was auf der Erde ist. Alles auf der Erdoberfläche Vorhandene muß notwendig in irgendeiner Beziehung zur Geographie stehen, aber es braucht deshalb noch nicht selbst Geographie zu sein. Aus dem Studium der Geographie lernen wir, wo alle Dinge sind, nicht nur Städte und Berge und Flüsse, sondern auch Menschen und Zustände. Wir lernen, wie die Dinge auf der Erdoberfläche verteilt sind, wo Land ist und wo Wasser, wo es reichliche Niederschläge gibt und wo gar keine, wo die Temperatur hoch und wo sie niedrig ist, wo alle Arten von Pflanzen wachsen, wo es Stürme gibt und wo Windstille herrscht, wo es Menschen gibt und wo die verschiedenen Menschenrassen leben.

Da viele geographische Verhältnisse die Ursachen von anderen geographischen Verhältnissen sind, müssen wir auch sehr häufig in unsere Studien Ursachen und Wirkungen einschließen, wir müssen also wissen, warum die große Mehrzahl der von uns betrachteten Dinge da sind, wo sie sind und welche Wirkung ihr Vorhandensein oder ihr Fehlen auf das Leben der Menschen geübt hat. Bei der Betrachtung dessen, was Geschichte ist, haben wir angenommen, daß Ereignisse sich als Folge dessen vollziehen, was die Menschen vorher getan hatten; hier wird angenommen, daß sich die Ereignisse so vollziehen können, wie sie sich tatsächlich vollziehen, und zwar infolge der Einwirkung anderer Einflüsse.

Wenn wir uns gegenwärtig halten, was wir als die Bedeutung von „Geschichte", „kontrollieren" und „Geographie" erkannt

haben, können wir einsehen, daß dieses Buch geschrieben worden ist, um darzutun, wie die Art, in welcher der Mensch dazu gelangt ist, immer mehr Energie anzuwenden, durch die Art ihrer Verteilung auf der Erdoberfläche mitbestimmt worden ist.

Wir erlangen somit eine leidlich klare Vorstellung von der Weltbühne, auf der die Menschen nun ihre Rollen spielen.

2. DIE GROSSEN, EINFACHEN, WEITREICHENDEN EINFLÜSSE

Bevor wir dazu übergehen, die Wirkung geographischer Einflüsse auf die Geschichte nachzuweisen, indem sie die zeitliche Folge bestimmen, in der sich gewisse Ereignisse und Zustände einstellen, müssen wir zunächst die Wirkung einiger der mächtigsten geographischen Einflüsse betrachten, die so grundlegend und uns allen so vertraut sind, daß wir Gefahr laufen, ihre ungeheure Wichtigkeit zu vergessen. Sie sind immer vorhanden und jedes menschliche Wesen ist an sie gewöhnt, so daß sie leicht unbemerkt bleiben; eben gerade weil sie still, aber beständig auf alle Menschen, auf alle Kulturstufen einwirken, ist es schwer, sich vorzustellen, wie ungeheuer groß ihre Wirkung sein mußte.

1. Raum. Es ist selbstverständlich, daß jedes Ereignis irgendwo stattgefunden haben muß, so daß die Idee des Raumes, die einfachste Vorstellung der Geographie, auch innig mit der einfachsten Vorstellung von Geschichte verbunden ist. Weiterhin stehen Ereignisse, die an einem bestimmten Orte oder innerhalb eines bestimmten Umkreises vor sich gegangen sind, sehr oft in einer bestimmten Beziehung zueinander. Sie sind meist auf irgendeine Weise untereinander verknüpft, hingegen nicht so eng

mit auswärtigen Örtlichkeiten verbunden, so daß Reihen solcher Tatsachen als die Geschichte gewisser Orte oder Landräume betrachtet werden. Wir sind also dazu gekommen, von einer Geschichte von England, Frankreich, Griechenland und von einer Geschichte von London zu sprechen. Das ist eine sehr wichtige, wenn auch ohne weiteres einleuchtende Art und Weise, wie die Geschichte von der Geographie beeinflußt worden ist, deren volle Wichtigkeit uns später noch aufgehen wird.

Aber wir wissen, daß die Geschichte dieser Orte oder Erdräume nicht gesondert betrachtet werden kann. Wir können nicht gar viel von der Geschichte von London wissen, wenn wir nicht etwas von der Geschichte Englands kennen, und wir wissen, daß die Engländer so lange Zeit hindurch in Berührung mit den Franzosen gewesen sind, daß die Geschichte Englands durch die Frankreichs bis zu einem gewissen Grad beeinflußt worden ist. Ähnliche Behauptungen ließen sich mit Recht von der Geschichte eines jeden Landes aufstellen: eine jede ist nicht nur durch die Tatsache beeinflußt, daß aus irgendeinem Grund der Erdraum, dessen Geschichte sie ist, eine gewisse Einheitlichkeit hat; sondern auch durch die Tatsache, daß seine Bewohner auch von den Zuständen anderer Erdräume berührt werden, mögen sie nun nah oder entfernt sein, die auch ihrerseits alle ihre eigene Einheitlichkeit haben. In neuerer Zeit ist das in zunehmendem Maße der Fall gewesen, aber es trifft auch für die Geschichte der ältesten Zeiten zu.

2. Energie. Wenn wir weiterhin die soeben festgestellte Tatsache in Betracht ziehen, daß die Geschichte davon handelt, wie die Menschen gelernt haben, Energie anzuwenden und einzusparen, dann sehen wir, daß die Geschichte noch durch solche Einflüsse mitbestimmt werden muß, wie die Verteilung der Ener-

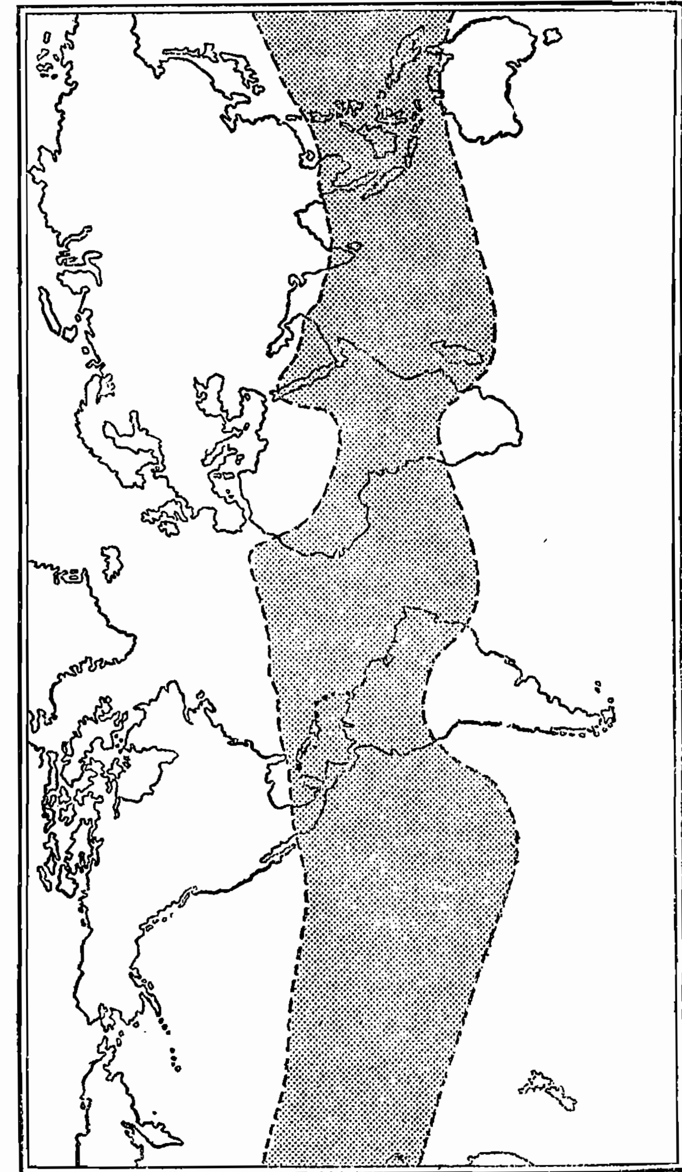
gie, die Verteilung der verschiedenen Formen von Energie, sowie durch die Verteilung von allem, was die Anwendung von Energie zu verhindern fähig ist oder was die Menschen dazu anregen kann, Energie zu gebrauchen.

Fast alle auf der Erdoberfläche vorhandene Energie kommt von der Sonne, in Gestalt von Wärme, Licht und vielleicht in anderen Formen der Strahlung. Dank dieser Energie sind die Menschen imstande, Dinge zu vollbringen und Dinge in Bewegung zu setzen: sie machen diese Energie zu ihrer eigenen, indem sie Brot essen, das aus Weizen oder anderem Korn gemacht ist und das die Wärme und das Licht der Sonne gereift hat; das Mehl wird mit Hilfe der Kohle gemahlen, die aus Pflanzenresten besteht, die einst durch Sonnenwärme hervorgetrieben worden waren; oder vielleicht auch durch Wasserkraft, geliefert durch den Regen, der die Berghänge herabrinnt, aber zuerst durch die Sonne verdunstet, aus dem Meer emporgezogen, durch die Winde landeinwärts getrieben, die gleichfalls von der Sonne in Bewegung gesetzt werden. Oder die Menschen können einen Teil ihrer Energie aus dem Fleisch von Tieren beziehen, die vorher Pflanzen gefressen haben, die durch die Sonnenstrahlen gewachsen sind. Oder die Menschen können auf gewisse Nahrungsmittel verzichten und sich mit Hilfe von vegetabilischen Stoffen erwärmen — Kohle, Holz oder Öl — die ihre latente Energie von der Sonne bezogen haben. Oder die Menschen können etwas Energie ersparen, indem sie Kleidung tragen, die direkt oder indirekt durch die Energie der Sonne entstanden ist. In allen diesen grundlegenden Fällen und in sehr vielen anderen fast ebenso grundlegenden ist es leicht einzusehen, daß die vom Menschen beherrschte Energie unmittelbar von der Sonne stammt, und ein wenig Nachdenken wird zeigen, daß die weit

überwiegende Menge der Energie, die für die mannigfaltigen Einzelheiten des täglichen Lebens notwendig ist, ursprünglich von der Sonne abzuleiten ist.

So ist also die Verteilung der Energie auf der Erde vorwiegend die Verteilung der Sonnen-Energie. Örtlichkeiten, die unmittelbar unter der Sonnenbahn liegen, empfangen mehr Energie, als solche, die nur von schrägen Sonnenstrahlen getroffen werden, das heißt: Örtlichkeiten nahe am Äquator sind im allgemeinen besser bedacht als Örtlichkeiten nahe den Polen. Das ist vielleicht die wichtigste unveränderliche Tatsache in der Weltgeschichte. Die Verfügbarkeit dieser Energie ist durch viele andere Verteilungsfaktoren zu verschiedenen Zeiten in wechselndem Maße gewandelt worden, aber die grundlegende Tatsache bleibt durch die ganze Geschichte hindurch bestehen.

Die Wirkung dieser Verteilung auf die Weltgeschichte wird vielleicht noch klarer erfaßt werden, wenn wir uns vorstellen, unser Erdball habe sich in der Weise um die Sonne gedreht, daß stets die gleiche Seite ihr zugewendet gewesen sei, während die Verteilung von Wasser und Land genau die uns vertraute war. In diesem Fall hätte sich alles Licht und alle Wärme auf die eine Halbkugel konzentriert, und zwar hauptsächlich auf die Mitte dieser Halbkugel. Die andere Halbkugel würde dann überhaupt keine Strahlung empfangen haben. Es ist klar, daß kein Leben möglich gewesen wäre da, wo es jetzt möglich ist, aber möglich gewesen wäre, wo es jetzt praktisch unmöglich ist. Oder wir könnten uns vorstellen, daß die Erde sich so wie jetzt dreht, aber um eine andere Linie, als ihre gegenwärtige Achse; eine kurze Überlegung wird zeigen, wie ungeheuer verschieden die Lebensbedingungen von den tatsächlich gültigen hätten sein können. Das sind extreme Fälle, aber sie unterstreichen die Tat-



Der heiße Gürtel

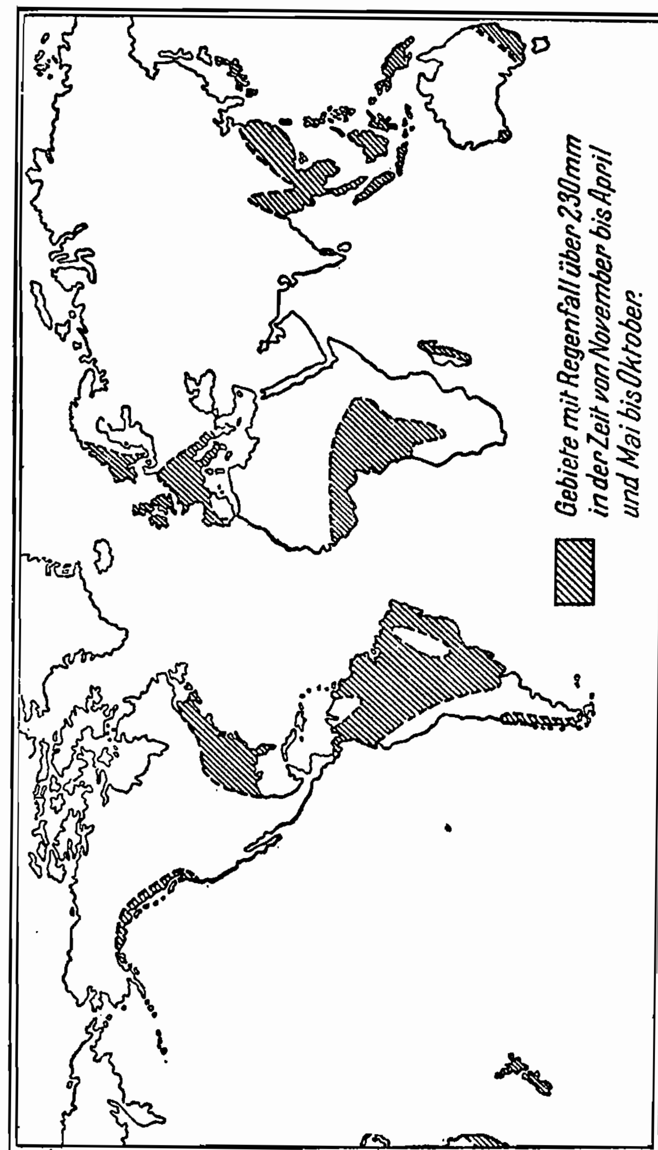
Im punktierten Gebiet fällt in normalen Jahren die Temperatur nie unter 10° C.

sache, wie sehr die Verteilung der Energie in ihrer jetzigen Form die Weltgeschichte mitbestimmt haben muß.

Es ist gesagt worden, die Wirkung des allgemeinen Schemas der Energieverteilung auf der Erdoberfläche werde durch die Verschiedenheit des natürlichen Temperaments von Personen und Rassen beeinflußt, aber sogar die Verteilung der Energie wird etwas durch andere Verteilungsarten abgewandelt. Örtlichkeiten in der Nähe des Äquators empfangen im ganzen mehr Energie, als solche nahe den Polen. Die Abnahme in der empfangenen Energie ist aber nicht regelmäßig; einige Erdräume erhalten tatsächlich mehr Energie, als solche in der Nähe des Äquators. Das verdanken sie fast ausschließlich der Verteilung der Luft und der Luftströmungen oder Winde.

a) Die tatsächliche Verteilung der Luft ist äußerst wichtig. Es ist wohl bekannt, daß es um so kälter wird, je höher wir steigen, d. h. also, daß um so weniger Energie in verwendbarer Form vorhanden ist. Das hängt mit der Tatsache zusammen, daß, je höher wir steigen, desto weniger Luft vorhanden ist. So werden Entfernungen, die in horizontaler Richtung auf der Erdoberfläche bedeutungslos sind, in vertikaler Richtung gemessen von großer Bedeutung, eben wegen diesem Mangel an Energie. Weizen — ein Hauptlebensmittel — kann z. B. in England nach Norden bis Invernessshire gebaut werden, aber er gedeiht in England nicht in einer Höhe von 3—400 m, weil nicht genug Energie da ist, um ihn auszureifen. Die Temperatur sinkt durchschnittlich um $0{,}55\,^0/_0$ C auf die Strecke von 80 bis 90 km, gegen die Pole zu, aber die Temperatur fällt um den gleichen Betrag auf jede 70 bis 100 Meter, die man aufwärts steigt.

b) Die Verteilung der Luftströmungen ist von gleicher oder vielleicht von noch größerer Bedeutung. England verdankt es



Gebiete mit Niederschlagsüberfluß

dem Einfluß der Winde, die Meeresströmungen verursachen, daß es wärmer ist als Labrador. Menschliches Leben in großem Maßstab wird in England durch die warme Meeresströmung aus dem Südwesten ermöglicht, wodurch die Temperatur über den sonst in Breiten zwischen 50° und 60° gewöhnlichen Durchschnitt erhöht wird. In Labrador ist menschliches Leben so gut wie unmöglich, infolge des Zustroms eisigen Wassers aus dem kalten Norden. Der Vergleich zwischen einer Karte der Luftströmungen mit einer der Meeresströmungen wird es anschaulich klar machen, daß die letzteren größtenteils von den ersteren abhängen, während der Vergleich dieser beiden Karten mit einer Temperaturkarte von der Tatsache überzeugen wird, daß die Bewohnbarkeit oder Nichtbewohnbarkeit der Länder in einem Umkreis von 20° um den Polarkreis von der Einwirkung des Windsystems abhängt.

Das Windsystem hat noch in anderer Weise einen überaus wichtigen Einfluß auf die Geschichte geübt. Die Abhängigkeit des Menschen von Lebensmitteln ist schon erwähnt worden. Wo immer der Mensch sich auch aufhalte, er muß essen, und zwar muß er entweder pflanzliche oder tierische Kost verzehren. Da die Tiere schließlich ihre Nahrung aus Pflanzen beziehen müssen, sind selbstverständlich die Pflanzen von allererster Wichtigkeit. Einige wenige menschliche Gemeinschaften können mit Fischnahrung bestehen, während die Fische ihrerseits von niederen Formen der Wasserpflanzen leben, oder auch von anderen Geschöpfen, die schließlich auch auf diese niedrigen Formen angewiesen sind; aber die überwältigende Mehrheit der menschlichen Wesen hängt für ihren Lebensunterhalt von der Pflanzenwelt ab, die vom Regen gespeist wird. Also genügt das Vorhandensein von Energie in Gestalt von Wärme nicht; es ist nötig, daß

auch Regen vorhanden sei, auf daß die Pflanzen wachsen können, d. h. es genügt nicht, daß Energie da sei, sie muß auch anwendbar sein; sie muß in einer Form vorhanden sein, in der sie gebraucht werden kann. Nun ist der Regen Feuchtigkeit, der von den Meeren in die Länder verfrachtet wird; die einzigen Transportmittel, durch die sie verfrachtet wird, sind die Winde. Wenn sie vom Meer aus gegen das Land zu wehen, dann sind Länder, die Energie besitzen, fast sicher bewohnbar; wehen sie aber landauswärts gegen das Meer zu, so wird das Land, aus dem sie wehen, trocken, unfruchtbar und für menschliches Leben ungeeignet sein.

So ist es offenkundig, daß geographische Bedingungen in einer sehr wirksamen, wenn auch etwas allgemeinen Art und Weise die Geschichte mitbestimmt haben, insofern als sich gewisse Erdräume mehr als andere zur menschlichen Siedelung eignen. Aber die Geschichte ist durch geographische Bedingungen in einem noch viel engeren Sinn mitbestimmt worden, insofern als geographische Bedingungen der verschiedensten Art den tatsächlichen Gang der Geschichte gelenkt haben. Die Wirkung dieser Bedingungen wollen wir im folgenden betrachten.

II

DIE WÜSTE:
DIE ANFÄNGE DER GESCHICHTE: ÄGYPTEN

Bisher haben wir gesehen, daß die Geschichte durch geographische Faktoren insofern mitbestimmt worden ist, als infolge der verschiedenen Verteilung von Wärme und Feuchtigkeit in einigen Teilen der Erdoberfläche Leben leichter möglich ist, als in anderen. Wir haben nun die Einwirkung anderer geographischer Verhältnisse auf die Richtungen zu betrachten, in denen sich der Fortschritt bewegt hat.

I. Wir müssen beachten, daß geographische Verhältnisse den Ansporn geliefert haben, dem der Fortschritt sowohl ersten Anfang als Dauer verdankt.

Es ist richtig, daß im Tropengürtel mit seinem Übermaß von Wärme und Feuchtigkeit eine rein animalische Existenz sehr leicht aufrechterhalten werden kann, aber es ist Tatsache, daß nicht in den Tropen, sondern in gemäßigten Zonen der Mensch am weitesten in der Beherrschung der Naturkräfte fortgeschritten ist. Nicht im äquatorialen Afrika, sondern im gemäßigten Europa gibt es eine Geschichte, die den Namen wert ist, und zwar dank zwei geographischen Bedingungen, die beide ihre Bedeutung der Wirkung schulden, die sie auf den Geist sowohl als auf den Körper des Menschen ausüben.

1. Gerade weil in den Tropen die Existenz, die animalische

Existenz, so leicht gemacht ist, besteht kein Anreiz zu größerer Anstrengung, die über das Maß hinausgeht, das erforderlich ist, um die Nahrung zu nehmen und zu essen, deren der Körper zur Erhaltung seines Lebens bedarf. Je weiter wir vom Äquator weg in gemäßigte Breiten gehen, desto schwieriger wird das Leben, aber eben deshalb muß stärkere Tätigkeit eintreten, wenn das Leben überhaupt erhalten werden soll. Wilde in Äquatorial-Afrika brauchen keine Kleidung zu tragen, aber sogar Wilde in Nordeuropa müssen irgendwelche Bedeckung tragen und sei es nur eine solche von Fellen. Auch Nahrung kann in Europa nicht so leicht beschafft werden. Es kostet Mühe, sie zu erlangen. So dürfen wir erwarten, sogar zu einer Zeit, wo alle Rassen noch Wilde waren, einen höheren Typus von Wilden in Europa zu finden, als in Afrika, eben weil durch den Mangel an Sonnenenergie eine lebhaftere geistige Tätigkeit angeregt wurde.

2. Zweitens ist in der Tropenzone ein Tag so ziemlich wie der andere, während weiter nordwärts ein Tag nicht ist wie andere. Dank dem Wechsel der Jahreszeiten gibt es in gemäßigten Breiten Sommertage und Wintertage. Diese unterscheiden sich entweder dadurch, daß die Menge der Wärme-Energie oder dadurch, daß die der Feuchtigkeit wechselt. In jedem Fall kann man sicher sein, daß zu gewissen Zeiten Nahrungsmangel eintritt, während zu anderen Zeiten verhältnismäßiger Nahrungsüberfluß herrscht. So werden z. B. im äquatorialen Afrika, wo die Zeiteinheit der Tag ist, sowohl Rassen als der einzelne wenig geneigt sein, weit vorauszuschauen; sie werden in der Gegenwart leben und wenig Vorkehrungen für die Zukunft treffen, während im gemäßigten Europa, wo die Zeiteinheit das Jahr ist, die Neigung dahin geht, für die kommenden Tage Vorsorge zu treffen.

Hier haben wir also zwei Reihen geographischer Verhältnisse, die für viele, wenn nicht die meisten geographischen Verhältnisse typisch sind und klar auf der Hand liegen — so klar, daß die Gefahr besteht, sie zu übersehen oder zu meinen, sie hätten nichts mit der Weltgeschichte zu tun; aber gerade weil sie, wenn auch nicht aufdringlich, so doch dauernd und nachdrücklich aufs lange Rennen wirken, und zwar auf jeden Mann, jede Frau, jedes Kind in diesen beiden Erdgürteln, erklären sie allein schon vieles, — aber sie stehen nicht allein, um die Verschiedenheit in der Geschichte der beiden Erdräume zu erklären, den Fortschritt Europas und die Dunkelheit innerhalb des dunkeln Erdteils.

Die Bedeutung dieser beiden Grundverhältnisse liegt in dem geistigen Ansporn, der in den sogenannten gemäßigten Gegenden — wenn das Leben überhaupt erhalten werden soll — dahin abzielt, Energie zu sparen. Durch das Tragen von Kleidern wird die Ausstrahlung von Wärme-Energie verhindert und die Energie wird für andere Zwecke aufgespeichert. In Breiten, die unter dem Einfluß des Jahreszeitenwechsels stehen, muß es bestimmte Zeiten der Aussaat und der Ernte, bestimmte Zeiten der Blüte und der Frucht geben, so daß Nahrungs-Energie in Zeiten des Überflusses für Zeiten der Not aufgespeichert werden muß. In der gemäßigten Zone wird ebenso wie in der heißen der Linie des geringsten Widerstandes gefolgt, aber in dem einen Fall kommt der Anreiz fast der Notwendigkeit gleich, die Mutter aller Erfindung ist, während er im andern Fall fehlt. Entsprechend diesem Mangel an Anreiz, Vorkehrungen zur Ersparnis von Energie zu treffen, dürfen wir erwarten, im äquatorialen Afrika tieferstehende Rassetypen als anderwärts zu finden, jedenfalls noch auf lange Zeit, nachdem anderwärts Rassen über den Stand rein animalischer Lebensweise emporzusteigen begonnen hatten; wir

werden also vermutlich keinen Fortschritt und infolgedessen keine Geschichte finden; während wir erwarten dürfen, daß in gemäßigten Regionen, dank dem beständig vorhandenen Ansporn, die Rassen sich stetig zu immer größerer Kraft emporentwikkelten. Hier haben wir den Grund für die Tatsache, daß die Geschichte der Welt im wesentlichen die Geschichte der Erdräume ist, die ungefähr zwischen dem 30. und 60. Grad nördlicher Breite liegen.

II. In einzelnen Gebieten gelangt dieser Ansporn zur vollen Auswirkung dank bestimmten geographischen Verhältnissen. Wenn der Mensch sich in den Besitz von Energie gesetzt hat und sie beherrscht, entweder im Naturzustand, indem er sich Nahrung zuführt, oder in der Weise des zwanzigsten Jahrhunderts, indem er sich Kohle kauft, kann er sie auf zweierlei Art und Weise gebrauchen. Er kann sie auf eine Art und Weise einsetzen, durch die er mehr Energie beherrscht oder er kann seine Energie nutzlos vergeuden, oder sogar Mittel zerstören, die zur Energie-Anwendung dienen. Er kann bis zu einem gewissen Grad beides tun. Er vermag seine eigene Energie dazu zu verwenden, jemand anderem die seinige wegzunehmen. Das ist allerdings ein Weg, der dem Einzelnen zum Besitz von mehr Energie verhelfen kann, aber dieser Weg führt nicht zu einem größeren Gesamtbesitz an Energie.

Es ist leicht einzusehen, daß Energie am wirksamsten durch solche Gemeinschaften aufgespeichert werden kann, die im Frieden leben und die ihren Zusammenhalt der erhöhten Fähigkeit zur Energie-Ersparnis verdanken, die durch ihre Vereinigung herbeigeführt wurde. Es ist nicht zu erwarten, daß solche Gemeinschaften zuerst in tropischen Regionen auftreten. Nicht nur fehlt es an dem Ansporn, sich um die Zukunft zu bekümmern,

sondern bei der daraus folgenden niedrigen Kulturstufe ist es wenig wahrscheinlich, daß Einzelne oder Stämme in Frieden gelassen werden. Stämme können bestehen, weil ihre Existenz durch andere als geographische Verhältnisse bedingt ist, aber in anderen, nicht äquatorialen Gebieten wird der Stamm sich zu einer komplizierten Organisation entfalten können.

Sogar in Ländern, wo ein Anreiz vorhanden ist, bedarf es eines gewissen Schutzes, damit eine Ausdehnung erfolgen kann. Dieser Schutz kann die verschiedensten Formen annehmen. Ein Mann oder eine Nation kann sich schützen, indem sie einen Teil der vorhandenen Energie zur Verteidigung benützt, aber es ist selbstverständlich ein Vorteil, wenn der Schutz vorhanden ist, ohne daß Energie verausgabt zu werden braucht, d. h. wenn geographische Verhältnisse ihn gewährleisten; und wir können uns vorstellen, daß diejenigen Gemeinschaften, Stämme oder Rassen am ehesten aus der Barbarei auftauchen werden, die am vollständigsten geschützt sind.

Zu verschiedenen Zeiten und unter verschiedenen Verhältnissen sind Nationen durch verschiedene geographische Verhältnisse geschützt worden. Was in einem Zeitalter Schutz gewährt, braucht in einem andern kein Schutz mehr zu sein, aber zu allen Zeiten wird das als Schutz gelten, was die Einmischung anderer Stämme oder Rassen verhindert; besondere Schutzwehren sind solche, die der Mensch nicht leicht überschreiten kann, und je größer die Schwierigkeiten sind, die er dabei findet, und je größer der Energieaufwand, den sie erfordern, desto wirksamer wird der Schutz sein.

Viele geographische Gegebenheiten haben als Schutzwehren gewirkt: Flüsse, Seen, Berge, steile Anstiege und Sümpfe haben alle dazu gedient, kleinere Gemeinschaften zu schützen; aber

die großen Landschaftszüge, deren Schutzkraft die Weltgeschichte mitbestimmt hat, waren ausgedehnte Hochflächen, so hoch, daß kein Pflanzenwuchs auf ihnen gedieh, ausgedehnte Wüsten, so trocken, daß kein Pflanzenwuchs auf ihnen gedieh, und das Meer, auf dem man nicht Fuß fassen kann. Alle diese Gebiete können nicht ohne Energieaufwand überschritten werden und bieten keine Grundlage für menschliches Leben. Bevor eines von ihnen erfolgreich überwunden werden konnte, mußten beträchtliche Fortschritte in der Zivilisation gemacht werden, so daß in frühen Zeiten der von ihnen gewährte Schutz fast vollständig war. Es waren unbekannte und deshalb furchtbare Dinge, und das unbekannteste und deshalb furchtbarste der drei war das Meer.

III. Auf die Wirksamkeit dieser geographischen Verhältnisse als mitbestimmende Faktoren muß kurz eingegangen werden, um sie zu erklären. Der ganze Gang der Geschichte — die Anfänge eingeschlossen — ist durch die verschiedenen Merkmale einzelner Männer und Rassen beeinflußt worden. Einige dieser Eigentümlichkeiten können auf die Einwirkung geographischer Umstände zurückgeführt werden, andere müssen einfach als gegeben angenommen werden. Einerseits haben sich geschichtliche Begebenheiten mit allen weiteren Ereignissen, die aus ihnen folgten, überhaupt ereignet, oder eben dann ereignet, wann sie sich ereigneten, weil die Menschen den Willen zum Handeln hatten; keine geschichtliche Begebenheit wäre je zu verzeichnen, hätten die Menschen nicht diesen Willen zum Handeln gehabt. Aber andererseits sind die Handlungen der Menschen ebensosehr durch ihre Umgebung bedingt, wie durch die Form ihrer Körper: die größeren Zielrichtungen der Geschichte sind nicht in nennenswertem Maß durch den unterschiedenen Charakter der

Einzelmenschen bestimmt worden. Auf die Dauer erweisen sich die geographischen Verhältnisse mächtiger als das Genie des Einzelmenschen, mächtiger sogar als die Rasseneigenart, es sei denn, diese Rasseneigenart beruhe auf geographischen Umständen. Die Geschichte fing da an, wo sie tatsächlich anfing, weil geographische Verhältnisse günstig waren.

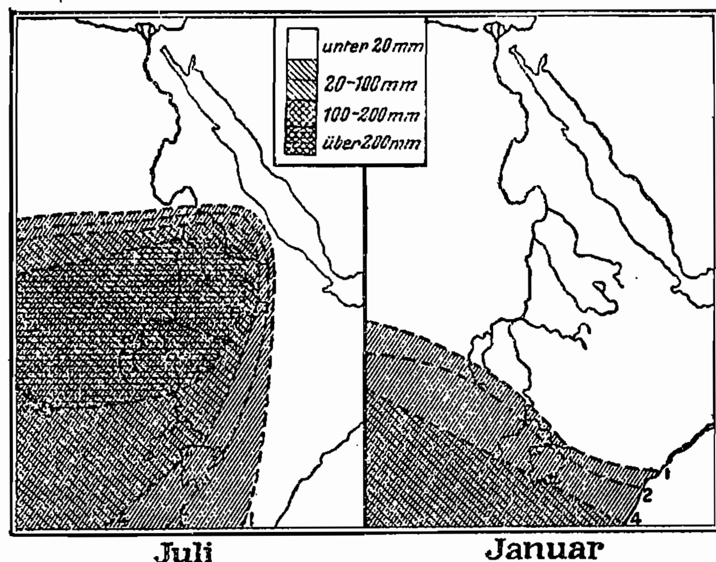
Nun liegt es auf der Hand, daß unser Wissen um die frühesten Formen der Zivilisation notwendig nicht vorhanden oder doch bestenfalls höchst dürftig sein muß. Es liegt in der Natur der Sache, daß durch lange Zeiträume keinerlei Aufzeichnungen über die allmählichen Fortschritte bestehen, die gemacht worden sein müssen, ehe der Mensch aus dem Zustand des Wilden emporstieg. Das meiste, was wir zu finden erwarten dürfen, sind Überbleibsel, die, um überhaupt so lang erhalten zu bleiben, ursprünglich ziemlich widerstandsfähig sein mußten; es müssen Überbleibsel einer bereits leidlich fortgeschrittenen Zivilisation sein.

Es ist nur natürlich, daß die Kultur, von der wir zuerst hören, einen Stand erreicht hatte, der nur nach einem Zeitraum von schätzungsweise einigen zehntausend Jahren erreicht werden konnte. Es ist auch nur natürlich, daß, wie bei einem Baum, das anfängliche Wachstum zunächst langsam war, verglichen mit dem späteren, wo eine Ausdehnung an verschiedenen Punkten möglich wurde. Man muß sich vergegenwärtigen, daß in den Zeiten, die wir als historisch gelten zu lassen anfangen, Geschichte einer primitiven Art und kleineren Maßstabes sich schon eine Zeitspanne hindurch abgespielt hat, die viel länger ist, als die ganze Dauer der anerkannten Geschichte. Man muß sich aber auch vergegenwärtigen, daß diese Frühgeschichte, weil sie sich in so viel kleinerem Maßstab abspielte, vom Standpunkt einer Geschichte der Welt von geringerer Bedeutung ist.

Die Langsamkeit des Wachstums ist die natürliche Folge der Einwirkung geographischer Gegebenheiten. Gerade weil geographische Gegebenheiten Einflüsse und nicht Kräfte sind, brauchen sie länger als Kräfte, um ihre Einwirkung fühlbar zu machen, aber auf die Dauer werden die Ergebnisse dieser Einflüsse sichtbar, vielleicht um so wirksamer. Weil gewisse Verhältnisse bestehen und gewisse andere Verhältnisse nicht bestehen, stellt es sich heraus, daß es auf die Dauer vorteilhafter ist, auf eine bestimmte Weise zu handeln. Ein Mann oder eine Rasse braucht länger, um das selbst herauszufinden, als um es sich sagen zu lassen; aber es ist dieser Vorteil dabei: durch eigenes Herausfinden ist gesichert, daß das intellektuelle Niveau erreicht wird, das zu einer vernünftigen Anwendung der Einsicht nötig ist. Es besteht dann keine Gefahr, daß einer Rasse eine künstliche Zivilisation auferlegt wird — eine eingetrichterte Zivilisation —, durch die mehr Schaden als Nutzen gestiftet wird.

Um das Gesagte zusammenzufassen: wir dürfen erwarten, die erste Morgenröte der Kultur an einer Stelle zu finden, wo das Leben verhältnismäßig leicht erhalten werden konnte, aber wo die Zeiteinheit nicht der Tag ist, d. h. eine Stelle, wo Arbeit für die Gegenwart und die Zukunft nötig ist. Außerdem dürfen wir erwarten, die frühesten zivilisierten Rassen an einer Stelle anzutreffen, wo eine Gemeinschaft — groß genug, um mehr als eine Familie oder ein Stamm zu sein, doch klein genug, um sich zu einem Ganzen zu bilden und als solches zu fühlen — ein genügendes Maß von Schutz gegen Feinde genoß, deren zerstörende Kräfte größer waren als ihre aufbauenden. Auch dürfen wir erwarten, daß diese Rassen zu der Zeit, wo wir zuerst von ihnen erfahren, schon durch lange Zeiträume gegangen sind, nachdem sie zuerst aus dem Zustand der Wilden aufgetaucht waren.

Nun sehen wir in Ägypten ein Land mit einem milden Klima. Obwohl ohne Niederschläge und infolgedessen auf beiden Seiten von Wüsten beschützt, hat es Wasserzufuhr. Diese Wasserzufuhr ist zwar an Jahreszeiten gebunden, aber regelmäßig. Diese scheinbaren Widersprüche erklären sich nur aus einem Verständ-



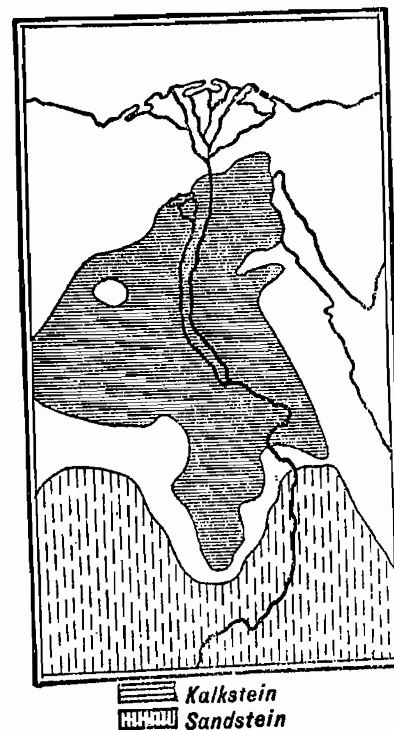
Regenfall im Nilbecken

Die Karte zeigt, daß die südlichen Nebenflüsse des Nil im Sommer und Winter Wasser erhalten, während die östlichen Nebenflüsse einen großen Teil ihres Wassers nur im Sommer erhalten.

nis der ägyptischen Geographie. Der Nil hat zwei Quellen, die eine in dem Gebiet der beständigen äquatorialen Regenfälle, von dem eine Wasserzufuhr kommt, die durch das Vorhandensein von Seen und Sümpfen so ausgeglichen wird, daß sich das ganze Jahr hindurch nur geringe Schwankungen in der Wasserführung bemerkbar machen. Die andere Quelle liegt in der Hochlandregion von Abessinien, einem Land mit jahreszeitlichem

Wechsel der Niederschläge, so daß im Spätfrühling und Frühsommer Regenfluten auf die Ebene und von da in das trockene Land weiter nördlich niederströmen.

Ägypten umfaßt das Delta des Nils und das untere Niltal,



Geologie von Ägypten

Das untere Niltal beginnt mit dem Kalkstein.

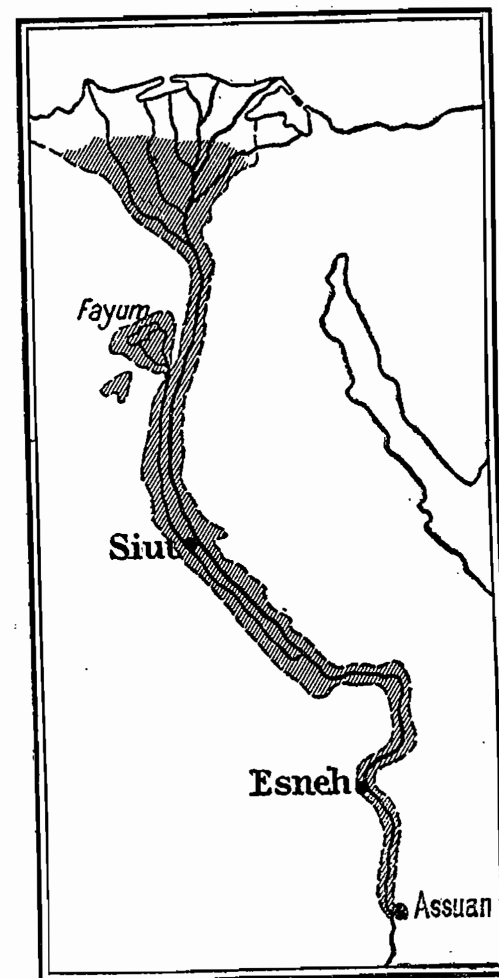
etwa 1100 km von der Mündung stromaufwärts, — ein schmales Band, meist 16 km breit, das dem Lauf des großen Stromes zum Meer folgt. Es wird durch den Fluß bewässert und ist durch die nahezu unpassierbare Wüste geschützt. Dieser Schutz ist noch vollkommener, als es auf den ersten Blick schei-

nen möchte. In seinem Unterlauf fließt der Nil durch ein Land des Kalksteins. Aus diesem hat er zuerst ein Tal ausgetieft und es dann mit den Sinkstoffen ausgefüllt, die durch die Fluten von Abessinien herabgeschafft wurden. Südlich des jetzigen Assuan fließt er hingegen durch Sandstein, unter dem große Massen harten Gesteins liegen. Hier hat der Fluß auf lange Strecken kein Tal ausgenagt, sondern nur Schluchten, die durch Stromschnellen getrennt werden. Ein oder zwei Meter vom Flußufer weg ist kahle Wüste; dort wächst so gut wie nichts; es besteht kein Anreiz zu siedeln, und Ägypten ist vom Süden fast so vollständig abgeschlossen, wie vom Osten und Westen.

Im Norden aber ist das Meer, und in Zeiten, wo das Meer unbekannt war, bildete es einen ebenso wirksamen Schutz, wie die Wüste. In keinem anderen Lande finden wir Verhältnisse, die in einem so außerordentlichen Grad geeignet sind, eine Frühkultur zu hegen und zu nähren.

Aus den wenigen Bruchstücken, die uns über die längst vergangene ägyptische Urgeschichte erhalten sind, ersehen wir, daß es von einem Menschenschlage bewohnt war, der jedenfalls nicht auf der untersten Stufe wilder Völker stand. Er scheint aber späterhin einer anderen Rasse Platz gemacht zu haben, die sicher eine höhere Kultur besaß, von der wir aber sonst wenig wissen. Dieses Volk lebte friedlich im Niltal, wahrscheinlich schon etwa 2000 Jahre bevor diejenigen dort erschienen, die wir die alten Ägypter nennen.

Die Ägypter ihrerseits nahmen, als sie das Land um 4500 v. Chr. zu beherrschen begannen, die Kultur derer an, die vorher im Besitz des Landes gewesen waren und führten sie verhältnismäßig rasch auf eine höhere Stufe, so daß um 3700 v. Chr., als die vierte Dynastie der ägyptischen Könige das ganze Land vom er-



Ägypten

sten Katarakt bis zum Meer regierte, ein recht beträchtlicher Fortschritt gemacht worden war und das Volk einen Grad von Organisation erreicht hatte, der den Bau der größten Pyramiden möglich machte.

Dann folgte, wie in der Geschichte aller Länder, ein scheinbarer Abstieg. Die Regierungsmaschinerie scheint rückständig geworden zu sein, so daß während mehrerer Dynastien die Macht der Zentralregierung geschwächt wurde; die untergeordneten Beherrscher der verschiedenen „Nomen" oder Staaten, in die das lange, schmale Niltal durch die Natur geteilt war, erlangten nach und nach immer mehr Macht auf Kosten des Königs, und es zeigte sich eine zunehmende Neigung zur Anarchie, die dem Fortschritt hinderlich war. Doch ist es wahrscheinlich, daß der Fortschritt, wenn auch langsam, so doch ziemlich stetig blieb, besonders in der spezifisch ägyptischen Form der Zivilisation, die auf Verbesserungen in den Bewässerungsmethoden beruhten. Der Sitz der Zentralregierung war in diesen frühesten Zeiten immer nahe dem Beginn des Deltas, und so ist es natürlich, daß diese neue Macht ihren Sitz weit weg von dieser zentralen Gewalt nahm, sobald einer der kleineren Staaten zunehmende Bedeutung erlangte, indem er seinen Einfluß über benachbarte Staaten ausdehnte.

Als Ägypten etwa um 2500 v. Chr. unter den Königen der 12. Dynastie wieder zu Macht und Größe gelangte, war deshalb Theben mehr als Memphis oder Herakleopolis der Brennpunkt ägyptischen Lebens. Unter diesen Königen nahm der Wohlstand des Landes zu, große Kulturarbeiten wurden im Zusammenhang mit der Bewässerung durchgeführt und der Reichtum wurde bedeutend, so daß in mancher Hinsicht das Land zu dieser Zeit seinen höchsten Entwicklungsstand erreichte.

Danach wurde die Regierung wieder schwach und nach einiger Zeit fiel die Macht, ohne daß eine eigentliche Eroberung stattgefunden hätte, in die Hände der Hyksos-Horden, die entweder durch die günstigen Lebensbedingungen in das Delta gelockt worden waren, oder die sich aus anderen Gründen genötigt sahen, dort eine Zuflucht vor ihren Feinden zu suchen. Diese Horden nahmen durchweg die Kultur des Landes an und wurden von dem Volk, unter dem sie lebten, aufgesaugt. Die Könige von Theben konnten, zum Teil deshalb, weil sie weit weg vom Delta und vom Sitz der Hyksos-Macht waren, diese Herrscher absetzen, einen Teil ihres Volkes außer Landes treiben, und dann die Führung im Lande an sich reißen.

Zum erstenmal wurden in der Geschichte Ägyptens fremde Eindringlinge, obwohl sie friedlich gekommen waren, aus dem Lande gejagt, und zum erstenmal begann Ägypten um 1600 v. Chr., und zwar unter Thutmes und Amenhotep, Königen der 18. Dynastie, eine Reihe von Eroberungszügen in fremde Länder, die fortgeführt wurden, bis sich die Macht Ägyptens nordwärts bis zu den Bergen Armeniens erstreckte. Dreimal sind im Laufe der ägyptischen Geschichte Stufen erreicht worden, die sich als Goldene Zeitalter abheben, nicht nur weil der allmähliche Fortschritt der Kultur zu diesen Zeiten besonders auffallend war, sondern auch weil die Ersparnis an Energie dazu kam, die von der Zentralisation der Regierung herrührte — eine Ersparnis, der zum Teil auch dieser raschere Kulturfortschritt zuzuschreiben war. In bezug auf materielle Wohlfahrt, Reichtum und Gedeihen bezeichnet dieses dritte Goldene Zeitalter den höchsten Punkt, den die ägyptische Kultur erreicht hat. Von da ab befanden sich Macht und Kultur Ägyptens auf dem absteigenden Pfad, obwohl die beiden Ramses

noch der Zukunft angehörten. Andere Umstände traten auf, teilweise nicht geographischer Art, die den bis dahin mächtigsten geographischen Einflüssen Wandlungen auferlegten. Andere geographische Verhältnisse fingen an, ihren Einfluß geltend zu machen. Als Sanherib „die Könige Ägyptens" besiegte, war das nur der erste von vielen Erobererzügen, die Ägypten unter die Oberherrschaft vieler verschiedener Nationen brachte, so der Assyrer, Babylonier, Perser, Griechen, Römer, Araber, Türken und Briten. Seit 330 v. Chr. ist Ägypten nicht mehr unabhängig gewesen.

Die hohe Entwicklung des ägyptischen Staatswesens war nicht der angeborenen Vortrefflichkeit seiner Einwohner zu verdanken, denn trotz dem großen Maß von Schutz, den das Land genießt, sahen wir doch, daß zwei, wenn nicht drei verschiedene Rassen nacheinander das Land in geschichtlicher Zeit bewohnten und daß jede für die Zeit, in denen sie lebten, auf einer hohen Kulturstufe stand und einen viel höheren Durchschnitt der Lebensführung erreichte, als die Bewohner anderer Länder zur gleichen Zeit.

Es waren die mehrfach erwähnten geographischen Verhältnisse und besonders die überaus günstige Schutzlage Ägyptens, die den Fortschritt ermöglichten. Das Land wurde allerdings von Eindringlingen überrannt, aber die Länge der Zwischenräume und die Seltenheit dieser Invasionen muß beachtet werden. Wahrscheinlich haben die Ägypter volle 4000 Jahre lang — also während eines Zeitraums, der länger ist als der, der uns von ihnen trennt — niemals ein Heer fremder Eroberer in ihrer Mitte gesehen. Mit Ausnahme eines Zeitraums von einigen hundert Jahren regierten einheimische Herrscher das Land. Erst nach 2500 v. Chr. scheint die Kraft der nationalen Dynastien erschöpft gewesen zu sein und sie machten eine Zeitlang Herrschern von fremder Abstammung Platz; als diese durch die einheimischen Könige von Oberägypten vertrieben wurden, die sie nur als Oberherrn anerkannt hatten und die nicht abgesetzt worden waren, folgte noch ein Jahrtausend ägyptischer Herrschaft. Erst dann machte die ägyptische Kultur anderen Kulturen Platz, denen sie einen nicht unbeträchtlichen Teil des Antriebs verliehen hatte, der sie ursprünglich ins Leben rief.

Man vergegenwärtige sich die Geschichte aller Staaten auf der Welt: es ist nicht einer darunter, der halb so lange Zeit ohne fremde Invasionen bestanden hat. Die lange Lebensdauer des Staates ist dem Umstand zu verdanken, daß keine Einbrüche stattfanden, ja, daß sie unmöglich waren, was wieder dem durch die Wüste gewährten Schutz zu verdanken ist — einem Schutz, der lange Zeitalter hindurch ein langsames Wachstum durch verschiedene Kulturstufen hindurch ermöglichte und die störenden Wirkungen der Einmischung von außen während der Übergangsperiode ausschloß.

Und als Ägypten von seiner stolzen Höhe herabsank, übten geographische Verhältnisse auch weiterhin ihren Einfluß auf seine Geschichte aus, und nicht das geringste darunter war der gleiche schützende Einfluß der Wüste; denn während der 4000 Jahre, in denen Ägypten allein stand, hatten sich seine Bewohner so daran gewöhnt, sich auf diesen Schutz zu verlassen, daß sie nie fähig gewesen sind, einem Gegner zu widerstehen. Als andere geographische Verhältnisse noch fortgeschrittenere Kulturen hervorbrachten, wurde Ägypten wirklich zu dem zerbrochenen Rohr, als das es der weitsichtige hebräische Prophet erkannt hatte.

Die besonderen Formen der Kultur, die für Ägypten charak-

teristisch sind, zeigen ebenfalls unverkennbar die Wirkung geographischer Einflüsse. Es ist natürlich, daß ein Volk, das im Niltal lebte, gelernt haben mußte, wie Energie durch Bewässerungsmaßnahmen zu sparen sei; aber nicht nur das materielle Dasein wurde davon berührt. Die seelische Haltung kann man am besten auf einem anderen Wege erkennen: denn es ist kennzeichnend, daß die Idee einer Zukunft, für die vorgesorgt werden müsse, dem Volk durch den jahreszeitlichen Wechsel so in Fleisch und Blut übergegangen war, daß die hauptsächlichsten Denkmäler, die von ihm übrigblieben, Tempel und Grabmäler sind — Tempel, in denen die Lebenden erfahren konnten, wann sie Flut und Dürre, Saatzeit und Erntezeit zu erwarten hatten, und Gräber, in denen ihre hinfälligen Leiber auf ungezählte Jahre hinaus aufbewahrt werden konnten; während ihre größte epische Dichtung das „Totenbuch" ist, das zeigt, wie sehr das Volk der Ägypter in der Betrachtung eines zukünftigen Lebens aufging.

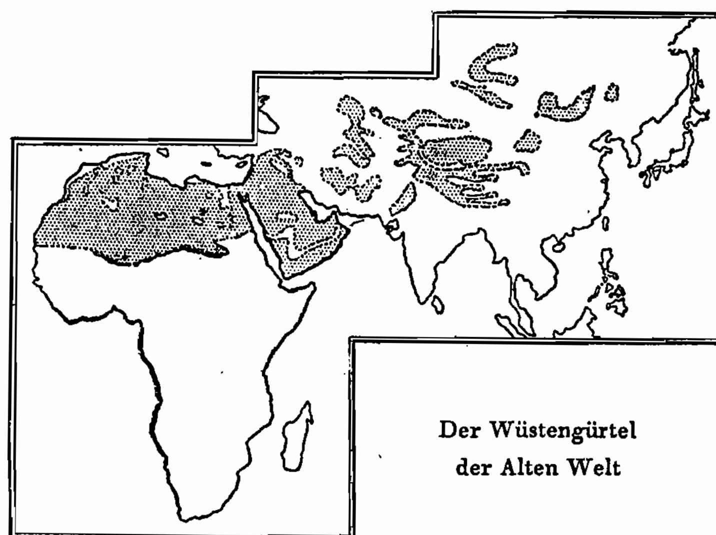
III

SUMPF UND STEPPE: BABYLONIEN UND ASSYRIEN

Wie wir gesehen haben, ist das erste Aufdämmern der Kultur in Ägypten zu finden, weil dort ein Land vorhanden ist, das sowohl geschützt ist, als Überfluß an Wärme und Wasser hat. Es ist unsicher, um welche Zeit in diesem Lande etwas anhebt, das Geschichte genannt zu werden verdient, aber im Jahre 5000 v. Chr. waren die Völker, die es bewohnten, weit über den Zustand primitiver Wilder hinausgeschritten — so weit, daß sie Steine zum Bau ihrer Gräber, wenn nicht ihrer Häuser verwendeten.

Wir können nun auf unseren Landkarten Umschau halten, ob wir irgendein anderes Gebiet in der Welt finden, das eine frühe Geschichte haben kann, weil seine Verhältnisse denen Ägyptens ähnlich sind. Wir können dabei die Breiten um die beiden Pole und nahe dem Äquator außer Betracht lassen, weil wir gefunden haben, daß dort entweder nicht genügend Energie vorhanden ist oder aber kein Ansporn, sie auszunützen. Da wir gelernt haben, daß die Wüste einen starken Schutz gewährt, sehen wir uns natürlich im Wüstengürtel um, ob in seinem Bereich ein anderer Landstrich ist, der durch Wasserzufuhr fruchtbar gemacht wird. In der ganzen Sahara westlich des Nils ist nichts, was sich mit Ägypten vergleichen ließe. Nach Osten zieht der

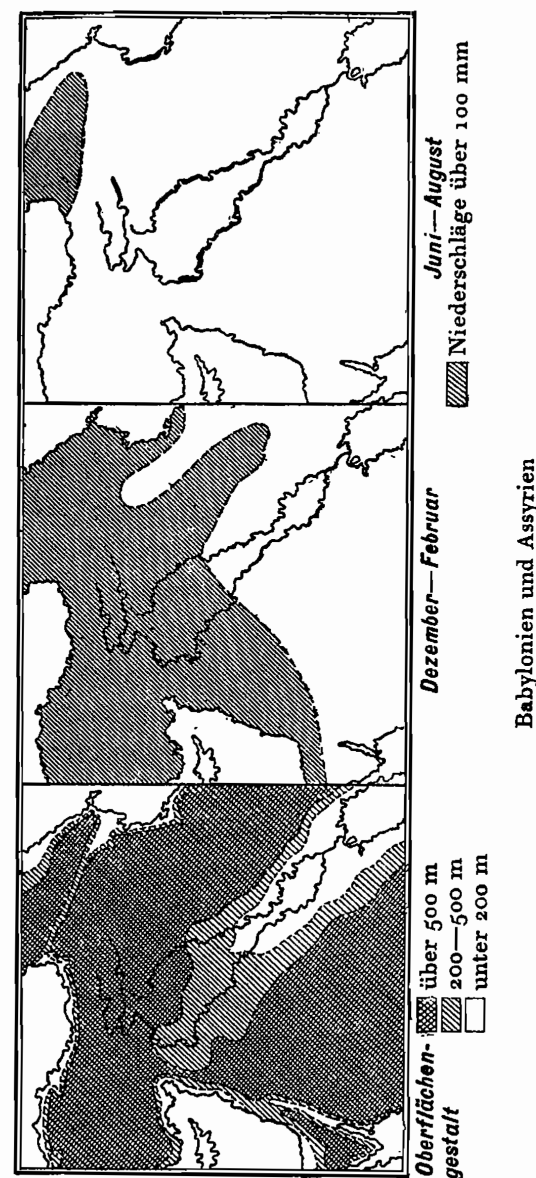
Wüstengürtel nordwärts durch die Mitte von Asien, die deshalb trocken ist, weil die Winde beim Übergang über die Randgebirge ihre Feuchtigkeit abgegeben haben. Aber die Wüste ist nicht so ungemildert, wie rings um Ägypten, und die klimatischen Bedingungen sind nicht so günstig. Die Vorzüge Ägyptens sind einzigartig; man kann anderwärts geschützte Länder finden, Länder mit jahreszeitlichem Wechsel, Länder mit reichlich



Der Wüstengürtel
der Alten Welt

Wärme oder Wasser, aber man findet keines, in dem sie so vorteilhaft vereinigt wären wie in Ägypten. Ägypten steht allein für sich.

Anderwärts gibt es keinen Strom wie den Nil, mit zwei Quellen, einer in den Gebieten ständiger Niederschläge, einer in den Gebieten jahreszeitlicher Niederschläge; aber wir finden, daß von dem Landstreifen, wo leichte Winterregen fallen, zwei Flüsse herabströmen, der Tigris und der Euphrat, deren Quellen hoch



Babylonien und Assyrien

genug liegen, um im Sommer durch das Abschmelzen des Schnees gespeist zu werden, der im vorhergehenden Winter gefallen ist. So kommt es, daß es zwar das ganze Jahr über Wasser gibt, daß aber doch jahreszeitliche Schwankungen vorkommen. Es könnte also scheinen, als ob die Verhältnisse denen in Ägypten ähnlich seien, aber es sind Unterschiede vorhanden, die den Lauf der Geschichte tatsächlich wirksam beeinflußt haben. In Ägypten fließt der Nil in einem engen Tal, das steil bis zu mehreren hundert Metern Tiefe unter der Oberfläche der Wüste eingeschnitten ist; die Entfernung zwischen unfruchtbarer Öde und üppiger Fruchtbarkeit kann nach Metern abgemessen werden; die Ländereien in Reichweite des Stromes tragen Pflanzenwuchs; außerhalb ist völlige Wüste, da kein Regen fällt. Der Tigris und Euphrat hingegen haben keine Täler, deren Sohle bedeutend tiefer läge, als die Oberfläche der Umgegend. Der untere Teil, etwas nördlich des Breitengrades beginnend, auf dem jetzt Bagdad liegt, ist sogar eine breite Schwemmlandebene, die von den Strömen aufgeschüttet wurde. Wüsten gibt es allerdings, sowohl auf der einen Seite als auf der anderen. Im Südwesten erstrekken sich freilich die weiten Gebiete der syrischen Wüste und der Nefud, aber diese dehnen sich nur hier und da bis dicht an den Fluß; meistens bleibt ein Gürtel Steppenland dazwischen. Im Nordwesten finden wir Wüsten im mittleren Teil des iranischen Hochlandes, aber schon ehe die Ausläufer der Berge erreicht werden, beginnt das Steppenland, das freilich nicht urbar gemacht werden kann, außer an einzelnen bevorzugten Stellen, das aber auch nicht völlig unbewohnbar ist, während die Täler in den Bergen insgesamt eine ziemlich beträchtliche Bevölkerung zu ernähren imstande sind. Der nordwestliche Teil des Niederlandes ist wieder Steppe, zwischen den Flüssen so trocken, daß es Wüste

genannt werden kann, aber mit mehr Feuchtigkeit entlang den Bergen und in den Tälern.

Wir sehen also, daß sich die ägyptischen Verhältnisse in einer abweichenden Form wiederholen. Es besteht aber ein anderer Umstand, der auch in Ägypten vorhanden war, dort aber in seiner Wirksamkeit durch die überwältigende Bedeutung der Wüste verdeckt wurde. Wenn der Tigris und Euphrat sich dem Meere nähern und über die flache Schwemmlandebene dahinfließen, dehnen sie sich zu Sümpfen aus, die auf drei Seiten einen recht beachtenswerten Schutz gewähren. Ausgedehnte Sümpfe bilden einen sehr wirksamen Schutz für kleinere Gemeinschaften; Land kann man zu Fuß durchschreiten, Wasser kann man in Schiffen überwinden, aber Sümpfe sind bis zu einem hohen Grad undurchdringlich. So war innerhalb eines Ringes von Sümpfen die Entstehung einer frühen Kultur möglich, um so mehr als die Flüsse selbst und ihre vielen ineinander verschlungenen Arme bedeutenden Schutz boten, und weil sich jenseits der Ströme und der Sümpfe ein Landstreifen erstreckte, der nur dünn bevölkert war und stellenweise in völlige Wüste überging. Wie in Ägypten hielt auch dort das Meer Feinde ab; so war im Südosten das Meer ein wirksamer Schutz, um so mehr es ausgedehnter war als jetzt, und weil der Tigris und Euphrat in getrennten Mündungsarmen ins Meer flossen.

Dieses Land ist Babylonien. Wieder sehen wir, wie in Ägypten, daß die Örtlichkeit mit ihren Grundbedingungen die entscheidende Tatsache in seiner Geschichte ist, denn, wenn auch wenig Sicheres über Babylonien aus den ersten 4000 Jahren nach 7000 v. Chr. bekannt ist, so weiß man doch, daß zwei Rassen an der Schöpfung der Kultur in der Form, wie wir sie kennen, beteiligt waren und daß die frühere Rasse viele der Künste

des Lebens erlernt hatte, ehe sie mit der späteren in Berührung kam.

Die geographischen Schutzbedingungen waren in einem primitiven Zeitalter hinreichend, um Feinde abzuhalten und eine Entwicklung zuzulassen; sie hatten auch eine Neigung, Babylonien in einzelne Teilgebiete zu zerlegen. So ist es gekommen, daß zwar in Babylonien die Kultur gleichzeitig oder sogar früher als in Ägypten auf einem gleichhohen Stand angelangt war, daß aber tausend Jahre vergingen, nachdem Ägypten schon zu einem Einheitsstaat zusammengeschmiedet war, bis das erste babylonische Reich um 3800 v. Chr. unter Sargon von Akkad entstand. Vor dieser Zeit haben die Babylonier ein friedliches landwirtschaftliches Dasein in verschiedenen kleineren unabhängigen Staaten geführt. Hinter ihren Schutzwehren vor feindlicher Einmischung sicher, hatten sie langsam in Jahrtausenden höhere Lebensformen ausgebildet. Sie hatten Ziegel brennen gelernt, hatten Häuser und Städte gebaut, hatten früher als die Ägypter Kanäle angelegt, aber sie hatten nicht unter einem einzigen Herrscher gelebt. Sogar nach Sargons Zeit scheint die Neigung ein weiteres Jahrtausend dahin gegangen zu sein, das Staatswesen eher als einen losen Zusammenschluß von Staaten anzusehen, der nur durch gemeinsame Interessen zusammengehalten wurde, denn als einen Einheitsstaat unter einer gemeinsamen Regierung.

Als sich die äußeren Lebensbedingungen besserten, war es nicht mehr als natürlich, daß die Babylonier in Verbindung mit ihren Nachbarn traten und daß eine Kultur, die ursprünglich hauptsächlich auf die Landwirtschaft gegründet war, allmählich einer solchen Platz machte, in der dem Handel eine hervorragende Rolle zukam. Das hatte wichtige Folgen. Solange die Babylonier innerhalb ihrer natürlichen Befestigungen blieben

und kleinere Streitigkeiten unter sich abmachten, ging die Neigung dahin, sich unter Ausschluß jeder Einmischung von außen zu entwickeln; aber die Ausdehnung über diese natürlichen Befestigungen hinaus brachte die Schwäche der Stellung ans Licht und die Geschichte der Niederlande des Tigris und Euphrat von 2500 v. Chr. an ist die Geschichte der Bemühungen umliegender Völker, von dem fruchtbaren Kernlande Besitz zu ergreifen. Die Sümpfe hatten genügt, um Wilde in einer primitiven Zeit fern zu halten, aber sie waren nicht undurchdringlich, besonders nicht, nachdem ihr Umfang durch die Arbeit der Babylonier stark eingeschränkt worden war. Jenseits der Sümpfe lagen bewohnbare Gebiete, von Völkern besetzt, die durch ihre Berührung mit einer höheren Lebensform selbst halb zivilisiert wurden und mit neidischen Augen auf die fruchtbaren Länder in ihrer Nähe blickten. Eine Rasse nach der anderen setzte sich in den Besitz Babyloniens und regierte die Babylonier, aber die einheimischen Dynastien waren klein an Zahl und wenig wichtig. Auf den Gebirgszügen im Osten, die das Hochland von Iran begrenzten, saßen die Elamiten; auf der Fortsetzung derselben Hochländer in nördlicher Richtung die Kassiten. Jedes dieser beiden Völker beherrschte für längere oder kürzere Zeit das Land Babylonien; diejenigen unter ihnen, die in das Tiefland hinabstiegen, nahmen die Kultur an, die sie dort fanden, wurden von ihren Artgenossen in den Bergen getrennt und gingen allmählich unter den anderen Völkern der Ebene auf.

Späterhin trat eine Macht aus der Steppe des Nordwestens in den Vordergrund. Assur oder Assyrien am mittleren Tigris, wahrscheinlich von den Babyloniern zur Zeit ihrer Machtausdehnung gegründet, war Babylonien lange zinspflichtig gewesen. Da es aber von Babylonien durch eine bedeutende Landstrecke ge-

trennt war, die teils aus Steppe, teils aus Wüste bestand, ging die Entwicklung dahin, daß Assyrien selbständig wurde und das fruchtbare Land nahe den Bergen beherrschte, so daß also zu der Zeit, wo Babylonien unter die Herrschaft fremder Könige geriet, Assyrien schon eine Macht war, mit der gerechnet werden mußte.

Solange Babylonien der Mittelpunkt der Kultur war, blieb die Geschichte Mesopotamiens im wesentlichen friedlich. Seine Einwohner lebten von Landwirtschaft und Handel, und es gab kaum einen Anlaß oder die Notwendigkeit, Eroberungszüge zu unternehmen. Sogar zur Zeit, als die Königsgeschlechter aus den nordöstlichen Bergen Babylonien beherrschten, setzte sich seine friedliche Grundrichtung durch; sobald aber Assyrien das Übergewicht erlangte, änderten sich die Verhältnisse.

Der Unterschied beruht auf geographischen Tatsachen. Mit Ausnahme eines kleinen Gebietes war Assyrien für Landwirtschaft nicht geeignet und dieses Gebiet konnte nicht stark ausgedehnt werden. In Babylonien ist das Land flach und liegt nur wenig über dem Wasserspiegel der Flüsse, so daß Kanäle für Bewässerung und Verkehr leicht anzulegen waren, aber in Assyrien liegt der Wasserspiegel der Flüsse gerade etwas zu tief unter der Landoberfläche, um richtig nutzbar gemacht werden zu können. Der für die Bewässerung und Landwirtschaft geeignete Teil erfreute sich einer Fruchtbarkeit, die sprichwörtlich wurde, aber er war zu klein, um eine große Bevölkerung zu ernähren. Auch hatte er weiter keinen Schutz, als den der umliegenden Steppe, die aber nur im Südwesten trocken genug ist, um den Namen Wüste zu verdienen. Seine Völker mußten sich selbst schützen, wenn sie Schutz haben wollten. Obwohl wahrscheinlich selbst keine Babylonier, brachten sie aus

Babylon eine Kultur mit, die ihrer Zeit vorauseilte, und waren fähig, sich erfolgreich gegen ihre Feinde zu verteidigen. Für Verteidigungszwecke ist eine starke, zentralisierte Regierung ein Vorteil, und so war Assyrien, das von Ninive aus regiert wurde, von Anfang an eine einheitliche Monarchie, ein Staat, der wuchs, indem er die umliegenden, in den Kriegskünsten weniger erfahrenen Stämme überwältigte. Um 1400 v. Chr. war es so weit, daß es die Komödie einer Unterordnung unter Babylonien aufgeben durfte, ja sogar fähig war, in Babylonien einzufallen.

Kriegerischer Geist wurde den Assyrern von Anbeginn an eingeimpft. Unter dem Ansporn geographischer Verhältnisse machten sie die Erfahrung, daß sie anderen Energie wegnehmen mußten, da nicht genug vorhanden war, um ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Babylonien, den Gebirgsländern im Osten, Syrien, Palästina und Phönizien — ihnen allen wurden Tributleistungen auferlegt. Aber lange Zeit hindurch wurde kein Regierungssystem entwickelt, das aus den eroberten Ländern den größtmöglichen Nutzen hätte ziehen können. Alle benachbarten Staaten wurden mit Krieg überzogen, wenn sie sich gegen die Obmacht Assyriens auflehnten, aber sie wurden sich selbst überlassen, solange sie Tribut zahlten oder wenn die Zentralregierung schwach war. Erst sehr spät, im Jahre 750 v. Chr. unter dem sogenannten zweiten assyrischen Reich, wurde der Versuch gemacht, die eroberten Gebiete fest anzugliedern und aus den Untertanen der eroberten Staaten den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, um den ganzen Handel der östlichen Welt zu kontrollieren.

Das war ein etwas höheres Regierungsideal; und doch erwies sich der Versuch, einen Handelsstaat auf grausame Eroberungspolitik zu gründen, als ebenso erfolglos, wie der Versuch, einen Handelsstaat aufrechtzuerhalten, ohne zu seiner Verteidigung be-

reit zu sein. Ein tributpflichtiger Staat nach dem anderen lehnte sich auf. Einige Aufstände wurden unterdrückt, aber überall da, wo gerade keine assyrischen Heere waren, brachen die Unruhen aufs neue aus. Ringsum von lauter Völkerschaften umgeben, die in ihrem Haß — wenn auch in sonst nichts — einig waren, wurde das assyrische Reich angegriffen und vollständig zerstört.

Babylonien, das endlich den Wert einheitlichen Handelns erkennen gelernt hatte, errichtete eine Zeitlang sein Reich auf den Trümmern des assyrischen unter einer von einem früheren Vizekönig gegründeten Dynastie; aber schon drohte von den Höhen des medischen Hochlandes eine neue Gefahr. Die Meder jenseits der Grenzgebirge, durch die Handelsunternehmungen der Assyrer in Fühlung mit der Außenwelt gebracht, lernten die Tiefländer kennen, stiegen schließlich in die Ebenen hinab und machten sie sich untertan.

Im ganzen Verlauf dieser Geschichte ist der Einfluß geographischer Verhältnisse offensichtlich, aber die Geschichte verläuft nicht so einfach wie die Ägyptens, weil die geographischen Verhältnisse komplizierter sind. Die Haupttatsachen sind aber immerhin klar erkennbar. Anfänglich hatte Babylonien Gelegenheit, eine eigene Kultur zu entwickeln, weil zu den klimatischen Verhältnissen, die zugleich genügend Energie lieferten und den Geist der Menschen zur Energie-Ersparnis anregten, noch angemessener natürlicher Schutz kam. Dann ging die Führung an Assyrien über, weil die geographischen Verhältnisse seine Völker dazu antrieben, sich selbst zu schützen. Genau so wie das Leben in geschützten Verhältnissen in Ägypten und Babylonien Rassen hervorbrachte, die fast unfähig waren, sich selbst zu schützen, so brachte das Leben in Verhältnissen, die Selbstschutz

erforderten, Rassen hervor, denen der Kampf um seiner selbst willen ein Daseinsbedürfnis war.

Nach dem Fall von Ninive waren die geographischen Verhältnisse auch weiterhin wirksam; denn nachdem Assyriens Versuch, ein Reich auf Gewalt zu gründen, mißglückte, ist das ganze Tiefland des Tigris und Euphrat eine Einheit gewesen, deren wichtigster Teil Babylonien war. Aber ebenso wie in Ägypten war eine durch Jahrtausende eingehämmerte Lehre nur schwer zu vergessen. Die Neigung aller Dinge, in der einmal eingeschlagenen Richtung weiterzulaufen, ist überaus stark, und Babylonien ist nie unabhängig gewesen. Den Elamiten, Kassiten und Assyrern folgten die Meder, Perser, Griechen, Römer, Araber und Türken, und so ist es kein Wunder, daß nach dreitausend Jahren — als seine ursprünglichen Schutzwehren nichts mehr für Menschen bedeuteten, die eine höhere Lebensform erreicht hatten und in denen es für jedes Volk offen dalag, das Lust hatte, davon Besitz zu ergreifen und nach Gutdünken damit zu verfahren — Babylonien heute nicht viel mehr ist, als der ursprüngliche Sumpf.

Und doch wäre das Land fähig, wie in alter Zeit Frucht zu tragen, ja sogar in größerem Maßstab als in der Vergangenheit; große Wasserbehälter könnten ebenso wie in Ägypten in Zeiten des Überflusses Wasser für die Zeiten der Not aufspeichern und bessere Vorkehrungen könnten getroffen werden, um die Wasserfluten zu verteilen, die ohne Leitung diese Sümpfe hervorbringen. Unter weiser Herrschaft könnte es wieder zu einem Garten werden.

IV

DIE VERBINDUNGSWEGE: PALÄSTINA UND PHÖNIZIEN

Es ist gezeigt worden, daß zwei Kulturzentren in Ägypten und Mesopotamien entstanden, weil die geographischen Verhältnisse in diesen beiden Gebieten den dort lebenden Völkern im ganzen Vorteile über ihre Mitmenschen an anderen Orten gewährten. Der Aufstieg dieser beiden Kulturzentren und besonders des letztgenannten wirkte auf die Bewohner anderer, nahegelegener Gebiete ein. Naturgemäß war der Einfluß auf diejenigen Völker, die zwischen den beiden Kulturgebieten lagen, wenn auch vielleicht nicht so stark, wie die auf andere Völker zu gewissen Zeiten, so doch andauernder und auf die Länge wirksamer.

Obwohl zu beiden Seiten Ägyptens eine fast unüberschreitbare Wüste liegt, hat diese Wüste doch in der nordöstlichen Ecke, entlang der Küste des Mittelmeeres, einen Küstenstreifen, der nicht so wüstenhaft ist wie die übrigen Teile, und der weiter nördlich in einen fruchtbaren, leidlich bewässerten Landstreifen mit niedrigem Küstenland und landeinwärts gelegenen Hügeln übergeht, die Heimat der Philister, Hebräer und Phönizier. Dieses Gebiet bildet ein Verbindungsglied zwischen den beiden großen Mittelpunkten einer frühen Kultur und verdankt diesem Umstand seine überragende Bedeutung.

So werden wir beim Studium des Kulturfortschritts, der Geschichte, mit einer weiteren geographischen Beeinflussung bekannt gemacht. Nicht nur *leben* die Menschen in Gegenden, wo das Dasein am leichtesten ist, in dem Sinn, daß am meisten Energie verfügbar ist, sondern sie *bewegen* sich in Richtungen, in denen die Fortbewegung am leichtesten fällt, wo zur Fortbewegung am wenigsten Energie aufgewendet zu werden braucht. Die Bewegung geht immer längs der Linie des geringsten Widerstandes, wie man sagt. Wenn es Straßen gibt, bewegen sich die Menschen auf diesen fort, aber lange, bevor Straßen bestanden, gab es schon Richtwege, auf denen dank geographischen Umständen die Fortbewegung leichter war als anderwärts. Das sind natürliche Wege, keine gebahnten Straßen. Eine Straße ist soundso viele Meter oder Fuß breit, ein solcher Weg hat keine bestimmte Breite. Es gibt einen Weg von der Tür eines Zimmers zum Kamin, den Weg, den man einschlägt, indem man alle Hindernisse vermeidet, die dazwischenliegen, aber es gibt keine Straße. Es kann einen Weg und viele Straßen geben. Der Weg von London nach Schottland geht nördlich zwischen dem Humber und den Höhen der penninischen Kette durch die Ebene von York und die Ebene von Newcastle, an der Küste entlang nach Edinburg. Die Hauptlandstraße nach Norden war und ist ein Teil davon; die große nördliche Eisenbahnlinie mit ihren Zubringern ist die entsprechende Schienenstraße. Es gibt keine Straße von Mesopotamien nach Ägypten, aber es gibt sehr ausgesprochene Wege, die streckenweise zu einem verschmelzen. Es war verhältnismäßig leicht, von Babylon das Tal des Euphrat hinaufzugelangen, dann quer zu dem Orontestal zwischen Li-

banon und Antilibanon, die Täler des Leontes und des oberen Jordan hinab, über die Ebene Esdraelon, vorüber an Megiddo oder Armageddon, dem Treffpunkt der Heere dieser kleinen Welt, durch das Land der Philister an der Küste des Mittelmeeres, dann durch den schmalen Streifen Wüste nach Ägypten. Für Händler, die einen gewissen Kulturgrad erreicht hatten, gab es einen weniger leichten, aber kürzeren Weg, auf dem sie deshalb Energie sparen konnten, wenn sie das schmale Nordende der Syrischen Wüste bis zur Oase von Damaskus durchquerten, — dem Sprungbrett für die Durchquerung der Wüste gegen Osten oder dem Landeplatz gegen Westen, und der Kernlandschaft von Syrien. Wie sie aber auch hinkommen mochten, weiterhin zogen sie alle durch Esdraelon und Philisterland.

Dieser natürliche Weg erlangte seine Bedeutung nicht von heute auf morgen; seine Bedeutung wuchs mit der Bedeutung der Länder, zwischen denen er lag. Den Verkehr, der sich darauf abspielte, darf man sich nicht einmal so lebhaft vorstellen, wie den auf einer Landstraße zweiten Ranges in England; aber es war der Weg, den der größte Teil alles Handels einschlug, der in diesem Teile der Welt damals betrieben wurde.

Natürlich brauchen wir nicht zu erwarten, daß die Länder, durch die der „Weg“ führte, so früh wie Ägypten oder Mesopotamien eine Geschichte haben würden. Zwischen diesen liegt ein weiter Raum, so daß eine Kultur hoher Ordnung bestanden haben und ihr Einfluß weitreichend gewesen sein mußte, bevor sie in Berührung untereinander traten. Sogar dann scheint die Berührung zunächst rein zufälliger Art gewesen zu sein. In den Zeiten der vierten Dynastie in Ägypten und Sargons von Akkad, also etwa 3800 v. Chr., wurden aus beiden Ländern Expeditionen in die Wüste von Sinai ausgesandt, um die dortigen Kupferminen auszubeuten, oder um brauchbaren Stein für die Bildhauerei zu finden. Aber im Laufe der Zeiten bewegte sich den „Weg“ entlang der Handel, Heere zogen auf ihm dahin, so daß dreitausend Jahre lang, während deren Ägypten und Mesopotamien die maßgebenden Länder der Erde waren, diese fruchtbaren Küsten der südlichen Levante eine Bedeutung annahmen, die ganz außer Verhältnis zu ihrer Größe stand. Da diese Heimat der Philister und Israeliten das Tor zwischen den beiden Großreichen der Alten Welt war, braucht man sich nicht zu verwundern, daß diese Völker eine so große Rolle in der Geschichte spielen, obwohl Palästina so klein ist, daß es nur etwa den Umfang von Wales hat.

Ägypten und Mesopotamien haben zu verschiedenen Zeiten das Recht der Oberherrschaft in Anspruch genommen, aber sogar wenn der Anspruch erhoben wurde, die Aufsicht war nicht immer wirksam, und in der Zeit, die wir betrachten, waren die Länder, durch die der „Weg“ zog, meist von Völkern besetzt, die niemand untertan waren und die, nachdem sie anfänglich in ständigen Kriegen untereinander gelegen hatten, nach und nach durch die Einsicht in die Vorteile, die ihnen der durchziehende Handel brachte, zivilisiert wurden. Erst um 1000 v. Chr., zur Zeit Davids und Salomos, als Ägyptens und Assyriens Macht zurückging, beherrschten die Bewohner des palästinischen Hügellandes, im Gegensatz zu den Küstenleuten, den Philistern, den „Weg“ so wirksam, daß sie ein Reich gründen konnten, das sich den anderen Reichen der Alten Welt vergleichen ließ. Als dieses Königreich in zwei Teile zerfiel, büßte es die Herrschaft über den „Weg“ ein und wurde wieder zu einem unbedeutenden kleinen Gebirgsstaat in seiner Nähe — allerdings zentral gelegen, aber nicht politisch wirksam. Nach-

dem es sich zuerst dem einen, dann dem anderen der zwei großen Reiche zugeneigt hatte, wurde das Königreich der Hebräer endlich in dem Ringen zwischen den beiden erdrückt.

Als die Reiche von Ägypten und Mesopotamien durch andere verdrängt wurden, verlor der Weg zwischen beiden seine Wichtigkeit, obwohl Jerusalem immer eine ungeheure Bedeutung behalten wird, aus Gründen, mit denen wir uns hier nicht zu beschäftigen haben.

Eine Wechselbeziehung zwischen geographischen Verhältnissen beeinflußte als nächste die Weltgeschichte — ein Verhältnis, das von der Verteilung von Land und Wasser abhing. Es versteht sich von selbst, daß der Mensch auf dem Lande leben muß. Staaten müssen auf dem Lande fußen, so daß sich die Geschichte zunächst und hauptsächlich mit dem Lande zu beschäftigen hat. Aber obgleich keine größere Gemeinschaft von Menschen dauernd auf dem Wasser leben, Energie vorteilhaft verwenden und ein geschichtliches Leben auf dem Wasser führen kann, so ist doch andererseits Fortbewegung, als der Siedelung entgegengesetzt, auf dem Wasser viel leichter möglich, als auf dem Lande. Auf dem Lande gibt es Schranken, die der Verbindung hinderlich sind, diese müssen überwunden, oder es müssen Umwege gemacht werden, um sie zu vermeiden: in jedem Fall muß Energie ohne entsprechenden Gewinn verausgabt werden. Nicht nur fallen diese Umstände weg, es bedarf außerdem eines weit geringeren Energie-Aufwandes, um eine bestimmte Masse auf dem Wasser zu bewegen, als auf dem Lande. Das heißt, Wasser ist viel geeigneter als das Land, um als „Weg" zu dienen, auf dem Menschen und Güter von einem Ort zum andern gebracht werden können.

Diese Tatsache war den beiden frühen Reichen bekannt. Der

Nil, Euphrat und Tigris lieferten nicht nur Wasser zur Bewässerung für die unmittelbaren persönlichen Bedürfnisse des Menschen, sie wurden auch als W e g e erkannt. Zuerst benützte man Flöße, bloße Bündel von Schilf; dann wurden Blasen verwendet, die einen stärkeren Auftrieb geben; später wurden auch leichte Boote gebaut, und in solchen mögen sich die babylonischen Händler um 3000 v. Chr. sogar auf die geschützten Gewässer des Persischen Golfs hinausgewagt haben; während es feststeht, daß die Ägypter ein oder zwei Jahrhunderte später bei einer bestimmten Gelegenheit mit einigen Schiffen das Rote Meer befuhren. Das waren Ausnahmefälle, die mit Erstaunen vermerkt wurden. Im allgemeinen blieben die Boote auf die Flüsse beschränkt.

Obwohl auf Flüssen weniger Energie verbraucht wird, als auf dem Lande, haben sie doch den Nachteil, daß die Menschen dahin gehen müssen, wo der Fluß hingeht. Flüsse und ganz besonders solche wie der Euphrat oder der Nil, die wenige oder keine Nebenflüsse haben, können sogar dann, wenn sie durch Kanäle ergänzt werden, nicht dieselben Dienste leisten wie das Meer, denn wenn das Meer einmal erreicht ist, kann man auf ihm überallhin bis ans Ende der Welt gelangen. So ist die geographische Verteilung von Land und Wasser von ungeheurer Bedeutung, und einer der wichtigsten Umstände dieser Verteilung liegt in der Tatsache, daß die Verbindung zur See leicht ist, eben weil die See eines ist und der Länder viele sind.

Aber selbst nach Jahrtausenden eines Kulturlebens verschloß das Geheimnis des Unbekannten diesen frühen Völkern eine eingehende Kenntnis der See. Jedermann war mit dem Lande vertraut, aber die fruchtbaren Gebiete, in denen Menschen lebten, waren vom Meer durch Sümpfe getrennt. Die durch das

Land fließenden Ströme waren etwas Vertrautes; aber niemand kannte das Meer, und sich darauf zu wagen galt als furchtbares Unternehmen. Als die Menschen endlich das Meer entdeckten, machten sie eine der größten Entdeckungen der Welt; von jetzt ab wurde es in die Geschichte einbezogen. Es war nicht länger eine unüberschreitbare Schranke, sondern ein Band, das alle Länder an seinen Ufern vereinte.

Es ist bezeichnend, daß die erste Entdeckung eigentlich von den Völkern gemacht wurde, die dort lebten, wo der große Überlandweg an das Meer kam. Hier ist am Fuß der Gebirge ein fruchtbarer, wenn auch schmaler Streifen Küstenland ohne Küstensumpf; hier ist das Meer tief. So sind die Bewohner dieses Landes nie außer Sicht der See; sie sind genötigt, daran zu denken und sie können mit weit geringerer Mühe als anderwärts ihre Schiffe von Stapel gehen lassen.

Es war auch von ganz überragender Bedeutung, daß das so entdeckte Meer gerade das Mittelmeer war. Wie schon vielfach gezeigt worden ist, kann dort Seemannskunst, nicht nur Flußschiffahrt, erlernt werden. Wie sein Name besagt, ist es inmitten von Ländern gelegen, und weil es eine Inlandsee ist, haben nicht nur Stürme darauf weniger Gewalt als auf dem offenen Ozean, sondern es ist — was für diese Seefahrer der alten Zeit sogar noch wichtiger war — ein Meer ohne Gezeiten, so daß solche kleine Fahrzeuge, wie sie damals fast alle waren, überall und immer leicht landen konnten. Diese Vorzüge teilt es mit dem Persischen Golf und mit dem Roten Meer, wenn auch seine viel größere Ausdehnung von Wichtigkeit war. Aber es hat andere Vorzüge, die keines der anderen Meere besitzt. Seine Küsten sind im großen und ganzen fruchtbarer und es fehlt ihm nicht an guten natürlichen Häfen; bei seinen vielen vorspringenden Landzungen und Einschnitten in der Küstenlinie, mit seinen Inseln, die sich aus dem Wasser erheben, braucht man sich nie weit außer Sichtweite des Landes zu begeben und kann sich immer dahin flüchten. Es ist eine wahre Kinderstube für angehende Seeleute.

Als dieses Meer in seiner Eigenschaft als Weg entdeckt wurde, war es natürlich, daß die Völker des Verbindungslandes, des Sprungbrettes, die Phönizier, die Bewohner der Stadtstaaten von Tyrus und Sidon und die übrigen, ihren Platz als wichtige Faktoren jener kleinen Welt des Altertums einnahmen. Es darf mit Fug und Recht erwartet werden, daß die auf das Meer gegründete Form der Kultur sich später entwickeln würde, als die Formen, von denen wir bisher gesprochen haben. Es ist natürlich, daß diese Staaten sich erst dann entwickelten, als der Seeweg als solcher erkannt war, und daß danach noch lange Zeit vergehen mußte, ehe der Geist der Menschen durch die damit verbundenen Ideen zur Tatenlust angestachelt wurde. Immerhin waren die Phönizier um 1600 v. Chr. als Handelsvolk zur See anerkannt, so daß sie lange vorher ihre abenteuerliche Laufbahn begonnen haben müssen. Es ist möglich, daß sie ursprünglich, dem natürlichen Landweg entlang, von Babylonien gekommen sind, wo sie schon mit dem Handel auf Booten vertraut waren und wo ein klarer Himmel zum Studium der Astronomie anregte, die von unermeßlichem Nutzen war, wenn sie ihre Schiffe bei Nacht leiteten. Wenn dem so ist, hat sie ihre neue Umgebung angespornt, in neuen Richtungen vorzugehen. Unter den längs der Küste zerstreuten Städten hatte zuerst Sidon, dann Tyrus die Führung, wenn es galt, Schiffe nach den Ländern der Barbaren zu entsenden und dabei immer weiter und weiter zu schweifen. Es ist möglich, daß sie zuerst zum

Fang der Purpurschnecke auszogen, die in immer steigender Zahl verlangt wurde, um königliche Gewänder mit tyrischem Purpur zu färben.

Wie dem auch sein mag — die Suche nach dem Farbstoff war nicht ihr einziges Ziel. Jede Art von Handel war ihnen willkommen, solange er die Mühe lohnte; und damit er mit größerer Sicherheit betrieben werden könne, wurden von einem Ende des Mittelmeeres zum anderen Kolonien errichtet, so daß um 1000 v. Chr. der phönizische Staatenbund, wenn auch lose geeint, ein Ganzes bildete, mit dem gerechnet werden mußte. Freilich beherrschten sie nur eine sehr geringe Landfläche, denn sie waren im wesentlichen Händler, und Händler brauchen keine großen Flächen fruchtbaren Landes, um darauf ihre Lebensmittel zu bauen; sie können diese mit dem Gewinn aus ihrem Geschäft kaufen. Tyrus, Sidon und Karthago beherrschten nur kleine Gebiete in ihrem Umkreis, und ihr Land war kein zusammenhängendes Ganzes, wie das von Ägypten oder Babylonien; es war über die Küsten des Mittelmeeres zerstreut, das diese vereinzelten Landgebiete zu einer Gesamtheit anderer Art vereinigte, als alle, die vorhergegangen waren.

Nicht nur war die Herrschaft der Phönizier eine neue Erscheinung, sie hatten auch als Einzelwesen moralische Eigenschaften neuer Art, die von ihrer Umgebung in ihnen hochgezüchtet worden waren. Daß die Märkte in den Ländern der Barbaren ihnen so lange offen standen, beweist, daß ihr Verhalten ihnen Achtung verschaffte. Der Handel ist friedlichen Wesens; das hatten sowohl Ägypter als Babylonier gelernt. Aber die Phönizier lernten noch mehr: sie lernten, tapfer zu sein und waren doch nicht bloße Kämpfer wie die Assyrer. Beständige Fahrten auf stürmischer See in gebrechlichen Fahrzeugen er-

zeugte nicht nur eine hochgemute Art von Tapferkeit, sondern auch eine Liebe zur Freiheit, die sie fähig machte, sogar der Macht der assyrischen Heere mehr als einmal zu widerstehen.

Obwohl es Assyrien nicht gelang, den phönizischen Handel zu übernehmen, schädigte es ihn, den es nicht an sich reißen konnte, doch so, daß vom 6. Jahrhundert v. Chr. an die Phönizier aus Phönizien eine geringere Rolle spielten. Sie wurden aber nicht endgültig vernichtet, ehe sie sich nicht einer Seemacht gegenübersahen, deren Geschichte wir nun zu betrachten haben.

V

DAS MEER:

GRIECHENLAND

Wir haben gesehen, wie in Ägypten und Mesopotamien unter dem Schutz von Wüsten und Sümpfen alte Kulturen emporwuchsen; wie als Ergebnis des natürlichen Verkehrs zwischen ihnen andere Staaten Bedeutung erlangten und wie das Meer zu einem verbindenden Band wurde, nachdem es lange nur eine Schranke gewesen war. Mit dieser Betrachtungsweise haben wir uns einer natürlichen Reihenfolge angeschlossen. Wir müssen nun betrachten, wie außer in Phönizien und Ägypten an anderen Stellen das Meer seinen Einfluß übte, zuerst als Schutz, später als Band.

Das Volk, mit dessen Wohnsitzen wir uns zu befassen haben, nannte sich selbst Hellenen, während wir es als Griechen bezeichnen. Die Heimat dieser Hellenen war Hellas oder, wie wir sagen, Griechenland. Wo auch immer Griechen waren, da war Hellas, und mit Hellas haben wir es hier zu tun. Eine verbreitete falsche Vorstellung muß vermieden werden. Wenn wir eine moderne politische Landkarte ansehen und dann an Griechenland, lediglich als an den südwestlichsten Ausläufer der Balkanhalbinsel denken, wo die Gebirgsketten anfangen, gegen das Meer zu abzusinken, haben wir insofern recht, als das wirklich das

jetzige Königreich Griechenland ist. Wir irren uns aber, wenn wir dieses Land als die ausschließliche Heimat auch der modernen Griechen ansehen, und wir irren noch weiter, wenn wir an dieses Gebiet als an das Griechenland denken, dessen Geschichte nun zu betrachten ist.

Wenn wir eine Karte ansehen, auf der die Verteilung der Rassen im nahen Osten dargestellt ist, werden wir finden, daß das wirkliche Griechenland, das wirkliche Land der Griechen, bis zum heutigen Tage alle Küsten, Halbinseln und Inseln des Ägäischen Meeres umfaßt, und das Ägäische Meer ist unter allen Meeren dasjenige, dessen Oberfläche von den meisten Inseln besetzt ist und dessen Küsten in ihrem gleichmäßigen Verlauf durch die meisten Halbinseln und Vorgebirge unterbrochen werden. So dicht ist es mit Inseln übersät, daß der Name, den die Griechen ihrem wichtigsten Meer gegeben haben, für uns gleichbedeutend mit einer Anhäufung von Inseln geworden ist. Das unterstreicht nur die Eigenart, auf der die Bedeutung dieses Meeres beruht, denn die älteste Kultur in Europa, von der wir irgendwelche Kenntnis haben, erwuchs auf diesen Inseln und Halbinseln.

Hier finden wir Länder, die durch geographische Verhältnisse so geschützt waren, daß die Menschen Gelegenheit hatten, ungestört durch äußere Einmischung eine Kultur zu vervollkommnen. In diesen Gebieten entstanden zwei entgegengesetzte Formen der Kultur; welche von beiden die ältere war, entzieht sich noch unserer Kenntnis.

1. Einerseits wurde auf der großen Insel Kreta, auf dem Peloponnes, der fast einer Insel gleichkommt, und an einigen anderen bevorzugten Stellen allmählich eine höhere Lebensform herausgebildet, weil diese Länder gleichzeitig Schutz gegen Ein-

fälle boten und doch Raum für eine beträchtliche Ausdehnung gewährten. Die Lebenslage des Volkes verbesserte sich nach und nach, so daß um 2000 v. Chr. große Steinbauten errichtet und viele Künste und Gewerbe einfacherer Art geübt wurden. Die so erbauten Städte wurden möglichst tief ins Binnenland gelegt: so verminderten sie die von der See her drohende Gefahr; Seefahrer pflegten wohl Küstensiedler anzugreifen, waren aber zu vorsichtig, um sich weit von ihrem Element, der See, fortzuwagen.

2. Andererseits gab es sogar in diesen frühen Zeiten schon seefahrende Leute. Möglicherweise kamen sie von den kleineren Inseln, auf welchen das Meer immer in Sicht war, so daß es notwendig allen vertraut sein mußte. So ist es wahrscheinlich, daß die Bewohner dieses Landes sogar noch früher als die Phönizier Boote gebaut haben und von Ort zu Ort gefahren sind.

Verständlicherweise wich auch an den Sitzen der Kultur, in den geschützten Gebieten mit ihrer weiteren Entwicklung, das Grauen der Menschen vor dem Meere einer besseren Kenntnis der See. Als diese Kultur ihren Höhepunkt erreichte, also etwa zur Zeit der 18. Dynastie, um 1600 v. Chr., hatte sie sich so über alle Inseln der Ägäis und über die Küsten Kleinasiens verbreitet; sie hatte Spuren in den Ländern hinterlassen, die später Italien und Sizilien genannt wurden, während jedenfalls die Schiffe von Kreta den Ägyptern bekannt waren und am Hofe der Pharaonen Gesandtschaften empfangen wurden. Es war aber eine sich verbreitende Kultur, nicht ein beherrschendes Reich.

In frühen Zeiten war das Meer eine Schranke, so daß in Griechenland wie in Ägypten geographische Verhältnisse bestanden, die der Entwicklung einer Frühkultur förderlich waren; aber die Unterschiede müssen ebenso sorgfältig ins Auge gefaßt werden wie die Ähnlichkeiten. Wie Babylon inmitten seiner Sümpfe anders war, als das von Wüsten umgebene Ägypten, so war das vom Meer beschützte Griechenland wieder anders, als jedes dieser beiden. Ägypten ließ sich vermöge seiner Längsausdehnung in zwei natürliche Landschaften teilen: Ober- und Unterägypten, — das Königreich des Nordens und des Südens, wie sie genannt wurden, — das Delta und das Tal, und diese wieder in kleinere Bezirke oder „Nomen"; aber diese waren untereinander nicht durch ausgesprochene natürliche Grenzen getrennt, so daß Ägypten in geschichtlicher Zeit meist unter einem Herrscher, gelegentlich unter zwei Herrschern stand und nur in Ausnahmefällen die Herrschaft so geteilt war, daß die Nomen unabhängig waren. Wenn Babylonien auch viel geschlossener war als Ägypten, so hatte es doch eine weit größere Neigung zum Zerfallen in kleinere Staaten, weil die Schranken zwischen diesen kleineren Staaten bedeutender waren und weil die einigende Macht des Stromes sich nicht so stark fühlbar machte. Weil aber diese Schranken nicht vollständig waren, wurden die Staaten Babyloniens doch mit der Zeit genötigt, eine Art von Verbindung untereinander einzugehen. Aber die Inseln und Halbinseln Griechenlands waren, solang das Meer als Schranke wirkte, sehr vollständig nicht nur von allem anderen getrennt, sondern auch voneinander; sogar als das Meer verbindendes Element wurde, lagen immer noch Entfernungen zwischen ihnen; die Grenze war nicht eine Linie, sondern eine Fläche.

Diese Verhältnisse beeinflußten die Geschichte nicht nur mehr oder weniger unmittelbar, indem sie eine Art des Handelns leichter möglich machten als eine andere, sie beeinflußten die Geschichte auch mittelbar, wenn auch nicht weniger wirksam, indem sie auf den Geist der Griechen einwirkten. Diese betrachteten das Meer mit anderen Augen als die Phönizier. Für

die Phönizier war das Meer ein Mittel, um Handelswege anzulegen; für die Griechen war es ein Mittel, ihre Unabhängigkeit zu erhalten. Für die Phönizier war es vornehmlich ein Weg; für die Griechen war es vornehmlich eine Schutzwehr. Hauptsächlich aus diesem Grunde liegt ein Kennzeichen der griechischen Kultur in dem unbändigen Unabhängigkeitsgefühl, das ein jeder Staat nicht nur gegen Angehörige fremder Rassen, sondern sogar gegen andere griechische Staaten hegte. Und dieses Gefühl wird durch die großen Unterschiede gestärkt, die infolge der landschaftlichen Eigenheiten und der dadurch bedingten klimatischen Verschiedenheiten sogar zwischen angrenzenden Teilen des Hauptlandes bestehen. So empfand jeder Staat seine eigene Einheit so stark, daß niemals ein griechisches Gesamtreich entstehen konnte.

Dies war keine vorübergehende Wirkung. Um 1000 v. Chr. unterlag die Kulturform des Landesteils, der dem jetzigen Griechenland entspricht, einer Veränderung. Stämme aus dem Norden brachen in das Land ein und eine Zeitlang schien ein Rückschlag einzutreten. Dieser war aber nicht dauernd, denn der Zustrom frischen Blutes trug dazu bei, die eigenartig griechische Form der Kultur zu beleben und sie trug nur um so herrlichere Frucht. Damit haben wir im Augenblick wenig zu tun. Bemerken müssen wir aber, daß trotz einigen Veränderungen in der Verteilung der Staaten die Einwirkung geographischer Verhältnisse sich wenig geändert hatte und daß diejenigen Änderungen, die tatsächlich erfolgten, dem veränderten Einfluß dieser Verhältnisse auf den Geist der Menschen zuzuschreiben sind, die nach und nach unbewußt Methoden erlernt hatten, durch die Energie erspart werden konnte. Die neuere griechische Kultur breitete sich über die Inseln und Halbinseln

der Ägäis in der gleichen Weise aus, wie die ältere, aber sie verbreitete sich rascher, weil das Meer besser bekannt war und weil man seine Eignung als Weg entdeckt hatte. Auf der anderen Seite ist aber die in langen Jahren gewonnene Erfahrung, daß das Meer ein Schutz ist, und die Auffassung des Lebens, die durch diese Erfahrung bedingt ist, ebenso deutlich in der späteren wie in der früheren Geschichte erkennbar.

Die innere Geschichte von Hellas liefert Beispiele für die Wirksamkeit geographischer Bedingungen. Zwar entstanden einige neue Staaten. Statt von Argolis und Theben hören wir von Sparta und Athen, aber deren Geschichte verläuft genau so, wie es zu erwarten war. Infolge der einander widersprechenden Interessen der kleinen Einheiten sehen wir während der drei bis vier Jahrhunderte, in denen wir klaren Einblick in Griechenlands Geschichte haben, einen beständigen kaleidoskopartigen Wechsel. Jede Einheit besaß nur wenig Bestand und Dauer; ja sogar die einzelnen Mitglieder jeder Einheit waren in einer ähnlichen Lage und fühlten, daß die Ansprüche des Einzelnen zu berücksichtigen seien. Durch alles hindurch zeigt sich deutlich die grundlegende Bedeutung des Meeres; die innere Geschichte dieser griechischen Staaten — Griechenlands im weiteren Sinn — besteht in einem Kampf um die Obmacht zwischen Bünden solcher Stadtstaaten, deren Macht überwiegend auf dem Lande beruhte, und solchen, deren Schwergewicht in der Herrschaft über die See lag. Wie wir die Dinge jetzt sehen, scheint es natürlich, daß der Sieg lange Zeit denen verblieb, deren Macht auf der Seeherrschaft beruhte, wenn auch diese Zeit verhältnismäßig kurz war, da sich die übliche Neigung zum Auseinanderfallen geltend machte.

Die äußere Geschichte ist ebenso lehrreich. Wir haben ge-

sehen, daß für die Griechen das Meer eine Schutzwehr bedeutete, während es für die Phönizier ein Weg war. Für die Phönizier bedeutete es nur einen geringen Schutz, weil die Gefahren, die sie bedrohten, nicht von der Seeseite, sondern von der Landseite kamen. In ihrer ersten Begeisterung, unbelästigt von Nebenbuhlern, höchstens von vereinzelten Seeräuberschiffen, zogen sie in große Fernen und wurden weit zerstreut. Wenn man den Namen Phönizien so auffaßt, daß alle Länder inbegriffen sind, die unter phönizischem Einfluß standen, so war es viel weniger geschlossen als Griechenland, weil es noch keine Seemacht hatte, ja nicht einmal deren Idee erfaßt hatte. Es war den Phöniziern noch nicht in den Sinn gekommen, daß der Handel ebensogut geschützt und verteidigt werden müsse, wie die Landwirtschaft: daß Handelsschiffe, die auf weiter See umherfahren, ebensowohl organisierte Verteidigung verlangen, wie Städte und Staaten, die ihren festen Sitz auf dem Lande haben. Es war natürlich, daß sie so denken mußten, da sie keine Nebenbuhler hatten. Aber wenn auch Schutz für den Handel notwendig sein mag, so gibt es doch zur See keinen natürlichen Schutz; wo immer das Meer ist, da ist auch freier Weg, der für niemand verschlossen ist. Die einzige Verteidigungsmöglichkeit liegt bei den Seeleuten selbst, und wenn alle anderen Verhältnisse gleich sind, wird die Verteidigung um so wirksamer sein, je mehr Seeleute sich an einem Platz befinden. Indem sie das Meer als Schlachtfeld ansahen, waren andererseits die Griechen wenig geneigt, anderen einen Anteil an den Vorteilen der See zu gönnen und waren um so besser in der Lage, ihren Willen durchzusetzen. Es ist also durchaus nicht verwunderlich, daß die Griechen, als sie endlich selbst Handelsleute wurden, etwas vorsichtiger vorgingen und es eher vermieden, ihre Unternehmungen auf Gebiete auszudehnen, wo sie voraussichtlich im Nachteil sein würden; so vermochten sie es, die Phönizier mit Gewalt vom Handel mit vielen Ländern zu verdrängen, zu denen sie verhältnismäßig leichten Zugang hatten. Den Phöniziern lag nie am Kampf um seiner selbst willen, und sobald sie den Druck des Wettbewerbes fühlten, gingen sie in dem Bewußtsein, daß für alle Raum sei, ganz einfach anderswohin. Als die Griechen Handelsleute wurden — durch das Beispiel der Phönizier angeregt oder als natürliche Folge der geographischen Verhältnisse, noch wahrscheinlicher infolge beider Einflüsse — vertrieben sie ihre Nebenbuhler aus dem östlichen Mittelmeer und machten es zu dem ihrigen.

Nicht allein mit den Phöniziern kamen die Griechen in Konflikt. Wir haben gesehen, daß nach dem Fall von Ninive die Meder über einen großen Teil des assyrischen Reiches herrschten. Den Medern folgte in kurzer Frist ein anderes Volk, das von der Gebirgsumrandung des iranischen Hochlandes kam. Die Perser beherrschten das ganze assyrische Königreich und dehnten ihre Grenzen nach fast allen Richtungen aus, mit dem Ergebnis, daß zum erstenmal in der Geschichte eine Landmacht dazu kam, einer Seemacht entgegenzutreten. Griechenland schloß die Küsten von Kleinasien in sich. Diesen Küsten näherten sich nun die Perser von den dahinter gelegenen Hochländern aus, nachdem sie das Königreich des Krösus erobert hatten, das Assyrien niemals tributpflichtig gewesen war. Wahrscheinlich meinten die persischen Herrscher, daß die Bewohner dieser Küstenländer sich gleich unterwerfen würden, wie es die Phönizier getan hatten. Diese hatten keinen rechten Begriff von der schützenden Macht des Meeres, beugten sich dem Sturm, zahlten Tribut und trieben ihren Handel wie zuvor. Ihnen war es

natürlich, so zu handeln; sie taten damit das ihrer Natur Gemäße und ihr Tun machte sich bezahlt. Aber die Griechen sahen die Dinge anders an: wieder ist die wichtige Tatsache die geistige Einstellung, die von den geographischen Verhältnissen mit verursacht wird. Sogar den Griechen Kleinasiens war Unabhängigkeit mehr als Handel, und die Küsten Kleinasiens waren nur ein Teil von Griechenland. Sie blickten nach dem Meer hin, nicht nach dem Lande, sie schauten von Persien weg, nicht darauf hin. Die Phönizier der phönizischen Küste konnten von den Kolonien, die sie gegründet hatten, keine Hilfe erwarten; die Griechen von Kleinasien konnten beständig Unterstützung von ihren Brüdern jenseits des Meeres erhalten. Die Griechen auf dem Festland konnten wohl zeitweilig durch ein Heer unterworfen werden, aber dann blieben immer noch die Griechen über See und auf den Inseln, die eine für Landmächte ohne Flotte unzugängliche Basis bildeten. Ein Seevolk kann nur durch eine Seemacht zerschmettert werden. Schließlich benützte Persien die Schiffe der von ihm abhängigen Völker, besonders der Phönizier, aber auch der Cilizier und sogar der Ägypter und versuchte, die Griechen über See zu bezwingen. Xerxes sandte sein Heer über Land — wahrscheinlich das größte, das die Welt je gesehen hatte oder mehrere Jahrhunderte lang sehen würde — und die bloße Furcht davor brachte viele Griechen dazu, sich ohne Schwertstreich zu fügen; aber in Salamis, in der ersten der großen Seeschlachten, die die Welt sah, hat der kleine Seestaat Athen, zur Verzweiflung getrieben, die Flotte des Xerxes überwältigt und die Herrschaft des großen östlichen Reiches über das Meer im Keim zerstört. Es muß beachtet werden, daß die geistige Einstellung des persischen Königs, seine mangelnde Vertrautheit mit dem Meer,

nicht der Mangel an Schiffen der wunde Punkt war. Am Ende der Schlacht hatte Xerxes mehr kampffähige Schiffe als die Griechen, aber weil Xerxes aus einem Lande kam, wo man das Meer als etwas Fremdes ansah, weil er kein Seemann war, mißtraute er dem Meere und zog sich als besiegt zurück. Wenn seine Flotte ganz zerstört worden wäre, hätte das nicht mehr zu bedeuten brauchen, als daß das Kriegsglück gegen ihn sei; aber der Rückzug, während seine Flotte zahlenmäßig stärker war, bedeutete das Zugeständnis, daß die Seeherrschaft für die Perser unerreichbar sei.

Das war im Jahre 480 v. Chr. In eine geringere Zeitspanne als die nächsten eineinhalb Jahrhunderte ist das goldene Zeitalter Griechenlands zusammengedrängt, in dem die Männer gelebt haben, die griechische Kultur denkwürdig gemacht haben. Während dieser ganzen Zeit ist der Einfluß des Meeres, unmittelbar oder mittelbar, immer bedeutend. Es ist bezeichnend, daß eine der am besten bekannten Anekdoten der ganzen Geschichte die von dem Freudenruf der Zehntausend ist, deren Augen nach Monaten der Wanderung die Gewässer des Pontus Euxinus wiedersahen. Ihr Freudenruf: „Das Meer, das Meer!" lenkt die Aufmerksamkeit auf die beherrschende Macht in der Geschichte der Griechen, und er ist um so auffälliger, als er von einem Heer ausging, das größtenteils aus Spartanern zusammengesetzt war, die das Meer etwas weniger schätzten als ihre Brüder.

Ebenso wie es natürlich war, daß Athen, als der am meisten vom Meere abhängige Staat, zum Werkzeuge werden mußte, das die Waffen des Xerxes zunichte machte, so war es auch unvermeidlich, daß Athen die Führung in Griechenland übernahm, und sie länger festhielt, als irgendein anderer Staat. Aber

dieser Zeitraum war an sich kurz — einige sechzig Jahre. Als man sich auf eine Eroberungspolitik über See einließ, wurde eine ihrer Flotten in Sizilien von anderen Seeleuten zerstört und Athens Ansehen war im Augenblick dahin. Als eine andere Flotte, beim Versuch, einen aus dem Schwarzen Meer kommenden Korntransport zu schützen, in den Dardanellen ebenfalls zerstört wurde, war seine Regenerationskraft nicht stark genug, um die Belastung zu ertragen; es wurde durch Hunger zur Unterwerfung gebracht und wurde wieder nebensächlich.

Auf Athen folgte Sparta, aber kaum eine Generation lang, auf Sparta Theben für kaum zehn Jahre, ehe wiederum die Kräfte des Zerfalls zu stark wurden. Theben hatte nie Gewalt über das Meer, und Sparta hatte sie nur wenige Jahre nach Athens Sturz. Danach wurde sie teilweise durch die Athener wiedererlangt, teilweise von den griechischen Stadtstaaten in Kleinasien behauptet, teilweise auch von den Phöniziern. Diese waren, wie schon gesagt, durch ihre geographische Lage genötigt gewesen, ihr Los mit dem Persiens in die gleiche Wagschale zu werfen. Die griechischen Staaten von Kleinasien waren in keiner viel besseren Lage, obwohl sie manchmal nicht umsonst um Hilfe nach Griechenland ausschauten. Mit ihrer Unterstützung konnte der Perserkönig, wenn Griechenland uneinig war, bei zwei Gelegenheiten eine Art von Oberhoheit über ganz Griechenland wenigstens beanspruchen, wenn auch nicht tatsächlich ausüben.

Zwei Bedingungen mußten erfüllt sein, sollte ganz Griechenland geeinigt werden: wirksame Beherrschung des Meeres und wirksame Beherrschung des Landes. Griechenland bestand aus Inseln und Halbinseln. Die Inseln können selbstverständlich nur

durch Seemacht zusammengehalten werden; die Halbinseln werden immer vom Lande her verwundbar bleiben. Als eine organisierte Landmacht aufkam, waren die uneinigen Staaten in dem Gebiet des jetzigen Griechenland samt und sonders genötigt, zeitweilig eine einzige Oberherrschaft anzuerkennen, und als sich der Macht zu Land noch die Macht zur See gesellte, entstand ein Staat, der stark genug war, sich nicht nur das ganze Griechenland zu unterwerfen, sondern für kurze Zeit die ganze Welt, die damals geschichtliche Bedeutung hatte, zu einigen. Die mazedonischen Eroberungen Philipps und Alexanders zeigen die wirkende Kraft einzelner Menschen auf den Lauf der Geschichte. Trotzdem ist die Wirkung der geographischen Verhältnisse, wenn sie auch in diesem Falle nicht so klar zutage treten, wie in anderen, doch nicht weniger wirksam, ja, sie treten vielleicht doch klar zutage, wenn man sich daran erinnert, daß die geographischen Verhältnisse ihre Wirkung auch dadurch hervorbringen, daß sie den Geist der Menschen beeinflussen.

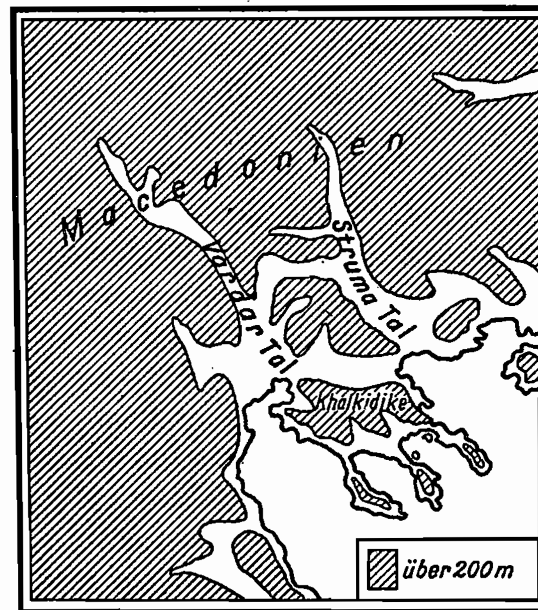
Die kleine Welt, die den Menschen — den zivilisierten Menschen — damals bekannt war, bestand nun aus Ägypten, Mesopotamien, Griechenland und den dazwischenliegenden Ländern. Jenseits dieses Kreises lagen Länder und Meere, von denen die Bewohner der von Gebirgen und Wüsten umrandeten Gebiete eine unbestimmte Kenntnis hatten. Die Gebirgsbewohner, die Meder und Perser im Osten, waren nach Mesopotamien herabgestiegen, und bei ihrem Zug nach Westen hatten sie in den Meeren und Hochländern Griechenlands eine Schranke für ihre Eroberungen gefunden. Dadurch hatten sie die Aufmerksamkeit der Griechen und besonders der europäischen Griechen zwangsläufig auf das Vorhandensein einer großen Kulturmacht im Osten gelenkt. Die Griechen gewöhnten sich also daran, ostwärts

zu schauen und machten sich nach und nach klar, daß sie leichter nach Osten gelangen konnten, als Xerxes nach Westen gelangt war. Die „Zehntausend", deren griechische Geburt und Erziehung sie als Einzelmenschen den Asiaten überlegen machten, hatten gezeigt, daß ein Einfall dort möglich sei. Agesilaos von Sparta hatte einen Einfall unternommen, und Jason von Thessalien hatte von der Eroberung Persiens durch ein geeintes Griechenland geträumt. Aber sowohl Agesilaos als Jason hatten ihre Ziele nicht erreichen können, wenn auch nur deshalb, weil Griechenland so uneinig war. So war der Gedanke der Eroberung des Ostens durch hellenische Streitkräfte nichts Neues; es war das natürliche Ergebnis geographischer Verhältnisse.

Die Möglichkeit der Ausführung war ganz ebenso das Ergebnis geographischer Verhältnisse. Mazedonien ist nicht ganz griechisch. Es liegt weiter ab vom Meer, als irgendein anderer Staat Griechenlands; es hat die größten Flüsse und größten Täler in ganz Griechenland. So waren die Mazedonier nicht im gleichen Maße Seeleute wie die Griechen; sie waren zum überwiegenden Teil Landratten und Gebirgler. Durch die Nähe der Griechen waren sie bis zu einem hohen Grade zivilisiert, aber durch ihre Entfernung von der See erhielten sie sich mehr von ihren primitiven Sitten, besonders den Gehorsam gegen die Autorität ihrer Häuptlinge. Das machte sie zu ausgezeichneten Kriegern, besonders als der Kampf mehr und mehr zu einer Wissenschaft wurde, als beim Kampf Energie sparsam verwendet und das Heer mehr und mehr zu einer Maschine wurde, als zehntausend Menschen durch Drill dazu gebracht wurden, wie eine solche zu handeln. Da sie selbst durch ihre Entfernung Angriffen weniger ausgesetzt waren, ist es natürlich, daß sie zu gegebener Zeit mit Erfolg den Versuch unternehmen konnten,

an dem andere Männer gescheitert waren, ihre Oberherrschaft ganz Griechenland aufzuerlegen.

Doch fehlte in Mazedonien nicht, wie in Persien, jede Vertrautheit mit dem Meere; sobald es sich über seine Flußtäler hinaus ausdehnte, kam es sofort in Berührung mit der weit



Mazedonien

vorspringenden Halbinsel Chalkidike und ihren vielen vom Meere abhängigen Handelsstädten. Noch weitere Ausdehnung brachte es sofort in eine Lage, die es ihm ermöglichte, den Hellespont zu beherrschen.

Mazedonien war also in einer ganz anderen Lage als Persien oder Sparta, die beiden vorwiegend auf Landmacht gegründeten

Reiche, die es bisher versucht hatten, Griechenland zu beherrschen. Persien hatte danach gestrebt, von weither die Küstenstädte Kleinasiens zu beherrschen, Sparta hatte eine Zeitlang über ein Meer hinweg, das es nicht wirklich beherrschte, den Hellespont zu halten versucht. Die Lage Mazedoniens, einer Landmacht mit Seegeltung, war stärker als die der beiden andern; um Chalkidike liegen keine Inseln, die einer feindlichen Seemacht hätten Stützpunkte gewähren können, und die ganze Küste ist leicht erreichbar.

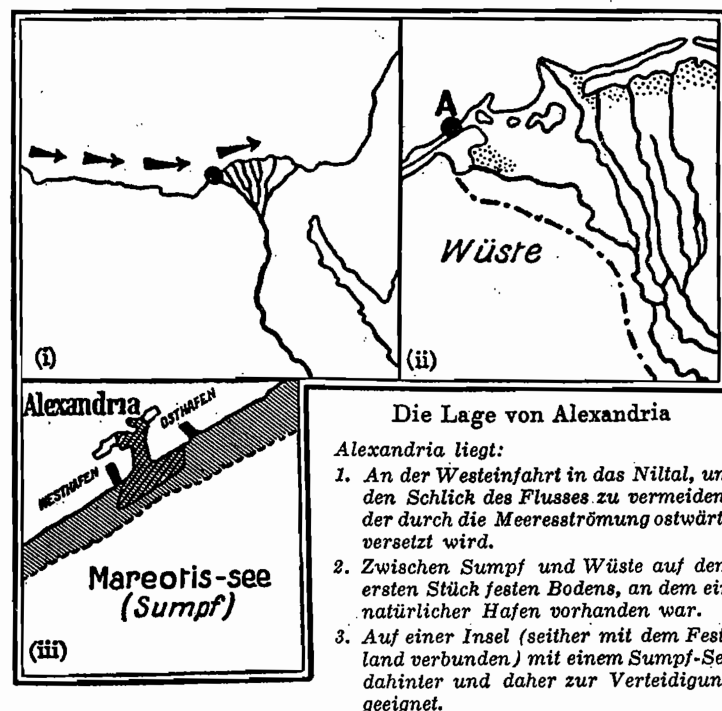
Es ist selbstverständlich, daß ein Volk, das dieses Gebirgsland bewohnt und durch seine geographische Lage neue Lebenserfahrungen gewonnen hatte, nicht dahin gehen würde, ohne irgendwelchen Einfluß auf seine Umwelt geltend gemacht zu haben; möglicherweise hätte einer oder der andere unter den griechischen Staaten Männer hervorbringen können, die das hätten tun können, was Philipp oder Alexander vollbracht haben; aber wenn Kräfte, die ihren Ursprung in Griechenland hatten, jemals die Welt überwältigen sollten, mußten sie naturhafterweise von Mazedonien ausgehen. Einerseits mußte hier, mit einem Kontinent im Rücken, die Idee eines auf Landbesitz gegründeten Reiches viel mehr Werbekraft haben, und es mußte viel klarer sein, daß zum Erobern von Land ein Heer gehöre, andererseits konnte nicht die Furcht vor dem Meer vorhanden sein, die Festlandbewohnern natürlich ist; wenigstens die scharf denkenden Köpfe mußten einsehen, daß die Beherrschung der See eine notwendige Vorbedingung dazu sei.

Philipp kettete alle griechischen Einzelstaaten an Mazedonien, indem er die Eifersucht der Griechen untereinander ausnützte. Alexander gelang es, durch Zusammenwirken von Heer und Flotte, einer Verbindung, die damals zum erstenmal erfolgreich im großen Maßstab angewendet wurde, fast alle Länder zu erobern, die darauf Anspruch hatten, zivilisiert genannt zu werden; er ließ die Flut griechischer Kultur auf ganz Kleinasien, Ägypten, Mesopotamien, das persische Hochland und Turan einströmen und regte sogar vorübergehend die Völker Indiens an, die von der ganzen Außenwelt abgeschlossen langsam an der Vervollkommnung einer eigenen Kultur gearbeitet hatten.

Das griechische Ideal war aber nicht sowohl Gründung eines Reiches, als Ausübung politischen Einflusses. Das Reich war von zwei Männern geschaffen worden, während die Fähigkeiten der Griechen zum Regieren unverändert blieben. Es ist also kein Wunder, daß nach Alexanders Tod sein ganzes Reich in Trümmer fallen mußte, daß die natürlichen Landeinheiten — Ägypten, Mesopotamien, Persien, Kleinasien, Griechenland und Thrazien — in verschiedene Hände gelangten, daß in den darauf folgenden Wirren diese Länder nach und nach auseinander rückten, wenn sie auch meist von griechischen oder mazedonischen Dynastien regiert wurden; daß Griechenland selbst auch jetzt noch von inneren Zwistigkeiten zerrissen war, und daß es in nicht ferner Zeit in einem neuen westlichen Reich aufging.

Aber das Meer fuhr auch weiterhin fort, die griechische Geschichte zu beherrschen. Der ganze östliche Teil des Mittelmeers war von griechischer Kultur durchdrungen. Griechische Städte entstanden in fremden Ländern. Zum erstenmal wurde die Hauptstadt Ägyptens nahe der See angelegt. Die alten Hauptstädte Theben und Memphis lagen im Inland; als die Griechen herrschten, mußten sie ihre Hauptstadt Alexandrien da anlegen, wo sie frische Kräfte von ihrer Operationsbasis in Hellas jenseits des Meeres herbeiziehen konnten. Auch Antiochien verdankte sein Gedeihen und seine Bedeutung der Lage in dem

Tor zwischen den Hochländern des Nordens und des Südens, von wo aus vermittels des Euphrat der Zugang zu Babylonien frei war; es stand nicht nur mit dem Zugang von der Seeseite, sondern auch mit dem Zugang von der Landseite in Beziehung,



Die Lage von Alexandria

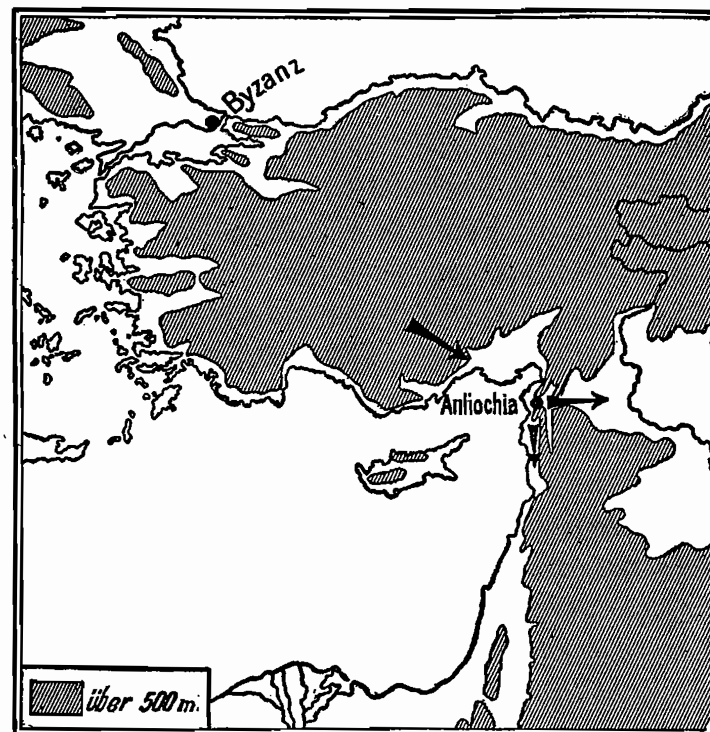
Alexandria liegt:

1. *An der Westeinfahrt in das Niltal, um den Schlick des Flusses zu vermeiden, der durch die Meeresströmung ostwärts versetzt wird.*
2. *Zwischen Sumpf und Wüste auf dem ersten Stück festen Bodens, an dem ein natürlicher Hafen vorhanden war.*
3. *Auf einer Insel (seither mit dem Festland verbunden) mit einem Sumpf-See dahinter und daher zur Verteidigung geeignet.*

wo der Reisende, der auf dem Landwege von Byzanz kommt und dem Trockengebiete im Inneren Kleinasiens entlang gezogen ist, sich entweder nach Babylonien oder aber nach Ägypten wendet.

Obwohl die Griechen in Syrien und Ägypten nur als Händler oder Herrscher blieben, als eine Kaste für sich, gaben sie doch

dem ganzen Gebiet, das die Welt bedeutete, ein Vorbild sozialer Einheit, und als nach Jahrhunderten das römische Reich seinerseits zerfiel, blieb die Stadt Byzanz, als Nachfolgerin im Erbe der früheren Troerstädte die Küsten der Ägäis und des Pontus



Die Lage von Antiochia

beherrschend, der Sitz des großen Ostreiches; diese Küsten wurden als letzte Überbleibsel des Ostreiches auch als letzte von der Flut der Türkenvölker überschwemmt.

Und diese Gegensätze bestehen noch heute; die Griechen sind nach wie vor auf den Küsten und Inseln der Ägäis; die moder-

nen Griechen waren eines der ersten Völker, das sich von der türkischen Oberherrschaft befreite, und die Unabhängigkeit wurde von ihnen durch eine Seeschlacht bei Navarino an ihrer westlichen Küste erfochten. Saloniki und Chalkidike sind wieder einmal unter griechischer Herrschaft, aber die von Griechen bewohnten Küsten Kleinasiens sind in der Hand einer Macht, deren Geltung auf dem Festland beruht.

2. KARTHAGO

Wir haben gesehen, wie sich frühe Kulturen dank verschiedenen Schutzlagen in Frieden entwickeln konnten. Die geographischen Grundlagen boten nicht nur den Schutz, sondern sie bestimmten auch die Richtung, in der sich die Energien der Völker betätigen sollten, einerseits indem sie die Linie geringsten Widerstandes festlegten, andererseits indem sie auf den Geist der Menschen einwirkten und ihn veranlaßten, von verschiedenen möglichen Wegen des Handels denjenigen zu wählen, der aufs lange Rennen der bequemste zu sein versprach, wenn er auch im Anfang der schwierigere sein mochte. Nun müssen wir uns zwei Tatsachen vergegenwärtigen, um den weiteren geschichtlichen Fortschritt zu verstehen und auch die Art und Weise, wie geographische Einflüsse wirksam gewesen sind.

1. Die Völker, welche die schon erwähnten Gebiete bewohnten, waren diesen Einflüssen lange Zeiten hindurch unterworfen, und unter der Einwirkung dieser Einflüsse war der Charakter dieser Völker sowohl als ihre Neigungen, Gewohnheiten und Lebensweise ausgebildet worden; so kam es, daß diese charakteristischen Eigenschaften auf ihre Nachkommen übertragen wurden, sogar wenn ein Teil des ursprünglichen Volkes genötigt oder

verlockt wurde, in ein anderes Land überzusiedeln. Wie diese „Übertragung“ zustande kommt, geht uns hier nichts an; in manchen Fällen mag eine unmittelbare körperliche Vererbung stattfinden, in anderen mag die Übertragung durch irgendwelche Form der Belehrung mittelbar oder unmittelbar vor sich gehen.

Von jetzt ab verläuft die Geschichte nicht so einfach, wie in den frühen Stadien. Die Lehren, welche die Menschen unter dem Einfluß einer bestimmten Reihe geographischer Gegebenheiten aufgenommen haben, müssen abgewandelt werden, um sich einer neuen Reihe von Gegebenheiten anzupassen. Die neuen geographischen Verhältnisse wirken als Einflüsse, aber ihre Einwirkung kann durch den fortlaufenden Einfluß der ehemaligen geographischen Verhältnisse auf den Menschengeist etwas abgeändert werden. Wichtig ist dabei das Beharrungsvermögen der einmal angetriebenen Maschine, von der wir im ersten Kapitel gesprochen haben.

2. Obgleich einige Völker so vor den andern begünstigt waren, daß sie rascher lernten, das meiste aus der ihnen zur Verfügung stehenden Energie zu machen, und obgleich sie in ganz besonderer Weise gezeigt haben, wie Energie gespart werden kann, erzielten doch auch andere Völker, vielleicht durch die schon zivilisierten angeregt, Fortschritte in der Kunst, das möglichste aus dem Leben zu machen. Die Durchschnittskultur der Welt war im langsamen Steigen begriffen, aber diejenigen Völker, die nur nachahmen, ohne Eigenes hervorzubringen, werden immer von geringerer Bedeutung sein als diejenigen, die den Fortschritt schöpferisch hervorbringen. In dem Zeitalter, das wir jetzt betrachten, waren viele Völker auf einer höheren Kulturstufe als die alten Ägypter, von denen wir zuerst sprachen, aber andere waren noch viel weiter fortgeschritten; und es ist

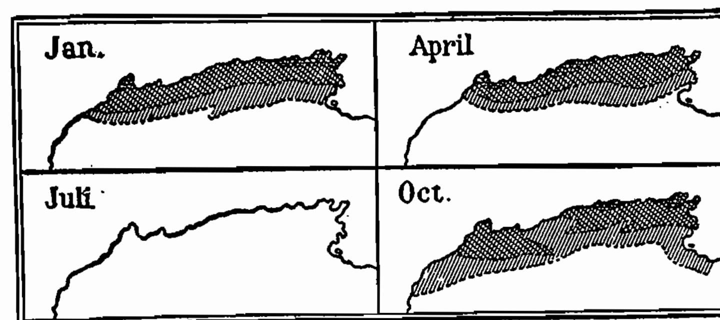
immer so gewesen, daß diejenigen Völker, die in vorderster Reihe den Fortschritt anführen, dahin streben und auch dazu gelangen, die übrigen zu beherrschen; deshalb wird die Weltgeschichte in hohem Maße durch die fortgeschrittenen Völker bestimmt und die Form, die der Fortschritt annimmt, wird durch geographische Verhältnisse mit bedingt.

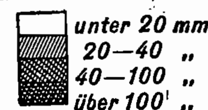
Wenn wir uns diese Tatsachen gegenwärtig halten, werden wir sehen, daß die nächste Stufe einen Fortschritt darstellt, daß es ein natürlicher Fortschritt ist und daß geographische Verhältnisse diesen Fortschritt sowohl mittelbar als unmittelbar beeinflussen.

Die Phönizier waren zum Handeltreiben über See durch ihre Lage angeregt worden; weil sie überseeischen Handel trieben, fanden sie es bequem, Stationen, die mehr oder weniger dauernd waren, an solchen Küsten zu errichten, denen sie Waren lieferten oder von denen sie Waren bezogen. Alle Küsten des Mittelmeeres waren so mit ihren Niederlassungen übersät. Wie wir schon gesehen haben, verdrängten die Griechen ihre Nebenbuhler allmählich aus allen den Stellungen, die sie in der Ägäis innegehabt hatten. Als Alexander dieses Meer mit Beschlag belegte, indem er die Küste der Levante im ganzen Umkreis bis nach Alexandrien in sein Reich einbezog, versetzte er dem Gedeihen der großen phönizischen Handelsniederlassungen im östlichen Mittelmeer nur den letzten Schlag.

Handelsniederlassungen mit phönizischer Bevölkerung bestanden aber im westlichen Teil des Mittelmeeres fort. Diese waren von den Phöniziern aus Phönizien außer Reichweite der griechischen Einflüsse gegründet worden und wurden immer wieder durch Scharen von Auswanderern von den Küsten der Levante verstärkt, wenn die Herrschaft der Landmächte dahinter allzu

drückend wurde. Solche Niederlassungen waren lange Zeit bloße Handelsfaktoreien, ähnlich den von den Briten in Indien gegründeten. Unter diesen waren die wichtigsten eine Gruppe von Städten im jetzigen Tunesien. Wenn wir unsere Landkarte von Afrika betrachten, sehen wir, daß im Nordwesten, zwischen der Wüste und dem Meer, sich ein Landgürtel hinzieht, der während eines Teils des Jahres westlichen Winden ausgesetzt ist, die

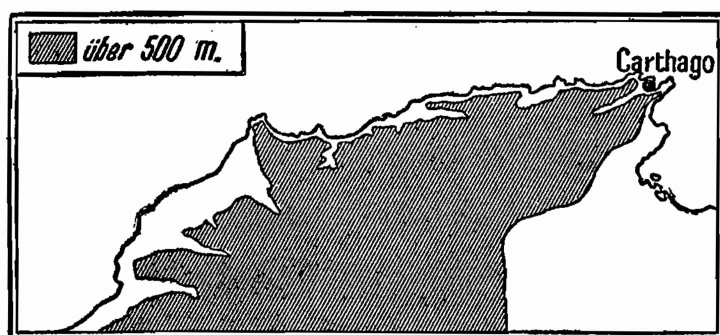




Die „Insel der Araber“
Niederschläge

Regen bringen; er ist im wesentlichen Hochland und größtenteils Hochebene. Das war also wirklich eine Art „Insel“, auf der sich Gelegenheit zur Entwicklung irgendeiner Kultur bieten konnte; aber sie ist zu groß, um von einer Macht regiert zu werden, die nicht schon einen ziemlich hohen Grad von Organisation erreicht hat, während sie zu gleichartig ist, um in kleine Teile zerlegt zu werden. Das westliche und das östliche Endstück sind aber etwas von dem mittleren unterschieden, indem sie Ebenen und Täler von einer gewissen Ausdehnung enthalten. In dem

östlichen Endstück um Tunis — ihrer alten Heimatstadt am nächsten gelegen — errichteten die Phönizier naturgemäß ihre Kolonien. Die Bewohner dieser Kolonien waren freundlich zu den Eingeborenen und betrachteten sich selbst nicht als Besitzer des Bodens. Sie waren Händler und Seefahrer; sie betrachteten den Landbesitz als etwas Überflüssiges, nicht infolge irgendwelcher Umstände in ihrer jetzigen Umgebung, sondern durch die Nachwirkung anderer geographischer Verhältnisse, denen sie



Die „Insel der Araber"
Oberflächengestalt

nicht länger ausgesetzt waren. Sie waren zu ihrer Handlungsweise durch das Vorhandensein des „Weges" angespornt worden, aber in dem westlichen Teil des Mittelmeeres gab es keinen entsprechenden Landweg.

Die bestehenden geographischen Verhältnisse hatten ebenfalls ihre Wirkung. In ihrer alten Heimat befanden sie sich zwischen den beiden Reichen, die ihren Sitz am Nil und am Euphrat-Tigris hatten. Sie hatten sich an den Gedanken gewöhnt, daß andere das Land beherrschten, während sie zu Land und zur See Handel trieben. In ihrer neuen Umgebung waren sie das überlegene

Volk. Es waren keine Herrscher über ihnen, die sie auch nur als Gleichgestellte hätten ansehen können. Die Eingeborenen, auf deren Land sie sich niedergelassen hatten und mit denen sie Handel trieben, übten keine Herrschaft über Menschen aus. Diese geographischen Verhältnisse wirkten auf die Geschichte ein. Nicht nur übernahm eine Stadt die Führung, wie es Tyrus und Sidon getan hatten — sondern Karthago tat mehr, es richtete tatsächlich ein Reich auf, unterwarf sich diese anderen Städte und



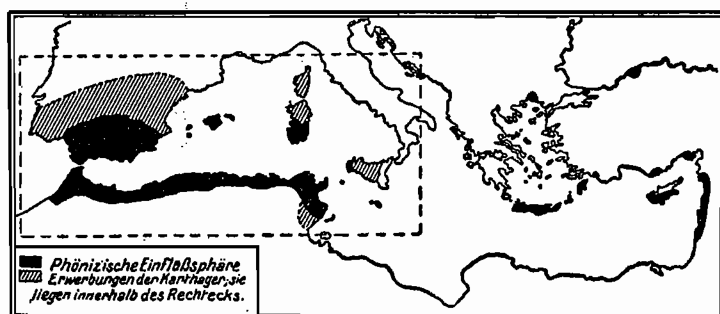
Die „Insel der Araber" zwischen Meer und Wüste

dehnte seine unmittelbare Herrschaft ziemlich genau über das jetzige Tunesien auf.

Jenseits des Meeres war das Ergebnis das gleiche. Im östlichen Mittelmeer hatten die Phönizier fast ohne Kampf den Griechen das Feld geräumt. Im Westen weigerte sich Karthago, sich vom Handel zurückzuziehen, als die Griechen versuchten, ihre Kolonien nach Westen vorzuschieben. Gesichert auf dem Lande, oder doch auf einem so großen Teil des Landes, als sie wünschten, errichteten die Karthager ein auf Handel gegründetes Seereich über das ganze westliche Mittelmeer. Die nördlichen Küsten von Afrika, das westliche Sizilien, Sardinien, Kor-

sika und Südspanien waren alle unter karthagischer Oberhoheit, und in die dazwischenliegenden Meeresteile wagte sich kein fremder Kauffahrer.

Auch die Eigenart der Regierungsweise war geographischen Einflüssen zuzuschreiben. Wegen der ungebrochenen Küste und dem Fehlen kleiner Inseln war im westlichen Mittelmeer der Geist persönlicher Unabhängigkeit, der zugleich die Stärke und die Schwäche der hellenischen Kultur ausmachte, kaum vorhanden, so daß, nachdem es einmal seine Herrschaft aufgerichtet



Phönizische und Karthagische Lande

hatte, das Reich der Karthager um so fester stand. Karthago hatte auch den Vorteil einer Insellage, da die Gefahr eines Angriffes von der Landseite her kaum bestand und tatsächlich Angriffe auf Karthago ausschließlich von jenseits des Meeres her erfolgten.

Aber die Lage hatte auch ihre schwachen Seiten. Hauptsächlich infolge geographischer Verhältnisse hatten die Völker, über die Karthago herrschte, keinen so hohen Stand der Kultur erreicht. Man sah deshalb auf sie als auf Minderwertige hinab und sie wurden ähnlich regiert, wie Assyrien die eroberten Länder regiert hatte, nämlich hochfahrend und willkürlich. Je mehr das

karthagische Reich zunahm, desto mehr machte das freundliche Verhältnis zwischen Eingeborenen und Händlern einem Gefühl der Abneigung und des Hasses gegen die Eroberer Platz. Als die Zeit kam, wo Karthago einem anderen Reich gegenübertreten mußte, das eine andere Regierungsweisheit gelernt hatte, nämlich die, wie man die menschliche Energie mit größerem Vorteil anwenden könne, da fiel Karthago, weil seine Bewohner bei verhältnismäßiger Gleichheit der sonstigen Umstände und bei kluger Ausnützung von Heer und Flotte auf beiden Seiten doch in einer Beziehung im Nachteil waren. Ihre Heere bestanden aus Leuten, die keine Zuneigung zu ihren Herren beseelte und die der karthagischen Macht nur so lange dienten, als sie dafür bezahlt wurden. Die Geldmittel hierfür flossen aus dem Handelsgewinn; sie stellten Energie dar, die von den Karthagern erspart worden war; aber als sie dieser Handelsgewinne verlustig gingen, als sie die Oberherrschaft über die See einbüßten, wurden sie von ihren Söldnern verlassen und es gab keine Vaterlandsliebe, die sie hätten anrufen können. Als Karthago seine Seemacht verlor und zu Fall kam, fiel es, um sich nicht wieder zu erheben und die Phönizier verschwanden vom Schauplatz der Geschichte.

VI

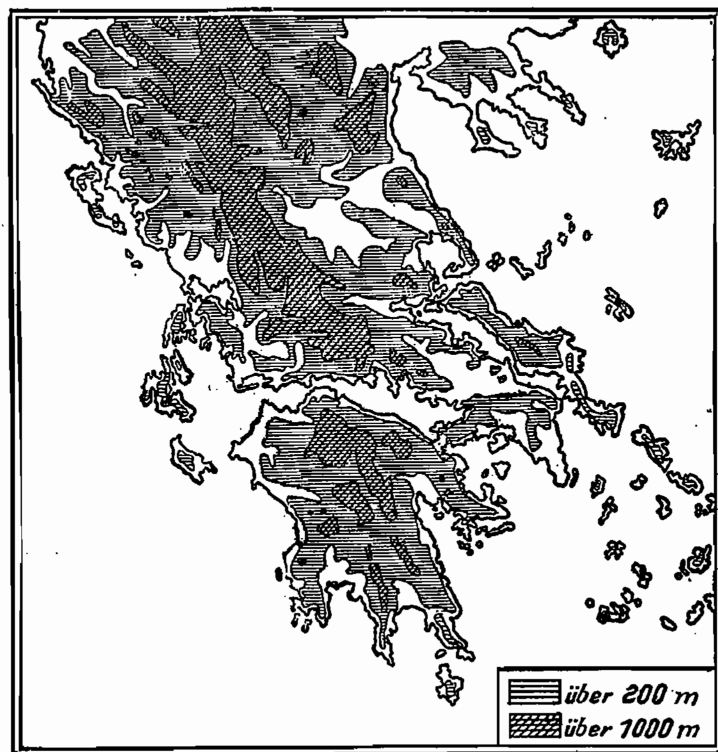
GEGENSATZ ZWISCHEN MEER UND LAND — HOCHLAND UND TIEFLAND: ROM

Der nächste Abschnitt in der Weltgeschichte ist hinsichtlich der Ursachen der Geschehnisse viel mannigfaltiger und undurchsichtiger als irgendeiner von denen, die wir schon betrachtet haben. Es handelt sich nun nicht mehr um eine einzelne Gruppe von geographischen Verhältnissen, die wir beachten müssen, sondern um eine Reihe solcher Gruppen, von denen eine jede im Verlauf der Zeit wirksamer gewesen ist als die anderen. Dazu kommt, daß die Summe der Wirkungen der vorhergegangenen Geschichte immer im Gedächtnis behalten werden muß. Ihre Lehren waren denen, die wir Römer nennen, vielleicht nicht klar bewußt, aber doch wurde danach gehandelt, und die großen Entdeckungen der Völker, die vordem Geschichte gemacht hatten, wurden in dem Römischen Reich so zusammengefaßt, daß Rom den späteren Verlauf der Geschichte vielleicht mehr als irgendeines der anderen beeinflußt hat. Ohne diese früheren Reiche wäre aber das römische kaum zu dem geworden, was es war. So sehen wir also die Wirkung geographischer Ursachen aus zweiter Hand, denn das ursprüngliche Vorhandensein dieser Reiche beruhte vorwiegend auf geographischen Grundlagen.

Die Möglichkeit, die von diesen Reichen gegebenen Lehren zu verbinden, war ebenfalls geographischen Verhältnissen zu danken. Bis jetzt haben wir drei Reiche betrachtet, die ausschließlich auf Landbeherrschung gegründet waren, nämlich Ägypten, Chaldäa und Assyrien. Zwei von ihnen waren durch natürliche Umstände geschützt und das dritte und letzte unter ihnen hatte gelernt, sich selbst zu schützen. Dann sahen wir eine Reihe von drei Völkern, die mächtig zur See waren — die Phönizier, Griechen und Karthager — die sich entweder ohne Schutz behalfen, beschützt wurden oder sich selbst schützten. Auf einen kurzen Augenblick erstand ein Mann, der den Wert von Land und Meer gleichmäßig erfaßte; und kraft seiner Einsicht und des Genies, das ihm diese Einsicht eingab, eroberte er „die Welt". Es ist deshalb nicht verwunderlich, daß die nächste Entwicklung in einem Lande vor sich ging, das sich weit in das Meer hinein erstreckte und das gleichzeitig den Kräften ausgesetzt war, die bisher die treibenden in der Geschichte gewesen waren.

Aus der Form und der Lage Italiens, in Fühlung mit den älteren Kulturen und doch von ihnen getrennt, ergibt es sich ganz natürlich, daß hier ein neues großes Zentrum entstehen mußte; aber eine Betrachtung der Einzelheiten seines Aufbaues wird noch deutlicher zeigen, wie natürlich das war. Wenn wir Italien mit Griechenland vergleichen, springt der Unterschied in die Augen. In Griechenland gibt es ein ganzes Netzwerk von Bergketten, die sich zu einem zentralen Rücken erheben und steil nach dem Meer zu absinken, indem sie das Land in viele kleine Halbinseln, Inseln, Küstenebenen im Hintergrund von Buchten aufteilen. In Italien gibt es ein großes Hochland, das sich bogenförmig nach Südwesten schwingt und nach Osten zu erhebt. Der äußere Rand liegt einem seichten Meer gegenüber, das nach

Nordwesten zu flacher werdend nach und nach mit dem Schutt der Berge ausgefüllt worden ist, so daß sich das Niveau erhöhte und eine Ebene bildete, nämlich die lombardische Ebene. Außer an der Stelle, wo dieses Hochland nach Süden gegen das Meer

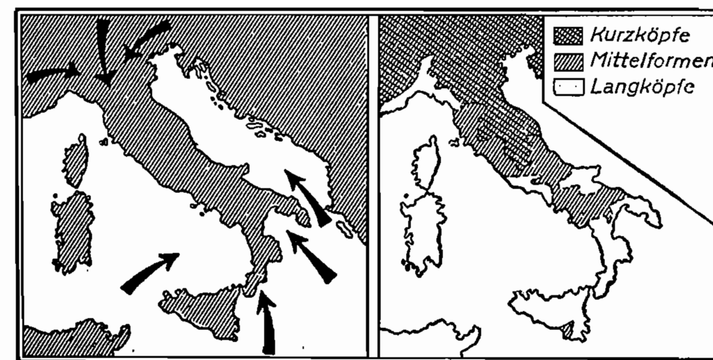


Das heutige Griechenland

Die Karte zeigt die Zentralkette und die Nebenketten.

zu abbricht, gibt es wenig Halbinseln und Inseln, und obwohl innerhalb des Bogens Berge sind, gibt es keine Schranke, die den Verkehr ernstlich behindern oder als Schutzwehr dienen könnte. Im Süden sind außerdem viele Häfen, im Norden hingegen nur

wenige. Also sprechen alle Gründe dafür, daß Leute, die von jenseits des Meeres kamen, im Süden Fuß fassen würden, und daß Leute aus dem kontinentalen Hinterland südwärts ziehen würden; und es ist zu erwarten, daß irgendwo in der Gegend, wo sie zusammentreffen mußten, eine von beiden Teilen angeregte Kultur entstehen würde. Tatsächlich ist es auch genau so zugegangen. Im Norden von Italien sitzen die Abkömmlinge der



Zuwege nach Italien **Schädelformen**

Der nördliche Zuweg führt über Land, der südliche über See. Es ist augenscheinlich, daß (1.) die südliche Bevölkerung im allgemeinen langköpfig, die nördliche kurzköpfig ist; (2.) Die Langköpfe an der Küste, die Kurzköpfe im Innern wohnen. Kurzköpfe kommen also vom Lande her, Langschädel über die See.

Völker, die dort waren, ehe die Geschichte anhob, noch an der Küste, in diese Lage durch das Vorrücken der Völker aus dem Hinterland gedrängt; während im Süden, wo die älteren Volksteile im Binnenland sitzen, die Verhältnisse umgekehrt sind.

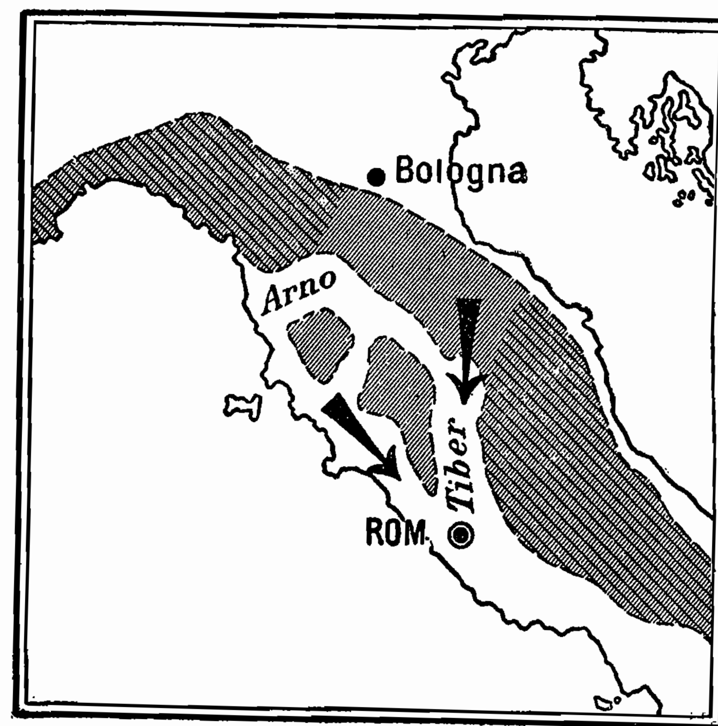
Ebensowenig ist es ein Zufall, daß diese Kräfte sich in Rom getroffen haben und daß Rom, nicht irgendeine der anderen kleinen Städte oder Staaten, zum Brennpunkt der neuen Kultur geworden ist. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß der Teil der

Apenninen, den man den etruskischen nennt, bei weitem niedriger ist, als die ligurischen im Nordwesten oder die breite Hochlandmasse zwischen Rom und dem Adriatischen Meer im Osten. Dieses südliche Hochland fällt so plötzlich gegen das Meer zu ab, daß die Fortbewegung den Küstenländern entlang im Osten mit Schwierigkeiten verbunden ist, die noch durch das Vorhandensein vieler Flüsse vermehrt werden, die bei einer Fortbewegung von Norden nach Süden überschritten werden müssen.

Wer die Halbinsel auf dem Landwege von Norden her betritt, wird mit ziemlicher Sicherheit den Etruskischen Apennin durch eines der Flußtäler zwischen Bologna und dem Metaurus überschreiten. Wer einmal so weit ist, wird vom Tal des Tiber sicher abwärts geleitet, den westlichen Rand des mittelitalienischen Apennin entlang. Sogar wenn er weit nördlich des Tiber überschritten wird, so erfolgt das weitere Vorrücken höchstwahrscheinlich dem Tal des oberen Arno und dem Tal entlang, das zwischen ihm und dem Tiber hinzieht. In jedem Falle werden Eindringlinge von der Landseite her sicherlich irgendwie zwischen dem Meer und dem Hochland nach Rom gelangen, und hier werden sie ebenso sicherlich in Fühlung mit den Einflüssen von jenseits des Meeres kommen, die in den Halbinseln und Häfen des südlichen Italien Wurzel geschlagen hatten. So sprechen also alle Gründe dafür, daß infolge geographischer Verhältnisse Kulturen, die vorwiegend der See entstammen und Mächte, die vorwiegend auf dem Lande fußen, in Italien zusammentreffen mußten, und zwar irgendwo in der Mitte von Italien und entweder an oder nahe der Stelle, wo Rom liegt.

Es ist kaum nötig, diesen Sachverhalt im einzelnen zu untersuchen, weil aber dadurch die Geschichte Roms einiges Licht erhält, ist es nützlich, zwei Punkte zu betrachten. Wenn Latium

Vorteile vor dem übrigen Italien voraus hatte, so hatte Rom seinerseits Vorteile vor Latium voraus. Da es zu beiden Seiten des Tiber gelegen war, in einer zwar der Verteidigung fähigen, aber stets Angriffen ausgesetzten Lage, waren seine Bewohner natur-



Die Lage Roms

Die Skizze zeigt Rom an der Stelle, wo sich die von Norden kommenden Wege treffen, und wo die Völker des Südens sich verteidigen können.

gemäß immer zur Verteidigung bereit. Sie mochten unter räuberischen Banden zu leiden haben, aber was sie auch zu leiden haben mochten, so wurden sie doch wahrscheinlich weniger heimgesucht, als die Städte des Südens. So wurden sie verhältnis-

mäßig stärker als ihre Nachbarn, und Rom übernahm die Führung in Latium. Wenn auch die Frühgeschichte dunkel und verworren ist, so sind doch Dunkelheit und Verwirrung gerade das, was wir aus den Verhältnissen erwarten dürfen. Zudem ist fast die einzige Tatsache, deren man habhaft werden kann, die, daß die Stadt ihren Ursprung dem Vorhandensein einiger leichter Erhöhungen mit zu verdanken hat, die aus der Ebene aufragten und auf denen Leute aus verschiedenen Stämmen sich ansiedelten. Diese Stämme lernten angesichts gemeinsamer Gefahren, innere Zwistigkeiten aufzugeben. Sie lernten außerdem, daß die beste Schutzwehr in ihnen selbst lag. Die Einwohner Roms lernten so, was die Bewohner Athens nicht begriffen hatten, daß der Einzelmensch nicht unabhängig ist, sondern daß ein jeglicher Rücksicht auf die Ansichten und den Charakter der übrigen zu nehmen habe. Wohl mag kein einzelner Mensch sich das bewußt klar gemacht haben, aber als Ganzes handelten sie nach dem Grundsatz, weil sie durch Erfahrung gefunden hatten, daß es am besten sei, so zu handeln.

Als die Stadt Rom anfing, ihren Einfluß auf umliegende Gemeinschaften auszudehnen, war sie einerseits besser befähigt, diese zur Unterwerfung zu zwingen, und andererseits weniger geneigt, sie unnötig zu knechten. Rom war ausgesprochen die eine Stadt in Mittelitalien südlich des Tiber und insofern in günstigerer Lage als Athen. Außerdem waren die Völker, von denen Rom umgeben war, fast ebenso zivilisiert wie seine eigenen Einwohner. Sie waren deshalb schwerer zu unterwerfen als die minderwertigen Völker, mit denen die Karthager in Berührung kamen, aber nachdem sie unterworfen waren, wurden sie mehr als Gleichgestellte behandelt. Grausam mögen diese alten Römer in unseren Augen erscheinen, aber wahrscheinlich waren

sie weniger grausam als andere Völker. Die Grausamkeit, deren sie sich schuldig machten, war im allgemeinen kein Ausfluß des Triebes, anderen Leiden zuzufügen. Es war eine Grausamkeit, deren Folgen man im voraus berechnete und auf die man sich aus wohlverstandener Staatsnotwendigkeit einigte — das heißt, um auf die Dauer Energie zu ersparen. Die römische Regierung war deshalb fester gegründet, nicht nur als die der griechischen Städte, sondern auch als die von Karthago.

Wir haben nun gesehen, wie die größeren Zusammenhänge ebensosehr wie die örtlichen Verhältnisse dahin wirkten, in Rom einer Kultur zum Wachstum zu verhelfen, die höher stand als irgendeine andere, die bisher auf der Erde erschienen war, obwohl die örtlichen Verhältnisse keine Wirkung gehabt hätten, wenn die größeren Zusammenhänge nicht gewesen wären. Mit der zunehmenden Ausdehnung der römischen Macht wurde eine andere Reihe von Einflüssen zunehmend wichtig. Die große Vielgestaltigkeit der Bodenformen und sonstiger Verhältnisse in Italien wirkten auf die Geschichte ein. Wir haben gesehen, inwiefern sich Italien von der anderen Halbinsel, von Griechenland unterscheidet. Es kann auch den anderen Halbinseln, Iberien und Dänemark, gegenübergestellt werden. Spanien ist überwiegend Hochland, Dänemark überwiegend Tiefland, während in Italien Hochland und Tiefland fast gleichmäßig verteilt ist. Es gab in Italien Völkerschaften mit den verschiedenen Lebensanschauungen, die aus der verschiedenen, von der Verteilung von Meer und Land abhängigen Umgebung fließen. Da waren die südlichen Küsten, in Fühlung mit dem Meere, und bis zu einem so hohen Grad von Griechen besiedelt, daß sie den Namen „Groß-Griechenland" verdienten. Die Bewohner dieser Städte waren Kaufleute und der Wohlstand war groß. Die nördlichen

Landesteile besaßen eine Kultur, an der das Meer weniger Anteil hatte und waren Einflüssen ausgesetzt, die mit dem Meer gar nichts zu tun hatten. Überdies gab es Gemeinden von Viehzüchtern und Schafhirten auf den Hochflächen und Bergen und ackerbauende Völkerschaften in den Tiefländern, und zwischen diesen gab es wiederum Unterschiede. Nördlich von Rom saßen die umbrischen und etruskischen Völker; südlich waren die Städte Tarent und Thurii; aber noch näher an den Niederungen des unteren Tiberlaufes waren die sabinischen Hügel und die hochgelegenen Landschaften von Samnium. Die Probleme des sich ausdehnenden römischen Staates waren also von gleicher Art wie die der Stadt Rom, und weil man in der Stadt gut zu regieren gelernt hatte, waren die Bürger des Staates fähig, ein Regierungssystem auszubilden, durch das man das möglichste aus der Energie der vielfältigen Gemeinschaften zu machen verstand, die dazu kamen, Roms Oberherrschaft anzuerkennen.

Die neuen Regierungsgrundsätze, durch die geographischen Verhältnisse hervorgebracht, wirkten nach drei Richtungen auf die Geschichte ein.

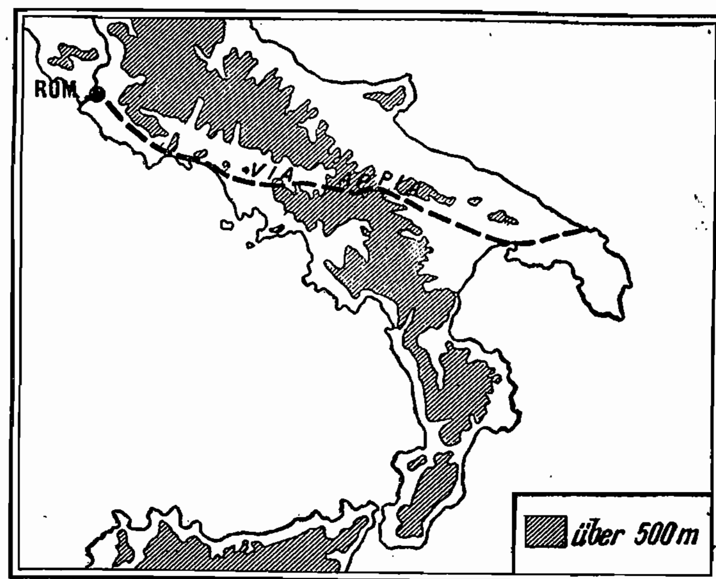
Das Assyrische Reich beruhte auf der Idee, Länder zu erobern, und zwar ausschließlich zum Zweck, von ihnen Tribut zu erpressen. In früher Zeit, solange die Regierungsgrundsätze in der Ausbildung begriffen waren, war das in Rom sicher nicht der Fall. Hier war die grundlegende Idee, die verschiedenen Einheiten zu romanisieren, sie in eins zu verschmelzen, während man doch anerkannte, daß Unterschiede vorhanden seien. Der Vorgang war zunächst etwas langsam, aber er war gründlich, denn es entstand ein fester Kern in Mittelitalien, der sich durchaus als römisch fühlte. Die Stadt gab wegen dieser Tatsache dem vorherrschenden Staate ihren Namen. Die inneren Schwierig-

keiten des römischen Staates entsprangen nie einer Auflehnung gegen Rom, sondern den Versuchen, größeren Anteil an der Regierung zu erlangen. Rom war grundverschieden von Karthago oder Assyrien.

Aber ebensowenig fand sich die griechische oder phönizische Unfähigkeit zur Einheit im Handeln: Rom war kein bloßes Tyrus oder Sidon, die erste Stadt unter Gleichberechtigten, noch ein Athen, die führende Stadt in einem Bund. In gewissem Sinne hatten diese gemeinsame Ziele; aber Rom hatte noch etwas vor ihnen voraus. Das Volk von Rom war genötigt, sich selbst zu verteidigen. Rom war nicht von Natur geschützt, aber seine Lage war der Verteidigung günstig. Das bedeutet einen großen Unterschied; der eine Umstand befördert die Männlichkeit, der andere aber nicht, wie wir in Ägypten und Babylonien gesehen haben. Die römische Regierung konnte zugeben, daß die Eigenart von einzelnen zu berücksichtigen sei, aber das bedeutete keineswegs das Dulden von Verweichlichung oder des Bestrebens, sich den Pflichten ihrer Stellung zu entziehen. Rom sollte das Höchste sein. Es sollte nicht nur ein gemeinsames Ziel geben, sondern eine zentrale Regierung.

Die große Entdeckung der Römer, die zur Ersparnis körperlicher Energie führte, war der gleichen geistigen Einstellung zu verdanken. Es stimmt ganz genau zu dem, was wir zu erwarten haben, daß Straßen, gebahnte Straßen für Zwecke der Strategie oder des Handels zuerst von Römern angelegt worden sind, daß ein Römer, Appius Claudius, als erster eine Straße erbauen ließ, — die Via Appia, die auf der Ebene südlich von Rom angelegt wurde. Die Ersparnis von Energie durch eine gute zentralisierte Regierung brachte es mit sich, daß ein Mittelpunkt vorhanden sein, und daß dieser Mittelpunkt von den umliegenden Bezir-

ken leicht erreichbar sein mußte. Straßen sind das beste Mittel, um das auf dem Lande zu ermöglichen, aber bisher hatte es auf der Welt keine Straßen gegeben. In den längst vergangenen Tagen von Chaldäa und Ägypten waren die Menschen den „Weg" entlang von einem zum anderen Land gezogen. Die Menschen



Die Via Appia

Die Straße folgt so weit als möglich der Ebene.

und die Tiere, die sie begleiteten, gingen die ganze Strecke zu Fuß und alle Lasten wurden auf dem Rücken von Tieren getragen. Dann entdeckten die Phönizier, daß der Weg zu Wasser bequemer sei als der zu Land; Ruder und Segel ergaben bei dem gleichen Aufwand an Energie viel größere Resultate. Die von den Römern gemachte Entdeckung war: daß die Fortbewegung von Menschen und Tieren auf einer glatten, ebenen, harten Oberfläche viel leichter sei, als auf einer rauhen, unebenen, weichen, und daß Räder mit noch größerem Vorteil verwendet werden konnten, so daß die Tiere weit mehr zu ziehen vermochten, als ihnen zu tragen möglich war. Zweifellos waren Straßen und Räder schon vorher bekannt gewesen, aber die Entdeckung, wie man sie in großem Maßstab anwenden könne, ist den Römern zu verdanken. Geographische Verhältnisse sind dafür mittelbar oder unmittelbar im wesentlichen verantwortlich. Der Alluvialboden von Ägypten und Chaldäa war für Straßenbau wenig geeignet; der Mangel an Stein, besonders in Chaldäa, machte das Anlegen von Straßen fast unmöglich. In den Wüsten, sowohl um Ägypten als zwischen Ägypten und Chaldäa, war Fortbewegung in jeder Richtung möglich. Es bestand wenig Veranlassung, Straßen anzulegen, um so mehr, als der Verkehr immerhin nur schwach war und der Wüstensand gebahnte Wege bald wieder zugedeckt hätte. Vor allem aber war die Energie nicht genügend zentralisiert, um den Bau von Straßen der Mühe wert zu machen. Assyrien war in einer ähnlichen Lage. Die Phönizier, sowohl die von Phönizien als die von Karthago, richteten ihre Blicke zu ausschließlich auf das Meer als Weg, um sich mit dem Gedanken an Straßenbau auf dem Festland zu beschäftigen. In Griechenland ist der Mangel an Einheit, sowohl geographischer als politischer, ein genügender Grund zur Erklärung, warum die Griechen keine Straßen bauten. Sie wünschten von ihren Nachbarn getrennt zu bleiben, nicht mit ihnen verbunden zu werden. Im Falle von Rom war die Veranlassung — die Anregung — zum Straßenbauen gegeben, aus der Tatsache, daß es keinen natürlichen Weg gab, wie die Wüste oder das Meer, aber eine neue geographische Möglichkeit durch das Vorhandensein von Stein.

Kurz nach 300 v. Chr. hatte Rom die ganze italienische Halbinsel unter seiner Herrschaft geeint. Von da ab ging es dazu über, die Grenzen des Reiches auszudehnen und die benachbarten Länder, und Meeresteile darin aufzunehmen. Auf der gleichen Linie ihres ersten Vorgehens schritten die Römer auch weiterhin fort. Die Geschichte der römischen Macht beruht auch späterhin auf der Verknüpfung der beiden geographischen Grundlagen des Meeres und des Landes; aber weil die römische Macht, wenn sie auch nach wie vor ihren Mittelpunkt in Rom hatte, zu etwas Größerem wurde als sie es gewesen war, waren die Folgen noch verwickelter.

1. Weil die römische Macht zu etwas Größerem geworden war als die Macht der Stadt Rom, weil sie nunmehr die ganze Halbinsel beherrschte, erlangten die Zustände Italiens, von denen der Stadt am Tiber getrennt betrachtet, eine neue Bedeutung. Die Stadt verdankte ihr Dasein und ihr Wachstum vornehmlich der Tatsache, daß an der Stelle, wo Rom stand, die seewärts und landwärts gerichteten Kräfte zusammentrafen. Als es so weit gekommen war, daß der römische Staat mit der Halbinsel gleichbedeutend wurde, erlangten diese Kräfte neue Wichtigkeit, weil nun der Staat in unmittelbarere Beziehungen sowohl zu dem Meer mit seinen Inseln trat, die stets einen Stützpunkt für seefahrende Feinde boten, als auch nordwärts zu dem Land, von wo ein Angriff durch Männer hereingetragen werden konnte, die zwar weniger zivilisiert sein mochten, dafür aber in großen Massen einfallen konnten, weil das Land sehr ausgedehnt war. Rom sah sich deshalb genötigt, ähnlich wie Persien, eine Flotte auszurüsten, um die Seeherrschaft denen streitig zu machen, die allenfalls feindliche Stützpunkte nahe den Küsten Italiens hätten errichten können, während es ebenso natürlich war, daß die

Ausdehnung in der Richtung auf das Land erfolgte. Das waren neue Tatsachen.

2. Aber weil Rom immer noch der Sitz der Regierung war, weil die Überlieferungen der Stadtbevölkerung schwer in die Wagschale fielen, übten die örtlichen Verhältnisse und das geschichtliche Beharrungsvermögen noch große Wirkung aus.

a) Das Meer war dem römischen Volk nicht so fremd, wie es den persischen Königen gewesen war. Es bespült den Strand nur wenige Meilen von der Stadt entfernt, und nicht nur waren die Städte im Süden, die sich Rom kürzlich angeeignet hatten, tatsächlich vom Meer abhängig, sondern die römische Überlieferung weist auf eine noch viel frühere Beherrschung von Städten an der Küste Latiums hin. Ohne diese frühe Vertrautheit mit dem Meer ist es sehr zweifelhaft, ob das Vorhandensein der Inseln und Halbinseln im Süden so rasch auf Rom zurückgewirkt haben würde, wie es tatsächlich der Fall war.

b) Andererseits war Italien nicht Griechenland; Rom war der Mittelpunkt, den das übrige Italien als beherrschend anerkannte. Rom hatte nicht einmal die Lage von Mazedonien. Seine ganze Herrschaft war nicht das Werk nur eines Mannes oder zweier Männer: viele unter den Bürgern konnten berufen werden, Heere anzuführen oder den Staat zu regieren; natürlich waren sie nicht alle der Aufgabe gewachsen, aber die Tatsache bleibt bestehen, daß in einer Krisis meist ein der Lage gewachsener Mann auftauchte. Aus ähnlichen Gründen war sogar die Kampfmaschine verhältnismäßig leistungsfähiger als die mazedonische Phalanx, und die Beherrschung der unterworfenen Staaten war um so dauerhafter. Dieser Tatbestand war größtenteils eine Auswirkung des historischen Beharrungsvermögens, der Neigung bestehender Zustände, sich zu erhalten und fortzusetzen.

c) Die Ideale, die den römischen Bürgern in ihrer Frühzeit immer vorschwebten, beeinflußten auch ihre spätere Geschichte. Rom war nicht Karthago. Nicht nach Handel ging das Streben, sondern nach der Pax romana und nach Land, auf dem das zum Leben Notwendige gepflanzt werden konnte. Das war das Ergebnis geographischer Verhältnisse und es beeinflußte die Geschichte des weit größer gewordenen Staates.

Alle diese Umstände müssen in Erinnerung behalten werden. Rom geriet nacheinander mit Karthago und Griechenland in Kampf wegen ihrer Verbindungen mit den südlichen Inseln und Halbinseln. Seine Heere waren denen Mazedoniens und Karthagos überlegen; seine Flotten zeigten sich stärker als alle die gegnerischen. Im Jahre 146 v. Chr. war Karthago zerstört; und Griechenland war gezwungen, die Oberhoheit Roms anzuerkennen. Nachdem Griechenland und Karthago aufgehört hatten, unabhängige Seemächte zu sein, war niemand mehr da, um Rom die Herrschaft über die See streitig zu machen, und die Länder rings um das Mittelmeer fielen rasch der Macht zu, der die Seeherrschaft gehörte; aber die Römer machten immer noch geringe Anstalten, Händler zu werden. Die Insel Rhodos, zwischen Phönizien und Griechenland, war lange Zeit der hauptsächliche, wenn nicht der einzige Sitz einer Handelsniederlassung, und Rom machte keinen Versuch, diese Kaufleute zu vernichten; sie bedeuteten ihm keine Rivalen. Das Fehlen einer wirksamen Seeherrschaft begünstigte das Aufkommen der Anarchie. Anfänglich machte es sich wenig fühlbar; militärische Expeditionen konnten leicht über See unternommen werden, weil die Piraten, die aufgetreten waren, gerade sie nicht angriffen. Erst als die Römer anfingen, ihre Zufuhr aus Ländern zu holen, die nicht ihr eigen waren, stellte sich die Notwendigkeit heraus, das Meer

von den Seeräubern zu säubern, die ausgezeichnete Stützpunkte in den Inseln des Ostens fanden. Daß man die Zunahme des Seeräuberunwesens aus Gleichgültigkeit, aus Abneigung gegen entschiedenes Vorgehen geduldet hatte, keineswegs aus mangelnder Seemacht, geht daraus hervor, daß Pompejus die Seeräuber in der kurzen Frist von vierzig Tagen aus allen Teilen des Meeres vertrieb. Rom konnte das Meer beherrschen, sobald es nur wollte. Es war zweifellos eine Seemacht viel größeren Ranges als Griechenland und Karthago. Von jetzt an ist auf Jahrhunderte das Mittelmeer gänzlich römisch. Schlachten — und zwar berühmte Schlachten — wurden darauf ausgekämpft, aber zwischen rivalisierenden Anwärtern auf die höchste Staatsgewalt, nicht zwischen Rom und äußeren Feinden.

Wenn es auch sicher richtig ist, daß viele der späteren römischen Provinzen zur See zu erreichen waren, oder wenigstens leichter zu erreichen waren, so traf das doch nicht überall zu. Außerdem waren diese überseeischen Provinzen keine bloßen Küstenstriche, sondern Landflächen, die regiert und mit der Zentralregierung in Berührung erhalten werden mußten. Wenn also das Meer ein bestimmender Faktor in der römischen Geschichte war, so war es doch das Land genau ebensosehr.

Wir müssen nun eine weitere wichtige geographische Einwirkung betrachten. Neben dem großen Gegensatz zwischen Land und Meer gibt es einen weiteren großen Gegensatz, den zwischen Hochland und Tiefland. Darunter ist aber nicht der Gegensatz zwischen Hügeln und Tälern zu verstehen, sondern der zwischen hochgelegenen und tiefgelegenen Landstrichen. Es gibt Gegenden, wo die Oberfläche des Bodens sich nur wenig über die Meeresfläche erhebt und Gegenden, die einen oder gar zwei Kilometer darüber liegen. Sogar eine solche Entfernung ist in ho-

rizontaler Richtung unbedeutend, aber es ist in vertikaler Richtung eine ungeheure Entfernung wegen des Umstandes, daß in großen Höhen völlig andere Lebensbedingungen herrschen. Es gibt weniger Luft, weniger Wärme und Feuchtigkeit. Die Lebensbedingungen in einem niedrig gelegenen Gebiet müssen unabänderlich verschieden von denen in einem hoch gelegenen bleiben. Sogar der Körper der Menschen wird davon beeinflußt, Neger können nicht lange in Höhe von 1200 Metern leben, wahrscheinlich wegen des Unterschiedes in der Luftmenge; aber das ist nur eine Seite der Sache. Die Bedingungen, unter denen Pflanzenwuchs gedeiht, sind auch anders, und meist sind auch die Bedingungen, unter denen Energie erspart werden kann, anders. Deshalb werden, ja müssen solche Rassen, die auf Hochländern leben, andere Beschäftigungen, Gewohnheiten, Nahrung, Ideale, Denkweise haben als die Tieflandrassen. Zwei Tieflandvölker zu beiden Seiten eines Hochlandgebietes sind nicht nur durch Gebirge getrennt, sondern durch Völker, die von ihnen in fast jeder Hinsicht verschieden sind, und ein jedes der drei bildet eine getrennte Einheit. Die Alpen z. B. erheben sich in ihren erhabensten Gipfeln zu einer Höhe von gegen 4 km, im Durchschnitt von über $1\,^1/_2$ km, aber sie haben 160 km Breitenausdehnung. Das will heißen: das Schwergewicht liegt nicht sowohl in der Tatsache, daß die Alpen eine Gebirgskette sind, als darin, daß sie ein Hochlandsgebiet sind. Die heutige Schweiz, Tirol und Savoyen sind Hochlandstaaten in den Alpen, deren Bevölkerung immer anders war und immer anders sein wird, als die Völker zu beiden Seiten.

Nun haben wir gesehen, daß Italien aus Tieflandgebieten und aus Hochlandgebieten zusammengesetzt ist. Die Verschiedenheiten unter den von Rom beherrschten Völkern entsprangen den

Verschiedenheiten zwischen Hochland und Tiefland ebensosehr, wie den durch einen Gegensatz zwischen Land und Meer bedingten Verschiedenheiten, und die gleiche Rasse, die auf einem kleineren Schauplatz in Italien Herrschereigenschaften in sich entwickelt hatte, war befähigt, für die verschiedensten Länder, die nach und nach unterworfen wurden, Herrscher zu liefern. Es gab im späteren Römischen Reich viele Einheiten, deren Bewohner einander von Natur feindlich gegenüberstanden.

Durch die gleichen Methoden, die zur Einigung Italiens geführt hatten, wurden auch sie geeint. Da das Meer nicht überall als Weg benutzt werden konnte, wurde ganz Süd- und Westeuropa in einem solchen Maß mit Straßen überzogen, daß das Sprichwort aufkommen konnte, alle Wege führten nach Rom. Und die gleiche Richtung auf eine Zentralisation der Regierung ist auch hierin zu beobachten, denn alle diese Straßen führten wirklich nach Rom oder kamen von Rom: es gab nur wenige Querstraßen, die einzelne Teile verbanden, damit möglichst wenig Verkehr zwischen diesen möglich sei und somit auch wenig Aussicht auf eine erfolgreiche Verbindung zwischen ihnen gegen die herrschende Macht. Diese Straßen folgten natürlich auch der Linie des geringsten Widerstandes; sie wurden da gebaut, wo sie den geringsten Aufwand an Energie erforderten, so daß auch aus diesem Grunde die Verteilung von Hochland und Tiefland in den Italien benachbarten Gebieten zunehmende Bedeutung gewann.

Ein Blick auf die Karte von Europa wird zeigen, daß sich von dem Westufer des Schwarzen Meeres bis zur Rhone ein Hochlandgürtel erstreckt, über den man nicht in die jenseits liegenden Ebenen gelangen kann, ohne zu großen Höhen anzusteigen. Spanien ist ebenfalls ein Tafelland. In der Lücke zwischen

den Alpen und den Pyrenäen erhebt sich eine vereinzelte Gebirgsmasse, deren Steilabfall gegen Süden liegt, die aber den Zugang nicht versperrt. Es bleibt das Rhone-Tal als Zuweg zu den dahinterliegenden Ländern — der einzige bequeme Landweg vom Mittelmeer gegen Norden. Obgleich die Hochländer der Alpen von feindlichen Stämmen besetzt waren, ist es also nicht verwunderlich, daß dieser Zugang, von der See aus erreichbar, von den Römern leicht gehalten werden konnte und daß das ganze Gebiet des heutigen Frankreich rasch unter ihre Herrschaft fallen mußte.

Späterhin dehnte sich das Reich gegen Nordosten und Osten aus, bis zu Beginn der christlichen Ära zu allen Ländern rings um das Mittelmeer, die ihm dank seiner Seemacht zugefallen waren, auch noch die westlich und südlich der Donau und des Rheines kamen; während im Osten Kleinasien und die Länder westlich des Euphrat seine Herrschaft anerkannten. Das war das Römische Reich. Hier gewährleistete im Verlauf von drei bis vier Jahrhunderten die Pax Romana das Wachstum einer Kultur in sehr verschiedenen und weit verstreuten Gebieten, die unter sich keinen natürlichen Zusammenhalt hatten, außer dem, der von ihrer gemeinsamen Abhängigkeit von römischer Macht und Verwaltung kam. Die Völker dieses Reiches konnten in Frieden, ohne ihre Energie in Kriegen zu verausgaben, die natürlichen Vorteile ausnützen, die ihnen ihre Lage verschaffte.

Das Reich war von einer Macht aufgerichtet worden, deren Mittelpunkt in Rom lag. Es verdankte seinen Zusammenhalt vornehmlich der genialen Begabung seines Volkes für Heerwesen und Verwaltung, die bis zu einem hohen Grad das Ergebnis geographischer Verhältnisse war. Weil dem ganzen Volk und nicht einem einzelnen dieses Genie eigen war, blieb das Römische

Reich nicht nur ein Zwischenspiel wie das Mazedonische. Es bestand fort, stark und mächtig, bis in das fünfte Jahrhundert unserer Zeitrechnung. In der Form des Byzantinischen Reiches endete es erst mit dem Fall Konstantinopels im Jahre 1453 und dem Namen nach bestand es weiter, bis der andere große Alexander, Napoleon, die alten Überlieferungen Europas hinwegfegte. Hier zeigt sich wieder die Beharrungskraft des Bestehenden. Weil es einmal bestanden hat, bestand es weiter.



Das Rhône-Tor

Das Rhône-Tal ist wichtig, weil es als einziger bequemer Weg nach Norden aus dem Mittelmeergebiet herausführt.

Wie die anderen Mächte, die über die Welt geherrscht hatten, ging auch das Römische Reich zu Ende, aber es ging fast ebenso allmählich zu Ende, wie es gewachsen war, denn die großen geographischen Einflüsse machten sich auf andere Weise fühlbar.

a) Das Mittelmeer ist lang und schmal. Das Römische Reich, auf den Ländern begründet, die dieses Meer umrahmten, war infolgedessen lang und schmal, ungefähr zweimal so lang als breit. Die Wüste im Süden läßt zwischen sich und dem Meer bestenfalls einen schmalen Saum — so daß, wenn wir nur den

nördlich des Mittelmeeres gelegenen Landbesitz betrachten, in dem die wichtigsten Teile des Reiches lagen, das Mißverhältnis zwischen Länge und Breite noch augenfälliger wird. Es bestand also eine natürliche Neigung, in zwei Teile zu zerfallen, sobald die Macht, die das Ganze zusammenhielt, weniger wirksam wurde.

b) Das östliche Ende des Mittelmeeres war von dem westlichen verschieden. Gerade weil es vom Ozean weit entfernt ist, gerade weil es die Oasenländer Ägypten und Mesopotamien umschließt und weil Griechenland mit seinen Inseln auch in diesem Gebiet liegt, unterscheidet es sich in mancher leicht erkennbaren Hinsicht vom Westen. Die Verschiedenheit zwischen Osten und Westen war zu jeder Zeit vorhanden gewesen. Die Verschiedenheit war vorhanden, sogar ehe die Römische Republik zum Römischen Reich wurde, sie hat den ganzen Verlauf der Geschichte durch gedauert. Es ist kein Zufall, daß die großen Seeschlachten von Aktium und Lepanto und Navarino alle gerade westlich von Griechenland ausgefochten worden sind, also an der Stelle, wo die Seestreitkräfte des westlichen Mittelmeeres mit denen des östlichen zusammentreffen. Das Römische Reich hielt die beiden Teile zusammen, aber mit dem Schwächerwerden der Klammer fielen die Teile auseinander.

c) Weiterhin lag südlich des Mittelmeeres die Wüste Sahara, so daß von dieser Seite kaum ein Angriff zu befürchten war; westlich und nordwestlich lag der Ozean, von wo in frühen Zeiten kein Angriff kommen konnte, aber im ganzen Nordosten und Osten lag die große Landmasse Eurasiens, wovon Rom nur einen Saum beherrschte. Aus dieser Landmasse konnten Feinde kommen — und sie kamen auch. Es war natürlich, daß der Sitz der Regierung mehr nach Osten zu verlegt wurde, näher an die Grenze heran, die der Verteidigung bedurfte, damit diese Verteidigung leichter unternommen werden könne. Aber weil die Stadt Rom bestanden hatte, bestand sie weiter; eben weil sie eine Geschichte hatte, konnte sie nicht auf einmal zu einer Provinzstadt werden, so daß, als Konstantin seine Residenz nach Konstantinopel verlegte, zwei kaiserliche Städte innerhalb des Reiches waren, eine im Osten und eine im Westen, und daß die auf Zerfall hinwirkenden Kräfte neuen Antrieb erhielten.

d) Endlich verdanke Rom sein bloßes Dasein der Fähigkeit seiner Bürger, sich selbst zu verteidigen; aber gerade weil sie aller Bedrohung durch einen Angriff von Feinden außerhalb des Reiches so ganz entrückt waren, verloren die späteren Römer ihre Fähigkeit sowohl zur Verteidigung als zur Herrschaft. Als schließlich ernsthafte Angriffe erfolgten, zogen die Heere der Barbaren an der neueren und männlicheren Stadt Konstantinopel vorüber, aber das alte Rom stürzte vor ihnen dahin.

So zerfiel das Römische Reich nach und nach in zwei Teile, deren Zusammenhalt immer geringer wurde. Der östliche Teil fuhr fort, die alten Überlieferungen in einer abgewandelten Form weitere tausend Jahre aufrechtzuerhalten, aber mit dem Fall von Rom selbst wurde der westliche Teil, der von jeder zentralisierten Regierung weit entfernt war, von dem östlichen Reich abgetrennt und löste sich in lauter einzelne und oft einander feindliche Einzelteile auf.

Von da an beeinflußten die geographischen Verhältnisse die Geschichte in anderer Weise als bisher, weil das, was ihrem Einfluß unterlag, anders geartet war.

Zwischen Land und Meer eingekeilt, aber ohne starke eigene Macht zu einer Zeit, wo weder über das Land noch über das Meer eine starke Macht herrschte, war Italien jahrhundertelang der Spielball der Geschichte. Zeitweilig in den Händen der einen

Macht, vorübergehend von dem östlichen Reich zurückerobert, teilweise oder ganz eingenommen und wieder eingenommen, so oft ein Eroberer zur See einen Stützpunkt gewinnen oder ein Eroberer zu Land sich ansiedeln konnte; zwischen Goten, Langobarden und anderen Teutonen im Norden und Vandalen, Sarazenen und Byzantinern im Süden hin und her gerissen, konnte Italien begreiflicherweise zu keiner einheitlichen geschichtlichen Entwicklung gelangen, um so mehr, als die Neigung zum Auseinanderfallen gerade durch die natürliche Mannigfaltigkeit von Hochland und Tiefland noch unterstützt wurde, die früher seine Stärke gewesen war; und es ist nicht verwunderlich, daß infolgedessen sogar noch bis in die sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts die Gegensätzlichkeit der Teile, in die es zerrissen worden war, sein bemerkenswertester Zug geblieben ist.

Und die Mannigfaltigkeit von Hochland und Tiefland, aus denen sich das Reich zusammensetzte, hörte nicht auf, die Geschichte zu beeinflussen. Die Einheiten blieben, und die Geschichte des Mittelalters besteht lediglich aus der Geschichte der Gruppierung und Umgruppierung und Wiederumgruppierung dieser Einheiten, die sich zu dem mehr oder weniger dauerhaften Gleichgewichtszustand des modernen Europa durchkämpften. Das Römische Reich hat unmittelbar oder mittelbar die Bildung einer großen Zahl von geographischen Einheiten angeregt. Sie wurden ins Dasein gerufen; ein jedes hatte Kultur, aber von verschiedener Art, und die Geschichte des Mittelalters ist einfach deshalb so verwirrend, weil sie im wesentlichen die Geschichte der Versuche ist, die alle diese kleinen und aufeinander eifersüchtigen Einheiten machten, sich in dauerhafte Verbindungsformen zusammenzuschließen. In Westeuropa sind diese Einheiten zufällig klein und zahlreich,

weil Tiefland und Hochland in verhältnismäßig kleinen Ausmaßen verteilt und ihre Bewohner alle gegenseitig aufeinander eifersüchtig sind.

Aber die Wichtigkeit der geschichtlichen Beharrungskraft darf nicht vergessen werden. Weil es die Geschichte mit dem Geist der Menschen zu tun hat, sind Ideen eine Kraft, die Geschichte macht. Infolge äußerer Umstände ist Rom ein Reich geworden. Die große Entdeckung der Römer war es, daß eine gute, zentralisierte Regierung Energie erspart; die Idee des Reiches nun und die Regierungsmethoden erhielten sich im Gedenken der Menschen als Ideal, das eine unschätzbare Wirkung ausgeübt hat, indem es dazu beitrug, lose verknüpfte Einheiten zusammenzuhalten.

Und diese Idee gewann erhöhte Bedeutung aus einer anderen Tatsache. Infolge des alten Ansehens der Stadt Rom und auch dank dieser Idee des Reiches gelangte der Bischof von Rom zu einer Macht, die kein anderer zu erringen vermochte. Als die weltliche Macht zerstört wurde, blieb die geistliche Autorität bestehen und wurde um so stärker, als keine weltliche Gewalt da war, mit der sie hätte zusammenstoßen können. Sogar die Kirchenprovinzen blieben bestehen, als die staatlichen Provinzen, mit denen sie einst übereingestimmt hatten, gänzlich verschwunden waren. So verbreitete sich das Christentum mehr über den westlichen Teil des Römischen Reiches als über den östlichen, und obendrein ein Christentum von der besonderen Prägung, die wesentlich römisch ist.

Das Einwirken dieser beiden verbündeten Ideen, Reich und Kirche, auf die natürlichen Gegensätze, die aus der Verschiedenheit der Teillandschaften fließen, ist in hohem Maße für die geschichtliche Entwicklung nach dem Falle Roms verantwortlich.

VII

DIE EBENE: EINBRECHENDE HORDEN

Der Verlauf der Geschichte, so weit wir ihn bisher verfolgen konnten, hat sich in seinen Hauptzügen von dem Einfluß und der Anregung abhängig gezeigt, die auf den Menschen von zwei geographischen Faktoren ausgeübt wurden, der Wüste und dem Meer; beide wirkten als Schutz auf Gemeinschaften, die so einfach organisiert waren, daß sie zunächst nicht durch irgendwelche starke Bande miteinander verknüpft waren. Andere Einflüsse sind erwähnt worden, aber sie haben die Wirkung dieser großen Einflüsse nur abzuwandeln vermocht. Der Tatsache, daß es zufällig Strecken fruchtbaren Landes gab, die von Wüsten umgeben waren, und daß zufällig Inseln waren, die rings das Meer umschloß, sind die frühen Kulturen zu verdanken. Infolge ihres Zusammenhanges mit diesen frühen Gemeinschaften erstanden andere Gemeinschaften, die ihr Dasein mehr oder weniger unmittelbar den gleichen geographischen Verhältnissen schuldeten; und weil sie den ursprünglichen Gemeinschaften nahe waren, waren sie auch notwendigerweise der Wüste und dem Meere nahe.

Diese Gemeinschaften befanden sich weder in der äquatorialen Zone, wo wenig Anreiz zum Fortschritt besteht, noch in dem kälteren Norden, wo die Unbilden der Witterung so hart

sind, daß keine Aussicht für primitive Menschen bestand, sie vereinzelt irgendwie erfolgreich zu überwinden. Sie lagen größtenteils den Küsten des Mittelmeeres entlang auf Gebieten, die von Menschen besiedelt werden konnten. Aber es gab frühe Gemeinschaften östlich des Mittelmeeres, und späterhin brachte das Römische Reich den Westen Europas in unmittelbare Fühlung mit der gesamten Kultur, die damals überhaupt vorhanden war. So kam es, daß Europa und hauptsächlich Südeuropa fast unvermeidlich zu dem Lande wurde, dessen Völkergeschichte die größte Bedeutung in der Welt erlangte; denn hier und nur hier gibt es sowohl einen Wüstengürtel, als einen von Inseln übersäten und durch Halbinseln abgeteilten Meeresgürtel.

Wir haben angenommen, daß die Verteilung von Land und Wasser, von Wärme und Kälte, von Regen und Trockenheit die ganze geschichtliche Zeit hindurch genau so gewesen ist wie jetzt. Das ist wahrscheinlich richtig, wenn wir unter geschichtlicher Zeit die Jahrhunderte verstehen, deren Geschichte wir kennen; aber wir haben guten Grund anzunehmen, daß, seit es Menschen auf Erden gibt, die Dinge nicht immer so gelagert waren wie jetzt; und wenn frühere Tatsachen die spätere Geschichte beeinflussen, wie wir es im Fall Karthagos und Roms gesehen haben, ist es klar, daß vorgeschichtliche Verhältnisse sogar in die geschichtlichen Zeiten hinein als Einflüsse gewirkt haben müssen: sogar wenn diese Wirkungen durch andere, spätere verwischt worden wären, ist es doch lehrreich zu beobachten, wie die uns vertrauten Gebiete von Verhältnissen beeinflußt worden sind, die von den uns bekannten abweichen.

Wie die Dinge jetzt liegen, ist es von großer Wichtigkeit, daß Europa in viel unmittelbarerer Verbindung sowohl mit Asien als mit Afrika steht, als die beiden unter sich. Ein Globus zeigt,

daß Europa, Asien und Afrika ein großes Parallelogramm bilden, daß Europa zwischen einem großen Stück Asien und einem großen Stück Afrika liegt, und daß besonders die Länder, deren Geschichte wir betrachtet haben, in einem Streifen quer durch die große Landmasse Eurasien—Afrika gelagert sind.

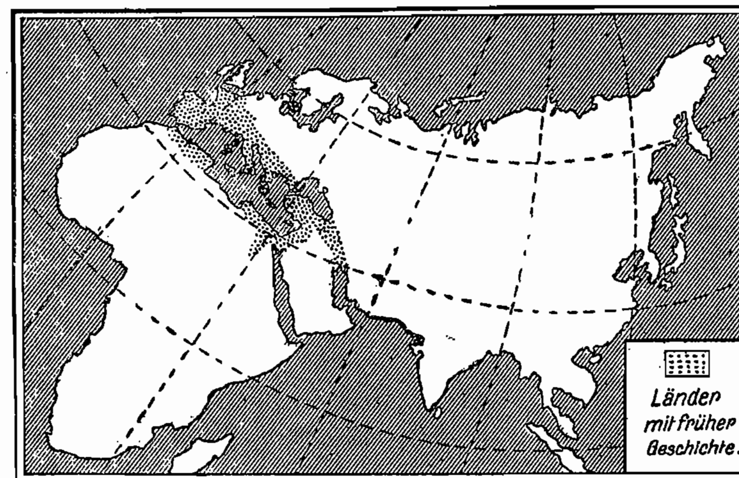
So ist Europa, das Land früher Kultur, infolge seiner Lage zu den großen Ländermassen den Einflüssen aus zwei Richtungen offen: aus dem Süden von Afrika und aus dem Osten von Asien her.

Zur jetzigen und überhaupt in aller geschichtlichen Zeit hat sich zwischen Europa und Afrika nicht nur das Mittelmeer, sondern auch die Sahara geschoben; es ist nicht das Mittelmeer, sondern die Sahara, die den weißen Menschen vom schwarzen trennt. Sogar jetzt bedarf es unter günstigen Umständen dreier Monate, um sie zu durchqueren, und das Maß ihrer Wirksamkeit als Schutzwehr kann daraus ermessen werden, daß wohl südlich der Sahara wandernde Horden durch die Länge und Breite des Erdteils gezogen sind, daß wohl in Europa kaum eine Quadratmeile ist, die nicht unter den Tritten feindlicher Heerscharen gedröhnt hat, die auf Eroberung oder auf Suche nach neuen Wohnsitzen auszogen, daß aber quer durch die Sahara zwar einzelne friedlich ihres Weges gegangen sind, daß aber keine große Schar von Menschen sie je weder friedlich noch kriegerisch durchquert hat.

So hat Afrika in geschichtlicher Zeit nur geringen Einfluß auf die Geschichte Europas gehabt. Die Völker im Süden, infolge des mangelnden Anreizes zum Fortschritt auf einer niedrigen Kulturstufe stehen geblieben, waren unfähig, diese große Schranke zu durchbrechen um der einzigen Wirkung willen, die sie hätten üben können: sie konnten die Kulturen nicht zerstören,

die nördlich davon emporgewachsen waren. Die Wüste wirkte als Schutzwehr gegen Angriffe, nicht nur zugunsten Ägyptens, sondern auch zugunsten aller der Länder, in denen Mittelmeerkultur aufgeblüht war — von Phönizien, Griechenland, Karthago und Rom.

In Asien lagen die Dinge anders, wie wir gleich sehen wer-



Das Parallelogramm der Alten Welt

Die Länder mit früher Geschichte liegen diagonal über der Landmasse und zwischen Asien und Afrika.

den, besonders in geschichtlicher Zeit. Es gab gegen Asien keine unübersteigbare Schranke: die Bewohner Asiens konnten sich auf Europa stürzen, selbstverständlich nicht ohne Schwierigkeiten, aber die Tat war möglich, und sie ist durchgeführt worden.

Es ist aber wahrscheinlich, daß in vorgeschichtlicher Zeit, als der Mensch auf der Erde erschien, die Verhältnisse etwas anders lagen. Wahrscheinlich war der Norden Europas damals sogar kälter als heute und es lagerte sich über Großbritannien,

Irland, Norwegen und Schweden, das nördliche Rußland und Deutschland sowie über alle dazwischen liegenden Meere lange Zeit hindurch eine ungeheure Eismasse. Südlich und östlich von dieser Eisdecke erstreckte sich ein großes Meer, von dem jetzt das Kaspische Meer und der Aral-See Überbleibsel sind. Weiter südlich herrschten andere Verhältnisse, als die uns bekannten. Wahrscheinlich war die Sahara keine so vollständige Wüste wie jetzt, sondern sie hatte ein feuchteres Klima. Es sprechen auch Anzeichen dafür, daß das Mittelmeer keine so ausgesprochene Schranke zwischen Europa und Asien bildete, vielleicht weil die Landverbindungen zusammenhängender waren. Einerseits stand Europa mehr in unmittelbarer Verbindung mit Afrika und weniger mit Asien als heutzutage, und andererseits war der Norden Europas noch weniger bewohnbar für frühe Völker, als er es späterhin geworden ist.

Was auch der Grund sein möge, es ist fast sicher, daß in früher, vorgeschichtlicher Zeit Menschen der gleichen Rasse über alle Länder nördlich des tropischen Afrika wanderten, aber daß sie wenig oder nichts mit den Menschen aus Asien zu schaffen hatten. Nach dem Norden, wo das Leben schwieriger war, schweiften weniger Menschen. Aber aus dieser Zeit haben wir keine Überlieferungen; es gibt keine Geschichte, und das ist weiter nicht verwunderlich; es fehlte an den Faktoren, die des Menschen Gedanken und Taten so beherrscht hätten, daß er zum Fortschritt angeregt worden wäre. Es fehlte auch meist die Möglichkeit zum Fortschreiten. Solang es keine Wüste gab, gab es auch keine Geschichte, die den Namen verdient hätte.

Als die modernen klimatischen Verhältnisse aufzutreten begannen, wurden die Menschen dieser mehr oder weniger gleichartigen Rasse, die Europa—Afrika bewohnte, voneinander durch

drei Schranken geschieden, und es ist möglich, daß alle drei nur Auswirkungen einer einzigen Erscheinung waren.

a) Der Weg von Asien wurde irgendwie offener, und eine Rasse von Menschen, die sich an die Hochländer von Kleinasien, den Balkan und die Alpen hielten, trieben sozusagen einen Keil von Hochlandvölkern zwischen die Tieflandbewohner zu beiden Seiten.

b) Das Mittelmeer wurde zu einer fühlbareren Schranke, als es bisher gewesen war.

c) Die Sahara wurde immer mehr zur ausgesprochenen Wüste und die bedeutendste Schranke von allen wurde damit geschaffen.

Diese drei Schranken schieden die ursprüngliche Rasse in vier Menschenhaufen, die sowohl klimatischen als anderen geographischen Einflüssen ausgesetzt waren und so nach und nach durch Anpassung an die Umgebung ihre Merkmale verändert und dauernd festgelegt haben.

a) Im Norden lebten die nordischen Völker, zunächst verhältnismäßig gering an Zahl und nicht durch übermäßige Sonnenbestrahlung dunkel gefärbt.

b) Südlich der Alpenhochländer gab es eine Rasse, die unter blauem Himmel und in schöner natürlicher Umgebung lebend, sich dadurch auszeichnet, daß sie einen verfeinerten Geschmack für Farben und Formen entwickelt hat.

c) Zwischen dem Mittelmeer und der Sahara eingeschlossen sind die Berber, die sich unter harten Verhältnissen nicht recht haben entwickeln können, und die Ägypter, die sich von dem jährlichen Rhythmus in der Wasserversorgung haben anregen lassen.

d) Südlich der Sahara sind die Neger, schwarzhäutig und fähig, eine starke Sonnenstrahlung auszuhalten.

Von dem großen Land südlich der Sahara werden wir später sprechen. Von den Ländern zwischen der Sahara und den Alpen haben wir schon gesprochen. Nun müssen wir uns dem Lande nördlich der Alpen zuwenden.

Nicht nur wurde infolge der klimatischen Veränderungen Südafrika ein Land für sich, es wurde auch Europa den aus Asien kommenden Einflüssen aufgeschlossen.

Karten von Eurasien zeigen einen breiten Streifen Hochland entlang seiner östlichen, südlichen und westlichen Grenzen. Im Innern, vom Meere auf jeder Seite außer dem vereisten Norden abgeschnitten, ist eine große Ebene ungefähr in der Form eines Dreiecks, im allgemeinen nicht höher als 200 Meter über dem Meeresspiegel. Das ist die große Ebene der Welt. Wir haben schon die Wesensunterschiede zwischen Hochland und Tiefland betrachtet und gesehen, daß in Westeuropa gerade diese Unterschiede der Bodengestaltung einen Einfluß auf die Geschichte gehabt haben. Hier nun müssen wir feststellen, daß die Verhältnisse über weite Gebiete hin die gleichen sind. Diese Verhältnisse müssen genau betrachtet werden. So ist diese Ebene weit vom Meer entfernt; sie ist aber nicht nur weit davon entfernt, es liegt außerdem noch ein Hochlandgürtel dazwischen. So haben die vom Meere kommenden Winde den größten Teil ihrer Feuchtigkeit verloren, ehe sie die Ebene erreichen; das ganze Gebiet ist somit arm an Niederschlägen und es wächst wenig mehr als Gras: so ist es Steppenland. Die weite Entfernung vom Meere hat noch eine Folge: da die Luft wenig Feuchtigkeit enthält, die geeignet wäre, die Wärme der Sonne zu mildern, wenn sie scheint, und zurückzuhalten, wenn sie untergegangen ist, hat das Klima überall starke Gegensätze.

Diese Verhältnisse haben auf die Bewohner der Ebene fünffache Wirkung ausgeübt:

1. Infolge des rhythmischen Wechsels der Jahreszeiten be-



Das Gebiet extremer Temperaturunterschiede

steht Anreiz zum Fortschritt. Da ein heißer Sommer mit einem kalten Winter abwechselt, dürfen die Menschen, um überhaupt weiter zu leben, keine Wilden von dem Typ sein, der auf äquatorialen Ebenen bestehen kann. Sie müssen widerstands-

fähig und tapfer sein, müssen ein gewisses Maß von körperlicher Ausdauer und Widerstandskraft haben.

2. Da das Land auf weite Strecken flach ist, gibt es weder solche natürliche Schutzwehren, wie sie die Wüste für Ägypten oder der Sumpf für Babylonien war, noch eine solche natürliche Verteidigungsstellung, wie sie die Bürger Roms besaßen. Diese Völker müssen sich selbst verteidigen. Die klimatischen Verhältnisse sind hart, so daß einzelne und Familien fast sicher umkommen würden, wenn sie sich selbst überlassen wären. Die Verteidigung gegen Feinde wie der Schutz gegen klimatische Unbilden verlangt ein gewisses Maß von Organisation. So lebten und leben diese Völker in Stämmen oder Horden.

3. Da Gras das hauptsächliche und in manchen Gebieten das einzige Erzeugnis ist, können diese Stämme selbstverständlich nicht von dem leben, was das Land trägt; sie müssen jedenfalls imstande sein, die Energie in einer konzentrierteren Form anzuwenden. Sie müssen von Tieren leben und von dem, was die Tiere hervorbringen. So waren diese Völker und sind meist noch Schafhirten, Rindviehhirten, Ziegenhirten, die auf Pferden reiten und von Milch, Butter und Fleisch leben.

4. Wenn die dürftige Weide an einer Stelle erschöpft ist, oder wenn starke Winde Sandwehen vor sich hertreiben und sie bedecken, dann sehen sich die Stämme genötigt, zu anderen weiter zu ziehen. Die natürliche Schwierigkeit der Fortbewegung zu Lande — eine Schwierigkeit, die vorwiegend eine Folge der Reibung ist — wird von einer stärkeren Macht überwunden: dem Willen zum Leben. Da zudem an keinem Ort mehr als an einem anderen Verteidigungsmöglichkeiten gegeben sind, besteht keine Veranlassung, an einem bestimmten Ort zu bleiben, hingegen sprechen sehr starke Gründe für die beständige Hin- und

Herbewegung der Stämme, so daß der Geist des Nomadentums, des Wanderlebens zu einem Stück ihres Wesens wird.

5. Da sie in frühen Zeiten keinen anderen Schutz genossen als den, den sie sich selbst schufen, waren sie genötigt, alle



Das kalte Land

Gegner zu vernichten, die sie überwältigt hatten; denn sie konnten sicher sein, sonst selbst vernichtet zu werden, wenn jemals das Glück später gegen sie sein sollte. Sie waren deshalb eine grausame Menschenrasse.

Ob sie nun durch zunehmende Trockenheit weiter getrieben oder nur durch ihre natürliche Ruhelosigkeit in Bewegung gehalten wurden — jedenfalls waren die Bewohner der zentralen Ebenen während der ganzen Zeit, von der die Geschichte berichtet, eine beunruhigende Kraft für die mehr oder weniger seßhaften Völker an den Rändern; immer und immer wieder sind sie hinter den Gebirgsrändern aufgetaucht, mehr um umzustürzen, als um aufzubauen, mehr um zu zerstören, als um zu schaffen. Wir haben gesehen, wie das Assyrische Reich durch Einfälle nördlicher Horden so geschwächt wurde, daß es bald darauf zu Fall kam. Zu einer vielleicht noch früheren Zeit lassen sich in östlichen Ländern Spuren solcher Einbrüche von Nomaden aus dem Lande jenseits der Berge nachweisen; auch die griechische Frühkultur wurde eine Zeitlang durch Eindringlinge aus dem Norden überwältigt. Wie dem auch sei, so viel ist sicher, daß wir mit zunehmender Kenntnis der wirklichen Geschehnisse in der Welt den Einfluß dieser wandernden Stämme auf die Geschichte immer deutlicher erkennen.

Nun war Europa, wie wir gesehen haben, in vorgeschichtlicher Zeit bis zu einem hohen Grade von Asien geschieden. So gab es damals nicht eine Ebene, sondern es gab deren zwei. Es ist fraglich, ob diejenigen Völker, die in diesen fernen Zeiten die verschiedenen Abschnitte der Ebene bewohnten, schon den äußeren Verhältnissen ausgesetzt waren, die zur Ausbildung der für Steppenvölker charakteristischen Gewohnheiten beitrugen; aber jedenfalls waren es verschiedene Rassen. So waren die Eindringlinge aus der Ebene von zweierlei Art: die bärtigen Bewohner des Nordens von Europa, die Teutonen, und die bartlosen Bewohner der Ebenen Asiens, die Tataren und Mongolen. Dieser Unterschied der Rassen entspricht anderen

Unterschieden, die von geographischen Ursachen herrührten. Wie die Dinge lagen, kamen die Völker der europäischen Hälfte der Ebene mehr mit den zivilisierenden Einflüssen in Berührung, als die der östlichen Hälfte. Wir haben gesehen, daß als Ergebnis natürlicher Umstände der Süden Europas zivilisiert war: aus Gründen, die wir später erörtern wollen, war es der Süden Asiens nicht. Jedenfalls ist der Hochlandgürtel in Asien so viel breiter als in Europa, daß sich der Bewegung von Menschen sowohl als von Ideen eine mächtigere Schranke gegenüberstellt, so daß die asiatische Hälfte der Ebene stärker von anderen Kulturzentren abgeschnitten ist. Auch sind die klimatischen Verhältnisse im Osten viel strenger als im Westen. Da die Landmasse Asiens so viel größer und so viel wirksamer vom Meer abgeschlossen ist als die von Europa, sind die Temperaturen im Innern viel extremer. Auch verhindern die Höhe und die Breite der asiatischen Hochländer, daß Niederschläge, außer in ganz geringen Mengen, das Innere erreichen, und die Entfernung vom Ozean und besonders vom westlichen Ozean trägt auch dazu bei, die Niederschläge im Vergleich mit Europa zu verringern.

So waren die europäischen Bewohner der Ebene, wenn auch Barbaren, doch bedeutend zivilisierter oder weniger unzivilisiert als die Asiaten. In ihnen waren die Merkmale der Ebenen-Völker etwas weniger ausgeprägt, sie waren etwas mehr bodenständig und etwas weniger zum Wandern geneigt. Es liegt nahe, daß wir von den Europäern aus frühen Zeiten mehr erfahren haben, aber die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Einfälle dieser Stämme meist eher eine Folge der Störung durch asiatische Nomaden war, die sie von hinten bedrängten, als die einer ihnen selbst eingeborenen unwiderstehlichen Wanderlust.

Keiner dieser Nomadenstämme war sehr zahlreich. Obwohl

eine gewisse Organisation für ihr bloßes Bestehen unerläßlich war, ist es doch wenig wahrscheinlich, daß ein wandernder Stamm einen so hohen Grad von Organisation erlangt, um ohne Verwirrung eine große Zahl von Einzelindividuen umfassen zu können, während es andererseits einen großen Vorteil bedeutete, nur für verhältnismäßig kleine Herden der Tiere, von denen ihr Leben abhing, Weideplätze finden zu müssen. Aber wenn ein Stamm auch wenig zahlreich war, übertraf er doch meist an Zahl die seßhafte Bevölkerung an der Stelle, die er schließlich erreichte; diese seßhaften Völker wurden genötigt, Platz zu machen und ihrerseits auf andere zu drücken, die vor dem Angriff zurückweichen mußten. Je mehr diese Stämme also wahre Nomaden waren, desto mehr verursachten sie Zerstörung unter seßhaften Völkern und ihrer Organisation, und desto weniger ließen sie Spuren in der späteren Geschichte zurück. Sie fuhren wie ein Wirbelwind über das Land und verschwanden.

Man vergegenwärtige sich alle diese Folgen geographischer Gegebenheiten und betrachte nun die Einzelheiten der Geschichte.

Vor der römischen Zeit haben wir nur eine unklare Ahnung von der Einwirkung dieser Völker auf die Geschichte der zivilisierten Länder. Wir hören allerdings von geheimnisvollen nordischen Stämmen, auf die alle zivilisierten Völker des Altertums, sowohl Assyrer als Perser und Griechen mit Furcht blickten.

In den Zeiten seiner Stärke hielt Rom die Barbaren jenseits der Flüsse in Schach; aber als das Römische Reich sich in zwei Teile spaltete, als die alte Stadt Rom hinter Konstantinopel zurücktrat, zogen die Stämme in alle Länder ein, die ihm einst untertan gewesen waren, teils durch die Bewegungen der noch

völlig barbarischen Stämme dazu gedrängt, teils durch Hoffnung auf Raub angezogen.

Es ist natürlich, daß die germanischen Stämme zuerst kamen — Chatten und Alemannen, Goten und Vandalen: durch das Eindringen dieser Völkerschaften wurde das Weströmische Reich endgültig zertrümmert. Sie errichteten Königreiche innerhalb des Römischen Reiches, indem sie zuerst dem römischen Oberhaupt eine nominelle Unterordnung zollten, aber nach und nach die Bande lockerten, die das Ganze zusammenhielten.

Im dritten Jahrhundert folgten die fränkischen Völkerschaften, trugen zeitweilig Uneinigkeit nach Italien und Spanien, verschwanden aber bald darauf wieder unter den übrigen Völkern. Ob diese ersten Ankömmlinge stark durch Druck aus den Ebenen bedrängt worden sind, können wir nur mutmaßen; aber wir wissen, daß zu Ende des vierten Jahrhunderts, als die Goten (die ein Jahrhundert zuvor an der unteren Donau erschienen waren) auf die Franken, Germanen und Romanen zu drücken begannen, sie ihrerseits von den weit furchtbareren Hunnen gedrängt wurden. Zu Beginn des fünften Jahrhunderts fielen die Goten unter Alarich in Italien ein — unter dem Vorgeben, Gesetz und Ordnung aufrechterhalten zu wollen — und Rom wurde geplündert. Als Alarich starb, war aber die Achtung vor der Macht Roms immerhin noch so groß, daß sich sein Nachfolger nach Südgallien und Nordspanien zurückzog, dort ein Königreich aufrichtete, das drei Jahrhunderte lang Bestand hatte, aber die Autorität Roms so lange anerkannte, als auch nur ein Schatten von Autorität in der kaiserlichen Stadt verblieb.

In der Mitte des fünften Jahrhunderts kamen auch die Hunnen unter Etzel, der „Gottesgeißel“, von Osten und drangen bis in das Herz des jetzigen Frankreich vor, ehe sie in einer

der großen Schlachten der Welt auf den katalaunischen Feldern einen Rückschlag erfuhren.

Nach weiteren fünfundzwanzig Jahren kam eine neue Welle von Goten aus dem Osten und errichtete in Italien ein eigenes Königreich auf den Trümmern der römischen Macht.*

Im sechsten Jahrhundert erschienen slawische Völker an den Grenzen des östlichen Reiches und zerstreuten sich über alle Länder nördlich der Ostsee. Sie waren kaum erschienen, als die Awaren, die allergefährlichsten von allen Eindringlingen und Verwüstern des Reichsbodens, aus den jenseitigen Weiten auftauchten. Die germanischen Niederlassungen an der Donau wurden überrannt und die Volksstämme, die in der Geschichte als Langobarden bekannt sind, von ihren Sitzen vertrieben. Diese wurden dadurch ihrerseits genötigt, in Italien einzufallen, wo sie ein Königreich gründeten und ihren Namen auf die Ebene zwischen Alpen und nördlichen Apenninen übertrugen, die lombardische Ebene. Die Awaren ihrerseits trieben, indem sie die Ebenen Ungarns besetzten und dort die Anfänge eines Königreiches begründeten, das bis ins neunte Jahrhundert bestand, sozusagen einen Keil zwischen die nördlichen und die südlichen Slawen. Die letzteren zogen innerhalb des Reiches weiter bis südlich der Donau und wirkten dort als Schutzwehr gegen noch gefährlichere Feinde. Das war der Anfang der Gruppe von kleinen slawischen Staaten, die abwechselnd frei oder unter der Oberhoheit einer stärkeren Macht bis zum heutigen Tage erhalten geblieben sind. Serbien, Kroatien, Kärnten, Dalmatien — sie alle verdanken ihren Ursprung als Länder, die von mehr oder minder beständigen dauernden Gemeinschaften bewohnt

* Das Königreich Odoakers stand dem Namen nach unter dem Oströmischen Reich, war aber tatsächlich unabhängig.

waren, den Niederlassungen der Slawen im siebenten Jahrhundert.

Fast gleichzeitig mit dem Einfall der Awaren wird von dem einer anderen Völkerschaft berichtet, der Bulgaren, die ein Königreich in dem Lande zwischen Donau und Maritza begründeten, — ein Land, das nach ihnen genannt wird. Zu wiederholten Malen haben seit jener Zeit die Völker jener Landstriche ihre Unabhängigkeit geltend gemacht und Königreiche errichtet, die lange Jahre Bestand hatten, aber die Bulgaren ebenso wie die Awaren sind, wie die Normannen in England, in dem Volk aufgegangen, das sie zuerst unterworfen hatten.

Im neunten Jahrhundert vollzog sich eine Reihe anderer Bewegungen, die von den fernen Steppen Asiens ausgehend die Geschichte Europas greifbar beeinflußten. Zu Ende dieses Jahrhunderts trieben die Khazaren, aus dem Osten kommend, die Patzinaken aus dem Wolgadistrikt, wo diese fünfzig Jahre früher erschienen waren. Diese ihrerseits trieben ein anderes östliches Volk, die Magyaren, weiter gegen Westen, so daß die westliche Macht wieder durch einen Einfall beunruhigt wurde. Wie gewöhnlich war die Ankunft dieser Magyaren oder Ungarn von Plünderungen begleitet, aber in einer verhältnismäßig kurzen Zeit wurde eine organisierte Regierung auf der Steppeninsel Ungarn innerhalb der Karpathen gebildet, wo die Magyaren noch heutigentags sitzen — ein Volk östlicher Abstammung und doch im Kreise der Nationen aufgenommen, die nach der Verwirklichung westlicher Kulturideale streben. Die Patzinaken und Kumanen, die in Südrußland die Plätze der Madjaren eingenommen hatten, waren bis zum zwölften Jahrhundert eine Macht, mit der das Reich am Bosporus rechnen mußte, sind aber nun lange untergegangen.

Im dreizehnten Jahrhundert geriet die ganze Ebene unter die Herrschaft eines einzigen Mannes — des großen Dschingis Khan — und während dreier Jahrhunderte wahrten seine Nachfolger mehr oder minder vollständig die Oberherrschaft über Zentralasien, indem sie Heere aussandten, die für kürzere oder längere Zeiträume die Länder an den Rändern unterwarfen. Im dreizehnten Jahrhundert wurden Rußland, Polen und Ungarn von Heerführern des großen Khan verwüstet. Späterhin, unter dem kaum weniger berühmten Kublai Khan, wurde Mesopotamien erobert. Im vierzehnten Jahrhundert herrschte Tamerlan über einen großen Teil Asiens und im sechzehnten Jahrhundert fiel einer seiner Abkömmlinge in Indien ein und errichtete dort das Reich der Großmogule.

Schließlich kamen noch die Türken, wahrscheinlich eher durch die Steppenländer von Kleinasien, als durch die Pforte zwischen Uralgebirge und Kaspischem Meer.* Um die Mitte des elften Jahrhunderts errangen sie die Obermacht in diesem Gebiet und hatten in einigen wenigen Jahren — zur Zeit von Wilhelm dem Eroberer — einen beträchtlichen Streifen nach Süden mit Einschluß von Jerusalem hinzugefügt. Das war die Ursache für den Beginn der Kreuzzüge; sonst aber wirkte sie erst späterhin wesentlich auf die Entwicklung der europäischen Politik ein. Die Macht des frühesten herrschenden Hauses, der seldschukischen Türken, wurde im dreizehnten Jahrhundert durch die Überfälle der Mongolen an ihrer östlichen Grenze stark geschwächt, und erst als die ottomanischen Türken hochkamen, — als eine Schar zuerst, die den Seldschuken gegen die Mongolen diente und die dann die ganze Macht an sich riß, —

* Die Bewegung, durch die später die Einfälle der Magyaren verursacht wurde, ist vielleicht ursprünglich von diesen Khasaren ausgegangen.

wurde der Marsch auf Europa fortgesetzt. Obwohl ein großer Teil des Gebietes, das bis vor kurzem die europäische Türkei bildete, um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in ihre Hände fiel, wurde doch erst ein Jahrhundert später, im Jahre 1453, Konstantinopel eingenommen, wodurch das Ende des Römischen Reiches herbeigeführt ward. Im sechzehnten Jahrhundert fiel sogar Ungarn unter türkische Herrschaft und blieb darunter bis zum Ende des siebzehnten, wo es wieder befreit wurde.

So sehen wir als eine immer wiederkehrende Erscheinung das Auftauchen von Völkern aus der Ebene, die das seßhafte Volk an den Rändern aufstören, nicht nur in Europa, was besonders bemerkt werden muß, sondern ebenso in Westasien, in Indien und in China. Von vorgeschichtlichen Zeiten an bis wenige Jahrhunderte vor unserer eigenen Zeit haben die Nomaden der Ebene wie ein Lösungsmittel auf die erstarrten Zustände der Völker an den Rändern gewirkt. Um einen chemischen Vergleich zu gebrauchen: der Kristallisationsprozeß ist verzögert worden. Die schon gebildeten Kristalle wurden aufgelöst, aber immer haben sich nach einer Weile neue Kristalle von größerem Umfang als vorher gebildet. Immer mehr und mehr geographische Einheiten sind von solchen Völkern mit Beschlag belegt worden, die feste Regierungsformen hatten. Ägypten, weit von der Ebene abgelegen, wurde von den Nomaden wenig belästigt, aber wie wir gesehen haben, wurden sowohl Assyrien als Griechenland und Rom genötigt, mit immer steigender Besorgnis nach den Gebirgen an ihren nördlichen Grenzen zu blicken, aus deren Pässen Völkerschaften hervorbrachen, deren Vorwärtsdrang durch die Lebensverhältnisse in den rückwärtigen Steppen verursacht wurde. Das Römische Reich war den Einfällen dieser Stämme mehr ausgesetzt als die früheren

Reiche, denn seine Grenzen waren nördlich und östlich der südeuropäischen Gebirge hinausgerückt und lagen für Einfälle viel offener da, als die der früheren Reiche. So kommt es, daß die spätere Geschichte Roms viel inniger mit der Geschichte der Ebenen-Völker verquickt ist, daß noch Jahrhunderte, nachdem sich in Westeuropa feste Staatenbildungen durchgesetzt hatten, der Osten den Mächten der Steppe offen stand, und daß das östliche wie das westliche Reich schließlich durch die Angriffe der Steppenvölker überwältigt wurde.

Die Einwirkung dieser Völker auf die Weltgeschichte ist also klar ersichtlich. Es ist ebenso klar, daß geographische Einflüsse verschiedener Art zusammenwirkten, um diesen Erfolg herbeizuführen. Es bleibt uns nun zu betrachten, ob wirklich irgendwelcher Fortschritt nachweisbar ist, ob wirklich Energie erspart worden ist. Sicherlich wurde auch Verschwendung getrieben. Der große „Betrieb" des Römischen Reiches wurde größtenteils zerstört. Gab es dagegen irgendwelche Vorteile, die einen Ersatz boten? War die Zerstörung eines großen Teiles des Römischen Reiches reiner Verlust, oder war es nicht vielmehr notwendig, die veraltete Maschine zum alten Eisen zu werfen, ehe eine neuere und bessere Maschine an ihren Platz treten konnte?

Der Fortschritt nahm dreierlei Gestalt an:

1. Sowohl Asiaten als westliche Barbaren waren tapfer und abgehärtet. Die Mehrzahl der früheren Völker — Ägypter, Babylonier, Griechen, Römer, Phönizier — lebte unter bequemeren geographischen Verhältnissen; aber gerade wegen der harten geographischen Verhältnisse der Ebene — hart, weil die Ebene weiter nördlich liegt und weil wenig natürliche Energie verfügbar ist — besaßen die Völker der Ebene gewisse Eigenschaften in höherem Maße als die Völker des Südens, und diese

Eigenschaften gewährleisteten größeren Fortschritt. Persönlicher Mut war nötig, um gegen die täglichen Unbilden des Klimas, des unfruchtbaren Bodens, sowie gegen die menschlichen Feinde anzukämpfen, und im ganzen waren die nordischen Rassen an Tapferkeit den Beherrschern Italiens nach dem zweiten Jahrhundert überlegen. Diese hatten längst vergessen, einen wie großen Posten in der Dauerhaftigkeit eines Staatswesens der persönliche Mut der Einzelmenschen bedeutet.

2. Unter den teutonischen Völkern zeigte sich dieser Individualismus in anderer Weise. Individuelle Initiative war wohl notwendig, aber sie wurde teilweise dem Wohl des Ganzen untergeordnet. In späteren Zeiten zeigte sich die Verbindung dieser beiden Systeme unter anderem in dem Wachstum des Feudalismus; aber die geographischen Verhältnisse früherer Zeiten waren dem Wachstum eines Geisteszustandes günstig, der persönliche Freiheit, wie bei den Griechen, in Verbindung mit ordentlicher Regierung, wie bei den Römern wünscht. Dieser Individualismus zeigt sich auch in anderen moralischen Eigenschaften, die den Fortschritt fördern. Liebe zur Familie und alle Tugenden, die aus dieser Liebe entspringen, haben mehr Aussicht auf Pflege im nördlichen als im südlichen Europa.

3. Die Einfälle der asiatischen Barbaren, so verheerend sie auch waren, hatten doch andererseits die Wirkung eines großen materiellen Fortschrittes. Sie verhalfen zu einem weiteren Weltblick. Diese Einfälle lehrten die westlichen Völker mit Gewalt, daß die Welt größer sei als das Landgebiet um das Mittelmeer. Reisende erreichten tatsächlich China und kehrten zurück, um die Mär zu erzählen. Die Welt, auf die es ankam, dehnte sich ungeheuer aus, und mit dieser Ausdehnung wuchs auch die Menge der verfügbaren Energie. Es ist nicht zu viel gesagt, daß

die wandernden Stämme ganz bestimmt dazu mitwirkten, indem sie den Blick weiteten, die Kette von Umständen anzuregen, die zu den Entdeckungen des Kolumbus und seiner Nachfolger führten.

VIII

DIE OASEN: DER ISLAM

Im letzten Kapitel haben wir gesehen, wie die große Ebene den Lauf der Geschichte beeinflußt hat. Es gibt noch ein anderes Steppenland, nicht so groß, aber immerhin von beträchtlichem Umfang. Auch dieses hat den Lauf der Geschichte beeinflußt, aber wegen der Verschiedenheit der geographischen Verhältnisse in anderer Weise beeinflußt. Verhältnismäßig geringe Teile der großen Ebene sind Wüste, während umfangreiche Gebiete etwas fruchtbarer sind als Steppe. Arabien hingegen hat große Wüstengebiete und fast alles übrige ist Steppe.

Arabien hat ungefähr 2400 Kilometer Längenausdehnung, die Entfernung von London zum Kaukasus; es ist etwa halb so breit. Es ist nicht durchweg Wüste, ein großer Teil ist trockenes Steppenland. In seinem Inneren sind mehr oder weniger fruchtbare Oasen, während es stellenweise in vollkommene Wüste übergeht.

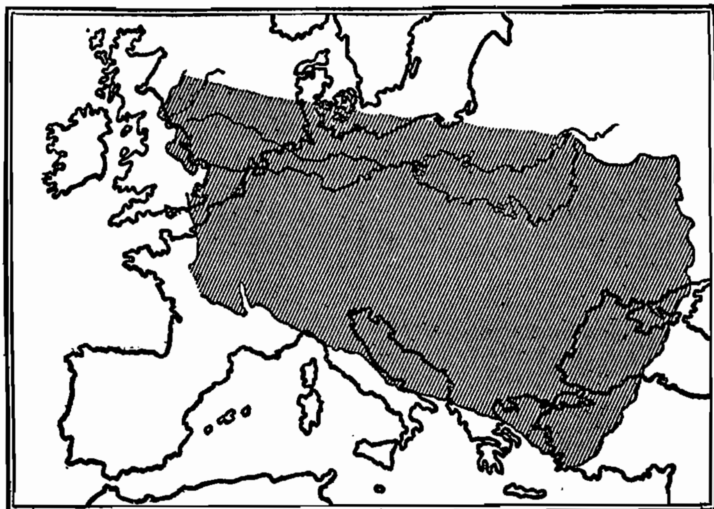
Das trockene Steppenland ist das wirkliche Arabien, das Land der Araber. Aus den geographischen Verhältnissen ergeben sich verschiedene Folgen.

Da es eine Steppe ist, neigen seine Bewohner zum Leben der Nomaden, aber:

1. da es trockener ist als die Steppe Asiens, kann es auf dem gleichen Flächenraum weniger Völker ernähren;

2. da es Einschlüsse von Oasen enthält, neigen einige seiner Völkerschaften zum seßhaften Leben;

3. es gibt somit zwei verschiedene Kreise — die Nomaden und die Oasenbewohner; die letzteren sind nirgends zahlreich ge-

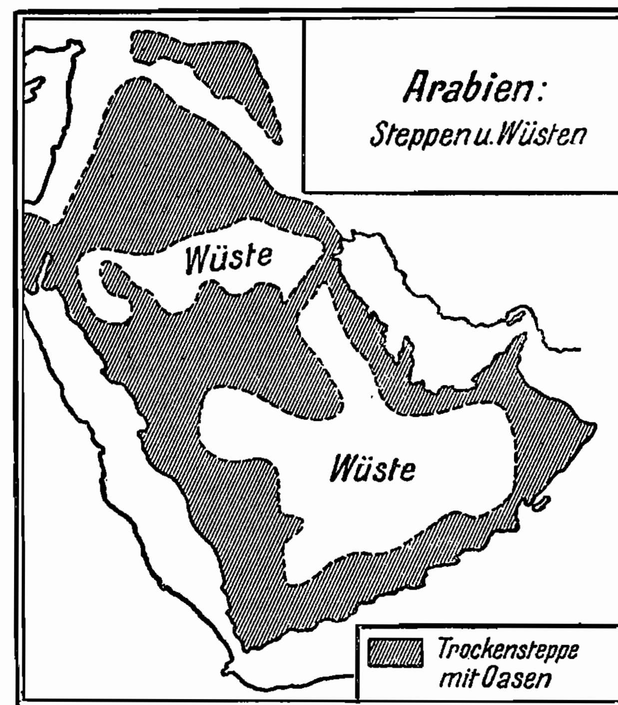


Vergleich der Größe Arabiens und Europas
Beide Karten im gleichen Maßstabe.

nug, um aus sich heraus Einfluß ausüben zu können, und die Macht fällt notwendig in die Hände der Nomaden, die das Steppenland zwischen den Oasen beherrschen. Weil sie wenigstens in geringem Maße von den Oasen abhängen, sind die Steppenbewohner Arabiens etwas mehr an einen Ort gebunden als reine Nomaden. Es besteht die Neigung, daß lokale Mächte zeitweilig einige Oasen und die dazwischenliegende Steppe beherrschen.

4. Da das Steppenland von Wüste und Meer umgeben ist, die

beide in frühen Zeiten unüberschreitbar waren, bilden die Bewohner Arabiens ein Volk für sich, auf der einen Seite vor Angriffen geschützt, auf der anderen Seite nicht in der Lage, einen nennenswerten Einfluß auf außerhalb befindliche Völker auszuüben. Sie sind um so weniger fähig, sich in äußere Angelegen-



heiten einzumischen, als auch die Steppenmächte, die sich bilden, klein sind und nur geringen Zusammenhalt haben.

So ist es nicht verwunderlich, daß die Bewohner der großen Ebene ihren Einfluß ununterbrochen durch mehrere Jahrhunderte geltend machten, während die Bewohner Arabiens, so nahe sie Ägypten und Palästina, Babylonien und Griechenland auch

waren, erst in späterer Zeit nennenswerten Einfluß auf die Weltgeschichte gewannen. Obwohl die gleiche Neigung vorhanden war, sich über benachbarte Landstriche zu verbreiten, war doch die Auswanderung sprunghaft und durchaus nicht so ausgebildet.

Doch erhebt sich nun die Frage: „Warum haben dann die Araber überhaupt auf die Geschichte eingewirkt?" Um sie zu beantworten, müssen wir eine andere Wirkungsweise geographischer Verhältnisse betrachten. Wir haben gesehen, daß Menschen fortschreiten oder zurückbleiben können, weil die geographischen Verhältnisse, die auf ihre Körper einwirken, ihren Geist beeinflussen. Wir haben gesehen, daß der Schutz, den die Wüste der materiellen Wohlfahrt der alten Ägypter und Babylonier gewährte, nach und nach eine Einstellung hervorbrachte, die sich auf diesen Schutz verließ. Die geographischen Verhältnisse, unter denen die Griechen lebten, mit ihren vielen von einander unabhängigen Stadtstaaten, wirkten auf ihren Geist zurück und machten sie zu Politikern.

In der gleichen Weise haben die materiellen Bedingungen unmittelbar den Geist der Araber beeinflußt. Der allmähliche Übergang von Oase zu Oase über Steppe und Wüste, die Einförmigkeit der Landschaft, in der meilenweit nichts das Auge anzieht, hat die Menschen zur Beschaulichkeit geführt. In der Gegenwart der Wüste werden sie unmerklich genötigt, ihre eigene Ohnmacht zu fühlen: Oasen können verbessert werden, sie belohnen die auf sie verwendete Arbeit durch größere Fruchtbarkeit; die Wüste aber belohnt keine Arbeit, sie kann nicht unterworfen werden. Hier fühlen die Menschen sich einem großen stummen Etwas gegenüber, das größer ist als der größte unter ihnen. Alle Lebensumstände, wenn auch in wechselndem Maße, zwingen die Menschen, zu sehen, daß sie nicht frei so

handeln können, wie sie möchten; und alle Menschenarten haben ihre Religionen, durch die sie sich mehr oder minder unklar die Dinge zu erklären trachten, die sie in der Umwelt nicht verstehen und besonders die Frage zu beantworten suchen, wozu sie selbst auf der Welt sind. Die meisten Stämme und Völkerschaften fühlen sich dunkel vielen Einflüssen ausgesetzt; sie haben viele verschiedene Dinge zu erklären, viele Dinge, die scheinbar in keinem Zusammenhang untereinander stehen, und sie verehren infolgedessen viele Götter. Hingegen ist der Eindruck der Wüste auf die Wüstenbewohner überwältigend; sogar wenn sie mehrere Gottheiten anerkannten, ging doch die Neigung fast allgemein dahin, einen obersten Gott anzuerkennen. So ist es nicht erstaunlich, daß aus dem Lande Arabien oder aus seinen Grenzlanden drei der großen monotheistischen Religionen der Welt entsprungen sind — der Judaismus, das Christentum und der Mohammedanismus — und daß die kennzeichnende Lehre der einen unter ihnen in die Sätze „Du sollst" und „Du sollst nicht" zusammengefaßt worden ist. Sie fanden, daß in gewissen Richtungen ein Fortschritt nicht möglich ist; sie sahen, daß es einen Schlüssel zu den Geheimnissen des Lebens gibt; sie begriffen, daß die menschlichen Anstrengungen vergeudet sind, wenn sie sich nicht in eine bestimmte Richtung lenken lassen, und daß der Geist, der den Gebrauch der Energie lenkt, zu dieser Lebensauffassung erzogen werden muß.

Nicht alle Menschen sind von ihrer Religion so überzeugt, daß sie den Wunsch haben, andere zu ihr zu bekehren; Wilde, die ihre Götter verehren, weil sie Furcht vor ihnen haben, verbreiten ihre Religion nicht. Aber je mehr sie einsehen, daß man gewisse Dinge nicht tun dürfe, weil sie unrecht sind — weil dadurch auf die Dauer Energie vergeudet wird — je mehr sie einsehen,

daß man gewisse Dinge tun müsse, weil sie recht sind — weil aufs lange Rennen Energie erspart wird — je mehr sie den Sinn des Lebens erkennen, desto mehr haben sie den Wunsch, andere zu bekehren, andere Menschen dazu zu bringen, ebenso zu denken wie sie. Diese Gedanken finden sich kaum in den Köpfen unentwikkelter, roher Völker, und obwohl es bei ihnen viele Kämpfe gibt, so gibt es doch kaum religiöse Kämpfe; je weiter wir in der Geschichte fortschreiten, desto mehr nimmt die Zahl der religiösen Kriege und Zwistigkeiten überhand. Das mag ein Rückschritt scheinen, aber es ist nicht so; denn es bedeutet eine Anerkennung der Tatsache, daß die Menschen, wenn auch noch so unklar, erkennen, es gebe einen Sinn des Lebens und das, was die Energie lenkt, sei von größerem Wert als die Energie selbst.

Wir sehen also, warum die höheren Religionen viele bekehrt haben und die niederen wenige; besonders sehen wir, warum die Araber, als sie durch Mohammeds Lehre zur Erkenntnis dessen kamen, was sie wußten, ausgezogen sind, um die Welt zu bekehren.

Wir haben nun gesehen, warum die Araber ein Volk für sich sind, wieso sie dazu gekommen sind, eine monotheistische Religion zu haben und wie sie dazu vorbestimmt waren, diese Religion zu verbreiten und damit, als notwendige Nebenwirkung, ihre weltliche Macht. Das sind die Ergebnisse geographischer Verhältnisse. Wir müssen nun feststellen, wie weit sie erreichten, was sie versuchten.

Vor allem muß beachtet werden, wie die Zeit war, in der dieser Versuch gemacht wurde und wie die Welt war, auf die sich ihr Versuch richtete. Die Araber scheiterten in ihrem Anlauf, die Welt mohammedanisch zu machen, teils an der Fortwirkung früherer geographischer Gegebenheiten, teils an Verhältnissen,

die sich auf Grund dieser geographischen Gegebenheiten entwickelt hatten, teils auch infolge der natürlichen geographischen Verhältnisse, die immer bestanden hatten. Wir haben gesehen, daß Palästina seine Bedeutung der Lage zwischen Ägypten und Babylonien verdankte; es scheint also natürlich, daß es sozusagen halb östlichen Charakter hat. Aber weil es an das Meer — das große Meer — grenzt, hat sein Volk, seit es eine Geschichte gibt, nach Westen sowohl wie nach Osten geblickt; in frühen Tagen sandte Phönizien seine Seeleute weit gegen Westen, es geriet in den Kreis griechischer Eroberungen, sein Volk nahm bis zu einem hohen Grad die griechische Sprache an, und als das Christentum in die Erscheinung trat, wurden nicht nur die heiligen Bücher griechisch geschrieben, sondern das Land selbst wurde zu einem Bestandteil des großen westlichen Reiches, des römischen.

So mußte also das Christentum, wenn es sich überhaupt verbreiten sollte, sich innerhalb des Römischen Reiches ausbreiten; und hauptsächlich wegen der geschichtlichen Beharrungskraft, die dem Römischen Reich innewohnte, wurde der Bischof von Rom das anerkannte Oberhaupt der Kirche, allerdings mit dem Patriarchen des Oströmischen Reiches in Konstantinopel als Rivalen. Das Christentum in allerhand Formen setzte sich allerdings auch nach Osten und Süden hin durch — ostwärts gegen Mesopotamien, Persien, über die Ebene sogar nach China, südwärts nach Abessinien, Indien und Ceylon. In Abessinien und Malabar hat sich bis zum heutigen Tage eine Art Christentum erhalten. Aber es bestand ein Unterschied zwischen dem Christentum innerhalb und dem außerhalb des Römischen Reiches. Die Regierung der Kirche innerhalb des Reiches bildete sich nach dem Muster des Reiches selbst und blieb

mächtig, lange nachdem die Macht Roms nur mehr ein Name war. Das Christentum der Länder, die Teile des Reiches gewesen waren, bildete ein gleichartiges Ganzes, außer in Grenzländern wie Syrien und Ägypten, wo die Unterordnung unter die Kirche sowohl als unter den Staat weniger ausgeprägt war. Das Christentum der Länder außerhalb des Reiches war dem innerhalb entgegengesetzt: es war heterodox; es erlangte auch nie feste Macht über alle Mitglieder eines Stammes; es war nur eine Missionskirche und infolgedessen, wie auch infolge natürlicher Unterschiede in den Umständen, die sie durch Spaltungen verwandelten und schwächten, war es eine gebrechlichere Einrichtung. So widerstanden die Länder, die einst römisch gewesen waren, der Macht des Mohammedanismus; die anderen unterlagen ihr.

Noch in einer anderen Art und Weise beeinflußte die Wucht geographischer Tatsachen in dieser Zeit die Geschichte. Es war wahrscheinlich das Vorhandensein des Christentums, das Mohammeds Geist irgendwie dahin trieb, daß er sich klar wurde, was das Leben zu bedeuten habe, und daß er seiner Sendung nachging. Es war aber lediglich der Funke, der den Zunder aufflammen ließ, nicht nur in bezug auf den Führer, sondern auch auf seine Anhänger. Wäre nicht ihr Geist durch die Lehren der Wüste seit langen Zeiten vorbereitet gewesen, sie hätten niemals Mohammeds Lehren so aufgenommen, wie sie es taten. Wir müssen auch bedenken, daß Arabien — das wirkliche Arabien — so von auswärtigen Einflüssen abgeschlossen war, daß das Christentum nur in stark entarteten Formen jemals dort eindringen konnte. Das Christentum hat sich z. B. im Malabar lang gehalten, denn wenn es auch durch die Verhältnisse in seiner neuen Heimat Wandlungen erlitten haben mochte, so war es doch allen Religionsformen in den umliegenden Gebieten überlegen. Die neue,

von Mohammed gegründete Religion war allen anderen überlegen, mit denen sie zunächst in Vergleich gesetzt werden konnte.

Nun muß zwischen der Ausbreitung des Islam und den Eroberungen der Araber unterschieden werden. Die von den Arabern eroberten Länder nehmen einen kleineren Raum ein — so groß er an sich sein mag — als die vom Islam eingenommenen Länder. Der Islam — der Wunsch, das Wissen um den einen Gott zu verbreiten, der verlangt, daß Rechenschaft davon abgelegt werde, ob das Leben zum Besten angewendet wurde oder nicht — der Islam also verlieh den Arabern die Stoßkraft, mit der sie vorwärtsdrangen und die Erde eroberten. Als die Araber die äußersten Grenzen ihrer Eroberungen erreicht hatten, fuhr der Islam noch fort, sich auszubreiten, sogar unter denen, die nun ihrerseits die Araber unterwarfen. Was uns zunächst beschäftigt, ist nicht so sehr die Ausbreitung des Islam, als die Eroberungen der Araber.

Die Bewohner Südeuropas widerstanden der arabischen Eroberung, weil sie Christen waren und weil sie genügend organisiert waren, um dem Anprall standzuhalten; gegen Osten war die Christenheit nicht organisiert und dieser Anprall begegnete geringem Widerstand. Diese Folgen ergaben sich aus den früheren geographischen Verhältnissen, aus dem geographischen Beharrungsvermögen. Gegen Südwesten jedoch waren die arabischen Eroberungen durch einen rein geographischen Umstand bestimmt, nämlich durch das Vorhandensein der Wüste, durch die kein Menschenhaufen ziehen konnte. Nur entlang der nördlichen Küste Afrikas konnten die Sarazenen, wie die Araber späterhin genannt wurden, politische Macht erlangen.

Nach Osten und Westen drangen also die Araber erobernd vor und dieses Fortschreiten ging überaus rasch vor sich. Diese Län-

der sind von mehr oder weniger trocknen oder feuchten Steppen bedeckt und gestatten Fortbewegung von der Art, an die der Araber gewöhnt war. Da er für seine Nahrung nur von den Tieren abhängt, die ihn und sein Gepäck tragen, da er an die Gleichförmigkeit der Steppe gewöhnt ist, wo eine Heimstatt so gut ist wie eine andere, kennt der Araber keine Fesseln und kann sich rasch fortbewegen. Die Länder, die er zuerst überrannte, waren gerade eben die, welche von der Geographie und der früheren Geschichte dazu bestimmt schienen.

Wenden wir uns nun zu den geschichtlichen Tatsachen. In den ersten dreißig Jahren des siebenten Jahrhunderts war Arabien unter Mohammed geeint. In den nächsten zwanzig Jahren eroberten die Sarazenen folgende Länder und bekehrten sie zum Islam: Ägypten, Syrien, Mesopotamien, Persien, Turan und sogar einen kleinen Teil von Indien. Dann gab es einen Stillstand. Ganz anders als Syrien, war Kleinasien gründlich christianisiert und unter die Macht des Oströmischen Reiches gebeugt worden, so daß die sarazenische Herrschaft niemals nordwestlich des Taurus festen Fuß fassen konnte. Außerdem waren die Araber vorwiegend Landmenschen, und der Angriff auf die Staaten an der Nordküste von Afrika und darüber hinaus war zu Land schwierig, besonders, da das Oströmische Reich noch eine Flotte besaß, mit der es seinen entfernten Kolonien einige Hilfe leisten konnte. Aber die Sarazenen beherrschten nun die alte Kinderstube der seefahrenden Leute in Phönizien und Ägypten, und als weitere fünfzig Jahre verflossen waren, zu Beginn des achten Jahrhunderts, wurde mit Hilfe von Expeditionen zur See die Nordküste Afrikas den Ländern hinzugefügt, die schon unter der Herrschaft von Mohammeds Nachfolger standen. Die Sarazenen setzten sogar über die Meerenge von Gibraltar und eroberten innerhalb weniger Jahre das ganze Spanien — das von der zentralisierten römischen Herrschaft am weitesten abliegende Land — mit Ausnahme des gebirgigen Nordwesten, in dem sich noch Christen gehalten hatten — und diese Ausnahme ist wichtig.

Diese Herrschaft wurde in wenig mehr als einem Jahrhundert aufgerichtet. Arabien war die Wiege der Herrschaft, aber wie andere Wiegen war es für die späteren Verhältnisse der Macht, die aus ihr erstanden war, nicht mehr geeignet. Damaskus und Bagdad wurden nacheinander als Herrschaftssitze gewählt. Teils infolge des Vorhandenseins der christlichen Staaten im Norden, teils infolge des Vorhandenseins der Sahara im Süden, war der Raum dieser Herrschaft lang und schmal; alle langen und schmalen Staaten sind aber schwer von einem einzigen Mittelpunkt aus zu regieren. Es war ebenso mit Ägypten und dem Römischen Reich. Die Schwierigkeit vergrößert sich, wenn der Regierungssitz nicht zentral gelegen ist. Es war also natürlich, daß dieses Herrschaftsgebiet der Sarazenen in zwei Teile zerfiel: ein jeder unter einem Kalifen, der Anspruch erhob, der rechtmäßige Nachfolger Mohammeds und Beherrscher der sarazenischen Länder zu sein. Das geschah um die Mitte des achten Jahrhunderts, als sich Spanien in aller Form vom übrigen Reich loslöste. Ungefähr zur selben Zeit und aus den gleichen Gründen erlangte auch die Berberei, die westliche Hälfte der Nordküste Afrikas, ebenfalls durch weite Entfernung von der Zentralgewalt getrennt, eine tatsächliche Unabhängigkeit, hielt aber trotzdem an der mohammedanischen Religion fest. Kaum einundeinhalbes Jahrhundert später wurde Arabien mit dem Rest der afrikanischen Besitzungen selbständig und bildete ein drittes Kalifat, das dem Namen nach zeitweilig auch die Berberstaaten umfaßte. Diese vier Teilreiche, Spanien, Berberei, Ägypten und der Rest des öst-

lichen Kalifats hatten auf diese Weise ein jeder seine eigene Geschichte und sie wurden nicht so sehr durch die Tatsache zusammengehalten, daß sie sarazenische Eroberungen gewesen waren, als dadurch, daß sie den gleichen Glauben hatten. Sogar ihre sarazenischen Eroberer hatten nicht alle der gleichen Rasse angehört, sondern es waren manche darunter gewesen, die durch vorhergehende Eroberung in die vorrückenden Heerscharen mit hineingerissen worden waren. Die natürlichen Unterschiede der geographischen Verhältnisse übersteigerten noch die Gegensätze und riefen Feindschaften hervor, die auch religiöse Übereinstimmung nicht heilen konnte.

In Spanien blieb das westliche Kalifat bis zum Anfang des elften Jahrhunderts stark, teilte sich dann in verschiedene kleine Königreiche, die gegenüber dem Vordringen der christlichen Staaten des Nordens ständig an Boden verloren, bis schließlich nur mehr das Königreich Granada in den südlichen Bergen übrigblieb. Aber auch dieses wurde gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts erobert und die Halbinsel geriet ganz unter christliche Herrschaft.

Im östlichen Kalifat hatten die sarazenischen Herrscher in dem erschlaffenden Tiefland von Bagdad wirkliche Gewalt über die sehr verschiedenen Länder, die dem Namen nach ihre Oberherrschaft anerkannten, nur bis um das Jahr 800 n. Chr.; von da ab waren sie in zunehmendem Maße genötigt, sich auf die türkischen Söldnertruppen zu verlassen, um die beständig aufständischen Länder zusammenzuhalten. Die weltliche Macht ging auf diese Weise natürlich aus den Händen der Sarazenen in die der Türken über, und obwohl es bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts dauerte, bis das sarazenische Kalifat in Bagdad vollständig von den Mongolen zerstört ward, so wurde doch die

wirkliche Macht mehr und mehr durch türkische Vizekönige unter verschiedenen Namen ausgeübt und unabhängige türkische Mächte entstanden im Hochland von Iran. Nun haben wir gesehen, daß diese Türken ursprünglich aus der Ebene kamen. Sie waren Heiden; bestenfalls war ihnen eine Art von heterodoxem Christentum gepredigt worden. Als sie mit dem Islam in Berührung kamen, nahmen sie diese Religion an. So war die Zerstörung der sarazenischen Herrschaft nicht gleichbedeutend mit Zerstörung der mohammedanischen Macht, eher eine Vergrößerung dieser, denn Kleinasien, das nie sarazenisch gewesen war, wurde nach und nach türkisch und mohammedanisch, und die türkischen Herrscher, die nach Indien hinabstiegen, begründeten dort dauerhaftere mohammedanische Staaten, als es die Sarazenen je getan hatten.

Nachdem das Mittelmeer aufgehört hatte, ein römischer Binnensee zu sein, blieben die mohammedanischen Länder Nordafrikas und Arabiens lange Zeit von der Berührung mit christlichen Völkern abgeschnitten. Sie waren nicht stark genug, um ihre weltliche Herrschaft durch die Sahara hindurch auszudehnen, aber die Religion Mohammeds, die Religion der Wüstenbewohner verbreitete sich allmählich von Steppe zu Steppe und von Oase zu Oase, bis schließlich die natürlichen Schwierigkeiten, die an der Durchquerung dieser großen Schranke der Sahara hingen und die noch durch die Anwesenheit feindseliger Stämme vermehrt wurden, für die christlichen Völker noch weiter dadurch gesteigert wurden, daß diese feindseligen Stämme Anhänger einer feindlichen Religion waren.

Die Funktion des Mittelmeeres ist also einer Veränderung unterworfen gewesen. In frühen Zeiten war es eine Schranke gewesen; späterhin wurde es unter den Phöniziern ein Weg und

für die Griechen eine Schutzwehr. Wir haben gesehen, daß die Römer eine Grundlage für ihre Seemacht daraus geschaffen und alle Länder an seinen Rändern unterworfen haben. Mit der Schwächung Roms ging eine Schwächung der Seemacht Hand in Hand. Die Berberstaaten und Spanien wurden nur deshalb sarazenisch, weil die Seemacht des Oströmischen Reiches nicht stark genug war, das ganze Meer zu beherrschen; aber ebensowenig waren die Sarazenen fähig, unbestrittene Obermacht zu gewinnen. So waren die Verhältnisse die gleichen, wie in den früheren Zeiten des Konfliktes zwischen Rom und Karthago: das Mittelmeer wurde zu einem Festungsgraben, der die Nebenbuhler schied, obwohl zuerst der eine, dann der andere etwas die Oberhand hatte. Die Inseln wurden abwechselnd sarazenisch und christlich. Kreta und Sizilien waren jahrhundertelang in sarazenischer Hand, ehe sie von einer christlichen Macht wiedergewonnen wurden.

Im Persischen Golf und im Indischen Ozean traten veränderte Verhältnisse auf. Hier hatte die arabische Seemacht keinerlei Wettbewerber, und die Ausdehnung ihrer frühen Herrschaft — von den Gestaden des Atlantischen Ozeans über das Mittelmeer, den Persischen Golf, das Rote Meer und den Indischen Ozean nach Indien und der Besitz der Schlüsselstellungen zwischen Westen und Osten zur See zu Land — mußte die Araber notwendig dazu anregen, sich irgendwie mit dem Handel zu befassen, so daß Ceylon, obwohl es nie unter sarazenische Herrschaft geriet, doch im achten Jahrhundert ein Mittelpunkt arabischen Handels wurde.

Die Auflösung der sarazenischen Macht, die Teilung der Kalifate und die tatsächliche Unabhängigkeit Arabiens, Ägyptens und der Berberstaaten hatte lange Zeit keinerlei Einfluß auf den

arabischen Handel. Erst als zu Beginn des elften Jahrhunderts das westliche Kalifat schwächer wurde, begannen die neuen Stadtstaaten von Genua, Pisa und Venedig, die sich auf den Trümmern des Römischen Reiches erhoben hatten, sowohl nach dem Seehandel als nach der Seemacht zu greifen, die bis dahin in den Händen der Sarazenen gewesen waren. Ihre Überlegenheit ermöglichte überseeische Expeditionen von christlichen Kreuzfahrern, um mohammedanische Mächte in Palästina selbst anzugreifen, nachdem die Herrschaft der Sarazenen durch die strengere Herrschaft der Türken ersetzt worden war. Aber sogar dann hielten die Mauren von Marokko und Tanger noch bis zu einem gewissen Grade die Herrschaft über das westliche Mittelmeer fest, als Korsaren und Piraten sogar noch mehrere Jahrhunderte lang, und was noch wichtiger war, es gab sogar noch auf längere Zeit keine Nebenbuhler für den arabischen Handel im Indischen Ozean — hauptsächlich weil eine Landschranke zwischen Osten und Westen bestand; es ist sogar erst in unseren eigenen Tagen geschehen, daß die Zerstörung dieser Schranke zum Zusammenbruch des arabischen Handels führte.

So sehen wir den Einfluß der Wüste auf die Geschichte. Der große Gürtel Sahara—Arabien, der sich nach Asien hinein erstreckt und der infolge natürlicher klimatischer Gegebenheiten besteht, war und ist die Quelle und Stärke des Mohammedanismus. Ein Fortschritt in der Anwendung von Energie ist unverkennbar, weil als Folge der sarazenischen Eroberungen die gleiche Macht über das Mittelmeer und den Indischen Ozean Gewalt hatte und weil die Bewohner des Westens mit den Seewegen nach Osten ebenso vertraut wurden, wie sie es mit dem Landwege nach Osten zu der Zeit wurden, als Einfälle von der Ebene her stattfanden: es wurde mehr Energie verfügbar. Das war das Er-

gebnis aus der Lage der Wüste in bezug auf den diagonalen Wasserkanal, der durch die große Landmasse von Eurasien—Afrika zieht. Weil der Wüstengürtel den Kanal schnitt und weil das Land und nicht das Wasser zusammenhängend war, gehörte die Seemacht den Arabern. Außerdem wirkte die Wüste auf den Geist der Menschen, die seinem Einfluß durch lange Zeiträume ausgesetzt waren, und hat durch sie andere Menschen ebenfalls beeinflußt, die ihm nicht so ausgesetzt gewesen waren. Alle diese waren in höherem Maße als es bisher möglich gewesen, dazu angeregt worden, über den Grund der Dinge nachzudenken, und so wurde das Wechselspiel der späteren geschichtlichen Entwicklungen ermöglicht.

IX

DER OZEAN: — DIE ENTDECKUNG: IBERIEN

Die Gestalt der Erde ist für die Geschichte immer wichtig gewesen, weil die Verteilung von Wärme und Kälte, Regen und Trockenheit, Wald und Grasland im Grunde davon abhängt, auf welche Weise die Erde sich um ihre Achse dreht und wie ihre Stellung zur Sonne ist. Wir haben jetzt einen Zeitpunkt erreicht, wo die Gestalt der Erde in anderer Weise wichtig wird.

Bis dahin war es den Menschen so vorgekommen, als ob es weiter nichts zu bedeuten habe, ob die Welt flach sei oder nicht, und für fast alle Leute war sie flach. Gelehrte Männer aber wußten, daß die Erde eine Kugel ist. Eratosthenes von Alexandrien hatte sogar ihre Größe berechnet, von der er eine genauere Vorstellung hatte als Kolumbus. Die Berechnung war möglich, da die Entfernung von Syene oder Assuan nach Alexandrien sehr genau bekannt war, weil Ägypten, mit seinem jedes Jahr überschwemmten, wertvollen Boden eine sorgfältige Landvermessung nötig hatte. Zur Zeit des Eratosthenes hatte aber die Gestalt der Erde noch keinen unmittelbaren Einfluß auf die Geschichte. Es war eine wissenschaftliche Tatsache, deren Kenntnis keine praktische Einwirkung auf das Leben der Menschen hatte. Erst als die Menschen fähig waren, die Erkenntnis der Tatsache, daß die Erde rund ist, zu ihrem eigenen Vorteil aus-

zunützen, fing die Gestalt der Erde an, die Geschichte auf andere Weise zu beeinflussen.

Aber die Entdeckung von der Gestalt der Erdkugel war wichtig, weil die Entdeckung ihrer Gestalt mit anderen Tatsachen zusammenhing. Die Macht der Araber beruhte, wie wir gesehen haben, zum Teil auf der Macht über das Meer, die sie ausübten. Das Römische Reich hatte seine Bedeutung der gleichen Tatsache verdankt. Die Macht der Phönizier und Griechen war fast ausschließlich auf ihrer Tüchtigkeit zur See begründet gewesen. Das Mittelmeer war zwar die Quelle fast aller dieser Betätigungen, aber die Schiffe befuhren doch auch andere Küsten. Phönizische Schiffe mögen vielleicht gegen Indien gefahren sein. Arabische Kauffahrer haben sicherlich China erreicht. Agricola umsegelte Schottland. Die Wikinger fuhren über das Meer zu den Britischen Inseln und nach Island, wahrscheinlich sogar nach Grönland und gründeten im frühen Mittelalter mehr oder weniger dauernde Niederlassungen an allen Küsten des westlichen Europa.

Die Wirkung der Entdeckung der See auf die Weltgeschichte ist ungeheuer. Die Leichtigkeit der Fortbewegung auf dem Wasser im Vergleich zu der auf dem Lande ist schon erwähnt worden, aber diese Fortbewegung hatte ihre Grenzen. Wegen der Schrecken des Unbekannten beschränkten die frühesten Seefahrer ihre Aufmerksamkeit auf die Inland-Meere und auf den Küstenhandel an den Rändern der Ozeane. Das wichtigste Meer war das rings vom Land umgebene. So hatte die Verteilung des Landes einen wirksamen Einfluß. Infolge der beschränkten Kenntnisse des Menschen gab es bis vor vierhundert Jahren ein Land und viele Meere. Die große Landmasse Europa—Asien—Afrika erstreckt sich so weit gegen Norden, daß es keine eisfreie

Durchfahrt entlang seiner Nordküste gibt. Afrika erstreckt sich so weit gegen Süden, daß die Menschen nicht den Mut hatten, eine Umsegelung zu wagen, obgleich viele Geographen des Altertums glaubten, daß Afrika umsegelt werden könne. Die vorwaltende Vorstellung war, daß die Welt eine Landmasse sei, die von einem „Ozeanstrom" umflossen werde, aber man hatte keine Anhaltspunkte dafür, daß es in diesem Ozean andere große Länder geben könnte, und für alle praktischen Zwecke galt, daß es zwei Ozeane gab, die durch eine Landmasse getrennt waren.

Die Leistungen am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts sind nicht darauf beschränkt, daß Amerika entdeckt wurde und daß Magalhâes das Kap Horn umsegelte. Durch die Reisen Vasco de Gamas und Magalhâes wurde festgestellt, daß die Ozeane untereinander zusammenhängen, und Kolumbus und Magalhâes entdeckten, daß man über die Ozeane mit Sicherheit hinwegfahren könne. Die Gestalt der Erde und die Einheit der Ozeane wurde entdeckt. Von jetzt ab ist die Küstenfahrt gegenüber der transozeanischen Fahrt etwas Untergeordnetes und auf politischem Gebiet tritt die Macht über die Meere zurück hinter der Macht über die Ozeane. Die Folgen dieser Entdeckungen machten sich zum Teil sofort geltend, zum Teil werden sie erst in der gegenwärtigen Zeit fühlbar.

Nun müssen wir uns klar machen, wieso die Gestalt der Erde und die Einsicht in das Vorhandensein eines einzigen Ozeans auf den Verlauf der Geschichte einzuwirken begann. Wir haben gesehen, wie nach und nach die Welt größer geworden war; immer mehr Länder und Meeresteile waren zur Kenntnis des Menschen gelangt und die besonderen Erzeugnisse der verschiedenen Länder waren über die ganze Welt hin gebraucht worden. Die Wanderbewegungen der Stämme trugen viel dazu bei, die Vor-

stellungen von dem, was die Welt sei, zu erweitern, während die Araber viel taten, um die Kenntnis der östlichen Meere zu verbreiten. Diese Fortschritte im Wissen regten die Geister der Menschen an; aber die Erkenntnis, daß der Osten zum Teil auf dem Seewege erreicht werden könne, hatte einen größeren Einfluß auf den Gang der Geschichte, eben weil Fortbewegung zu Wasser leichter ist als zu Land. Marco Polo machte seine denkwürdige Reise nach dem Osten zu Land, aber er kehrte, soweit es ihm möglich war, zur See zurück.

Wir müssen uns erinnern, daß die weltliche Macht der Araber — wie der Moslem im allgemeinen — nicht so sehr auf der Verwendung einer großen Streitmacht beruhte, als auf dem beherrschenden Einfluß auf den Handel eines großen Gebietes. Dieser Einfluß war möglich, weil das Land zusammenhing, während das Meer für alle Zwecke des praktischen Lebens nicht zusammenhing; er war wirksam, weil die Araber das Land besetzt hielten, das immer eine außergewöhnliche Bedeutung haben wird, weil es zwischen dem Mittelmeer einerseits und dem Persischen Golf und Roten Meer andererseits liegt. Die Araber hatten tatsächlich das ganze Frachtgeschäft übernommen, das den Römern, Assyrern, Persern, den Völkern Zentralasiens sowie denen Nordafrikas gehört hatte. Dieser Handel kann im Vergleich zu dem der heutigen Zeit keinen großen Umfang gehabt haben, weil der Transport damals soviel schwieriger war als jetzt; aber sie hatten die Hand auf dem Welthandel, soweit es einen solchen gab. Die Idee des Handels war auch ständig gewachsen. Die Menschen fingen an, von den Ergebnissen des Handels abhängig zu werden. Es wurde mehr und mehr als zweckmäßig erkannt, die in einem Gebiet erzeugten Güter gegen die in einem anderen erzeugten einzutauschen, das heißt, man

fand, daß es im ganzen eine Ersparnis an Energie bedeutet, wenn man die Güter von einem Land zum andern bringt, statt alles, was gebraucht wird, an einer Stelle hervorzubringen, selbst wenn das überhaupt möglich wäre. Besonders gewöhnten sich die Menschen an die Vorstellung, daß es einen nahezu zusammenhängenden Wasserweg nach Indien gab.

Außerdem war das Römische Reich *wirklich* zivilisiert gewesen. Die leitenden Männer und ihre nähere Umgebung waren an Luxus gewöhnt, an die Verfügung über einen Überfluß an Energie zu ihrem eigensten Gebrauch, an die Anhäufung von mehr Energie, als sie sich aneignen konnten. Obwohl Rom als politische Macht zusammenbrach, blieben doch in Italien Städte bestehen, in denen Menschen lebten, die an Luxus gewöhnt waren, das heißt an eine Mannigfaltigkeit von Nahrung, Kleidung und Hausrat, die nicht von Italien selbst geliefert werden konnte. Alles das wurde von den Enden der Welt durch den arabischen Handel herbeigeschafft.

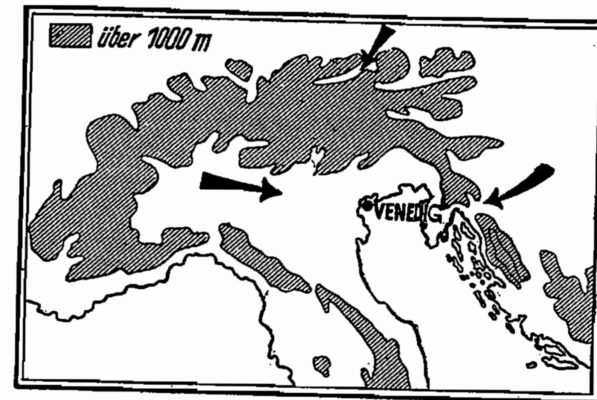
Auch Europa als Ganzes war in der Zivilisation fortgeschritten. Staaten hatten sich allmählich aus den Trümmern des Römischen Reiches erhoben, die unmittelbar oder mittelbar durch die Bedrohungen der Nomaden im Osten, der Araber im Süden und der kühnen Seefahrer der nordischen Halbinseln in Form gehämmert worden waren. Die Lebenshaltung in diesen neuen Staaten war nach und nach gestiegen. Das geräucherte Fleisch, das man im Winter verzehrte, wenn die Lebensmittelerzeugung im Lande stockte, erwies sich als schmackhafter, wenn es mit Gewürzen, besonders mit Pfeffer versetzt wurde; die in der Nahrung enthaltene Energie wurde besser ausgenützt, wenn man die Eßlust und die Verdauung anregte. So wurde der Handel mit Gewürzen wichtig. Auch dieser Handel lag in den Händen der

Araber. So waren alle verfrachteten Güter im Verhältnis zu ihrer Masse wertvoll; sie konnten den Transport nicht nur zu Wasser, sondern auch zu Land entweder auf dem Rücken von Pferden oder Kamelen „aushalten" und der Gewinn des einträglichen Handels fiel größtenteils den Arabern zu.

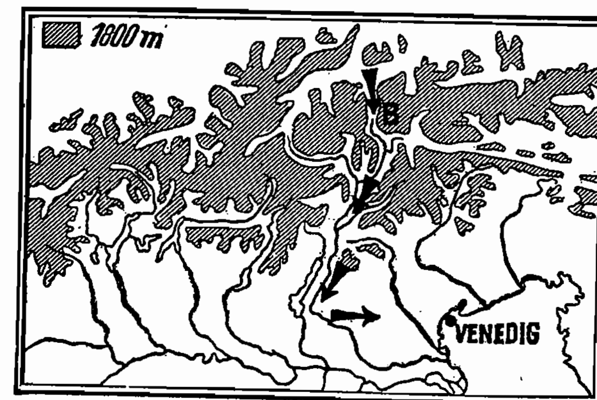
Aber die Araber hatten Europa nicht erobert, und an begünstigten Stellen Europas entstanden Handelsstädte mit ungeheurer Macht. Diese günstigen Stellen lagen naturgemäß in Norditalien, wo Luxuswaren verbraucht wurden und von wo aus der bequemste Zugang zu den Ländern Nordeuropas war. Venedig inmitten seiner schlammigen Lagunen erfreute sich des doppelten Schutzes von Land und See und sein Handel war lange Jahre hindurch unermeßlich groß, aber Genua und Pisa waren ebenfalls überaus wichtige Handels-Stadtstaaten. Die dichte Bevölkerung in Norditalien hatte einen großen Bedarf an raumfüllenden Gütern aus einem nahen Einzugsgebiet; und deshalb, weil die Schiffe ohnehin Waren für sie brachten, lief ein größerer Teil der hochwertigen Waren des Ostens über die Märkte von Venedig und Genua, als über andere Plätze. So wurden diese Städte zu noch wichtigeren Häfen, weil ein solcher Handel, wenn auch nicht umfangreich, denen, die ihn mit Erfolg treiben, große Gewinne in die Hände spielt.

Da aber nur wertvolle Güter aus Indien herbeigeschafft werden konnten, glaubten die Menschen natürlich, daß Indien ein reiches Land sei, und mit der Zeit regte sich in den westlichen Nationen der Wunsch, diese neuen Länder auf eigene Faust zu erreichen, um von dort „Schätze" heimzubringen, für die nicht erst den Arabern Zoll entrichtet zu werden brauchte.

Wir müssen nun betrachten, welche Länder unmittelbar vom Ozean bespült werden. Wenn wir ihnen ihre modernen politi-



Venedig liegt in einer tief einspringenden Bucht, mit der lombardischen Ebene als Hinterland, und hat Zugang zu den nördlichen Tiefländern auf Wegen, die um die Alpen herum oder über sie weg führen.



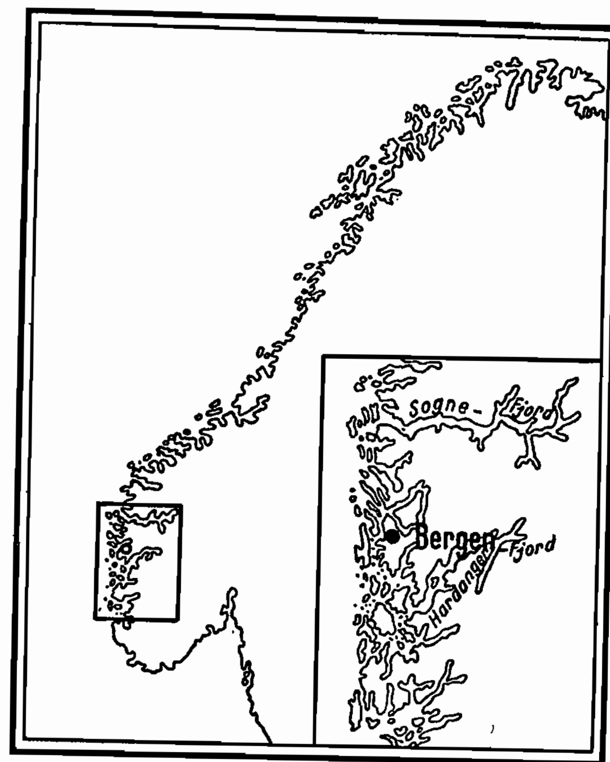
Der niedrigste der Alpenpässe, der Brenner **(B)** *führt nach Venedig.*

Die Lage von Venedig

schen Namen geben, sind es Portugal, Spanien, Frankreich, die Niederlande, Deutschland, Dänemark, Norwegen und Britannien. Alle diese hatten unmittelbar oder mittelbar den Antrieb zur Kultur von den Kulturmittelpunkten am Mittelmeer erhalten, aber bis zur Entdeckung des Ozeans lagen sie am äußeren Rande der Welt. Obwohl das Römische Reich gestürzt worden war, lag das Mittelmeer doch noch im Mittelpunkt des Interesses, die großen Routen liefen im Mittelmeer, besonders an seinem Ostende zusammen und der Handel hatte dort seinen größten Umfang.

Auf den ersten Blick möchte es scheinen, als ob an sich ein jedes dieser Länder den Ozean hätte entdecken können. In einem gewissen Sinne haben ihn auch tatsächlich die Norweger entdeckt. Die Armut ihres Bodens zwingt die Menschen fast dazu, ihren kümmerlichen Lebensunterhalt durch Fischfang zu ergänzen. Die „innere Durchfahrt", durch einen Wall von Inseln geschützt, bildet eine „Große Heerstraße nach Norden", zu der die unzähligen Fjorde als Nebenstraßen gehören. Hier findet sich eine Kinderstube für kühne Seeleute, und es ist nicht erstaunlich, daß die Männer nach Westen über den Ozean sowohl als nach Süden den Küsten entlang gefahren sind, wo sie sich als Kleinpächter und Fischer niedergelassen hatten, wo immer sie auch Fuß fassen konnten. Die Dänen und Sachsen waren nicht so sehr Seefahrer von Natur, und wenn sie über die Nordsee fuhren, so geschah es eher, weil sie vom Festland aus bedrängt wurden — durch den Druck der Nomaden aus dem Osten — als wegen irgendeiner besonderen Vorliebe für die See. Vorübergehend wurde unter Sweyn und Knut ein Seereich auf der Nordsee begründet, aber das führte nicht zur Entdeckung der Einheit des Ozeans. Es war nur ein Reich von ähnlicher Art, wie das

Römische Reich, das auf der Beherrschung des Mittelmeeres beruhte. In diesem nordischen Reich war weniger Volk und weniger natürlich verfügbare Energie und es hielt sich nur eine



Der Küstenweg Norwegens

Die innere Durchfahrt ist der inselgeschützte Kanal, in dem Schiffe gerade noch segeln können. Er ist der „Große Nordweg" Norwegens. Bergen liegt an diesem Hauptwege, zwischen den großen Nebenwegen des Sogne- und Hardanger-Fjords.

kurze Zeit. Sogar die Entdeckung Amerikas durch die Normänner hatte keinen Einfluß auf den Gang der Geschichte. Es war lediglich ein weiteres Land in noch größerer Entfernung

von der Welt, kalt und mit wenig Kraftquellen. Weder damals noch später nahmen die Menschen irgendwelchen größeren Anteil an der Frage, ob es einen oder zwei Ozeane gebe, weil sie das tägliche Leben des Volkes nicht berührte.

An den Küsten der anderen am Ozean liegenden Länder gab es wohl Fischer und Schiffe, die auf kleinen Küstenfahrzeugen die vielen ins Land eingeschnittenen Ästuarien befuhren, aber es bestand dort kein Zusammenhang zur See mit dem Welthandel. Die Araber hielten die Straße von Gibraltar besetzt und der ganze Handel war örtlich.

Mit Rücksicht auf die geographischen Tatsachen scheint es durchaus natürlich, daß die Entdeckung des Ozeans Iberien zufallen mußte und daß Iberien das erste Land sein mußte, von dieser Entdeckung Vorteil zu ziehen. Wir haben gesehen, daß fast die ganze Halbinsel von den Mohammedanern überrannt worden war; als sie endlich den Westen erreicht hatten, war aber die erste Vernichtungswut erloschen und das Leben der ursprünglichen Bewohner wurde verschont; sie durften am Leben bleiben, wenn auch als Unterworfene.

Im Norden, in den Waldfestungen der Pyrenäen und der Kantabrischen Berge, wohin ihnen die arabischen Reiter nicht leicht folgen konnten, erhielten sich wenige Unbesiegte, die nicht nur Freie, sondern auch Christen blieben. In den Kantabrischen Bergen entstand der kleine Staat Leon und in den abgeschlossenen Tälern der Pyrenäen entwickelte sich der Staat Navarra. Diese gewannen allmählich Boden gegen die Mohammedaner und gewannen das Land zurück, indem sie es wieder zum Christentum bekehrten. Mit der zunehmenden Bedeutung dieser Staaten traten die natürlichen Unterschiede zwischen Hochland- und Tieflandbewohnern hervor. Die Tiefländer im Westen von Leon

machten sich selbständig und bildeten den Kern von Portugal. Von dem erweiterten Navarra löste sich das Ebrotal im Osten und bildete den Staat Aragon und das Hochlandplateau im Westen bildete den Staat Kastilien, so daß nur im gebirgigen Norden ein Stück übrigblieb, das noch Navarra genannt wurde. Späterhin vereinigten sich Kastilien und Leon zu einem größeren Kastilien; so daß es im vierzehnten Jahrhundert drei große christliche Staaten in Iberien gab, von denen Kastilien allein noch in Berührung mit dem einzigen überlebenden mohammedanischen Staat von Granada stand.

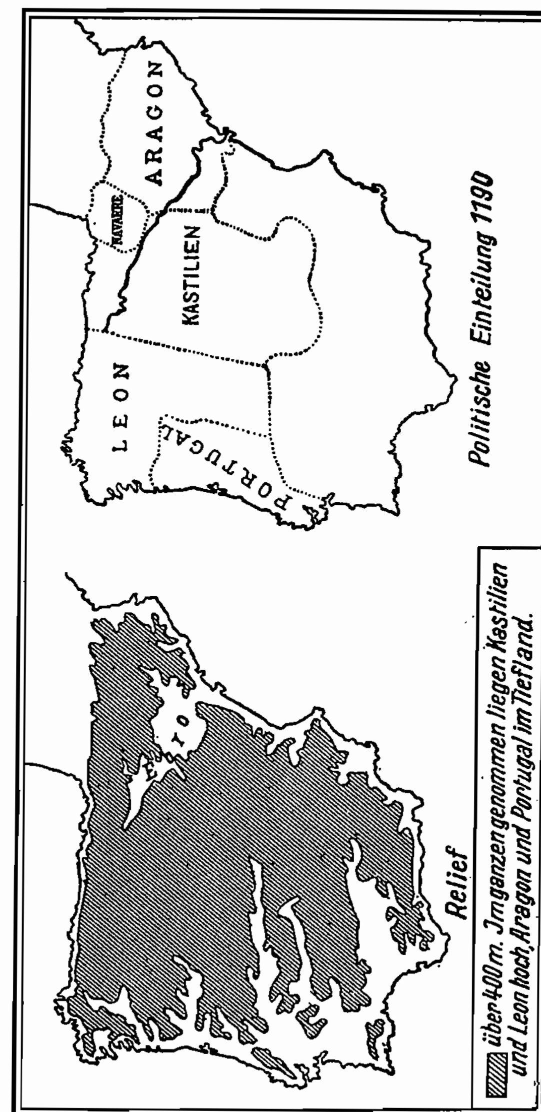
Portugal hatte seine Aufgabe, die Mauren auszutreiben, erfolgreich durchgeführt; aber gerade weil Portugal als ein christlicher, die ungläubigen Mauren bekämpfender Staat ins Leben getreten war, ging die Neigung dahin, in der Bahn weiterzufahren, von der die Gründung des Staates ausgegangen war. Weil das Volk aus Christen bestand und weil es daran gewöhnt war, für seinen Glauben gegen die Mauren zu fechten, schien es natürlich, als Christen den Kampf gegen die Mauren fortzuführen, sogar wenn das nur möglich war, indem man über das Meer nach Afrika hinüberfuhr. So gab es um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts eine Provinz „Algarve über dem Meer" an den Küsten von Afrika, und die Zeit war reif für die Entdekkung des Ozeans.

Sie wurde wahrscheinlich durch die Klugheit eines einzigen Mannes beschleunigt; aber wie zu erwarten ist, war dieser Mann ein Portugiese, und seine Tat beschleunigte nur den natürlichen Gang der Ereignisse. Prinz Heinrich der Seefahrer wuchs auf, immer die Macht der Araber als Händler vor Augen; auf dem felsigen Landvorsprung von Sagres, neben dem Kap St. Vincent, erbaute er 1418 eine Beobachtungswarte und sandte im folgen-

den Jahre ein Schiff nach dem andern nach Süden, der Küste Afrikas entlang, zu dem ausdrücklichen Zweck, die Erforschung dieser Küste zu fördern und die Entdeckung eines Seeweges nach Indien anzubahnen.

Zunächst waren die Fortschritte langsam. Jenseits von Marokko, dem Lande der Mauren, dehnte sich die weite Wüste Sahara, die an den Saum des Ozeans grenzte. Dort haben die stetig nach Südwesten wehenden Passatwinde schon ihre Feuchtigkeit verloren und lassen keine Niederschläge fallen, von denen Pflanzenwuchs leben könnte. Zudem wendet sich von Marokko aus die afrikanische Küste nach Südwesten, und diese Passatwinde wehen so stetig, daß Seeleute aus Europa Bedenken trugen, mit ihnen zu segeln, weil kein Wind wehte, der sie hätte zurückbringen können. Das Kap Non schien allen denen, die sich so weit gewagt hatten, und noch weiter wagen wollten, ein „Nein" entgegenzurufen. So gab es gute Gründe dafür, daß Afrika nie von Westen aus umschifft worden war. Aber die Ermutigung durch den Prinzen Heinrich und der Wunsch, an den Reichtümern Indiens teilzuhaben, wirkten zusammen, um ein Fortschreiten herbeizuführen; 1447 wurde das Ziel der Erforschung öffentlich verkündigt, damit alle guten Christen es erführen, und zwar durch eine päpstliche Bulle, durch die der Krone von Portugal alle Länder verliehen wurden, die jetzt oder zukünftig zwischen dem Kap Non und Indien entdeckt werden würden. Es ist merkwürdig, zu bedenken, wieviel historische Wucht hinter dieser „Konzession" steht, nachdem die Geschichte, wie wir gesehen haben, durch geographische Gegebenheiten mitbestimmt wird.

Prinz Heinrich selbst erlebte den Erfolg seiner Pläne nicht mehr, aber achtzig Jahre nach der Besetzung von Sagres hatten portugiesische Seeleute ihren Weg die Küste von Afrika entlang



Die iberischen Hochländer und der Einfluß, den sie auf die politische Gliederung des Landes ausüben.

gefunden. Diaz hatte das Kap umsegelt und Vasco da Gama war nach Indien gefahren und mit Säcken voll Gewürzen zurückgekehrt, um zu zeigen, daß er dort gewesen sei. Von jetzt ab gab es in der Geschichte nicht mehr zwei Ozeane, sondern nur einen, und von jetzt ab fiel der Welthandel den seefahrenden Völkern zu, weil Energie erspart wurde, wenn man Güter ausschließlich zur See verfrachtete. Ein weiterer großer Fortschritt war so in der Zivilisation gemacht worden. Weniger als fünf Jahre, nachdem da Gama von Indien zurückgekommen war, fuhren die Gallionen, die gewöhnlich die Gewürze gebracht hatten, leer in den Hafen von Venedig ein. Zwölf Jahre nach seiner Heimkehr war die Eroberung Ostindiens vollständig, die Araber waren im Arabischen Meer und in Malakka besiegt und die Macht der Portugiesen war entlang der ganzen indischen Küste sicher begründet.

Dank seiner Lage und dem Prinzen Heinrich hatte Portugal die führende Rolle in dieser Entdeckung gespielt. Dank der Tatsache, daß die iberischen Völker Christen und eifrige Katholiken waren, wurde die Bulle des Papstes, die Portugal das Monopol seiner Entdeckungen zusicherte, von seinem Nebenbuhler Kastilien nicht mißachtet; aber das allgemeine Interesse an dem Fortschreiten südwärts wurde erweckt, besonders als die Küste von Guinea erreicht worden war und ihre Erzeugnisse tatsächlich nach Europa gebracht wurden.

Dann und erst dann wurde die Tatsache, daß die Erde rund ist, von Bedeutung. Wenn die Erde rund war, gab es einen anderen Weg nach Indien, nämlich westwärts. Dieser Weg lag für jeden offen, der ihn einschlagen wollte. Da Iberien am westlichen Ende des Mittelmeeres liegt, um das alle die Seeleute wohnten, die sich bisher mit Welthandel befaßt hatten, war es

ganz natürlich, daß viele genuesische, venezianische und pisanische Seeleute unter der portugiesischen Regierung Verwendung fanden, als sich die Portugiesen auf eine Laufbahn überseeischer Welteroberung einließen, besonders da in früheren Zeiten für die Portugiesen wenig Veranlassung gewesen war, zu Seefahrern zu werden. Es ist kein Wunder, daß Kolumbus — ein Genuese, mit den Verhältnissen des Handels vertraut, lange Jahre in Portugal ansässig, wo Welthandelsideen in der Luft lagen, als Hochseeschiffer schon in Madeira, den Azoren und sogar in Island gewesen, mit den Theorien über die Gestalt der Erdkugel vertraut — es der Mühe wert fand, eine Reise gen Westen zu machen.

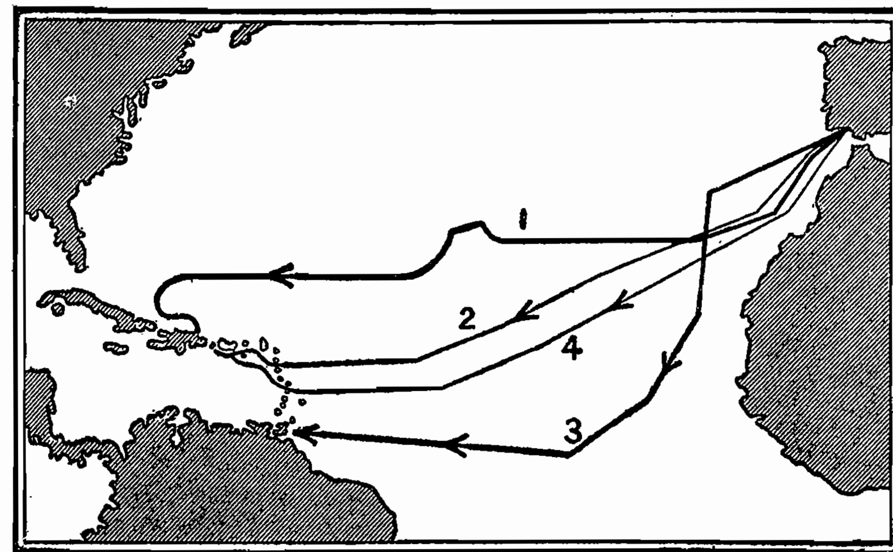
Aber Portugal hatte daran kein Interesse: seine ganze Energie war auf die Erforschung des klar gegebenen Weges nach Osten gerichtet. Die italienischen Staaten hatten viel eher den Wunsch, das Mittelmeer als Teil der Route nach dem Osten zu erhalten, als eine neue Route zu eröffnen. Britannien hatte sich noch nicht klar gemacht, was Welthandel bedeutet. Nur in Kastilien fand Kolumbus eine gewisse Sympathie für seine Ideen, obwohl es nicht weiter erstaunlich ist, daß es ihn viele Jahre kostete, bis er das Mißtrauen gegen den offenen Ozean überwand, das den Geist der Menschen durch alle Zeit beherrschte. Obwohl die große Leistung durch einen einzigen Mann vollbracht wurde, wie auch im Fall des Prinzen Heinrich, so wäre sie doch wahrscheinlich binnen verhältnismäßig kurzer Zeit, wenn nicht von ihm, so von einem anderen vollbracht worden; denn er war gerade die Art Mensch, den die geographischen Verhältnisse mit aller Wahrscheinlichkeit hervorbringen mußten.

Daß die Entdeckung des Kolumbus von den europäischen Mächten nach ihrem wahren Wert eingeschätzt wurde, zeigt die

Tatsache, daß innerhalb von sieben Wochen nach der Rückkehr des Kolumbus im Jahre 1493 eine Bulle des Papstes erschien, in der anerkannt wurde, daß die Erde rund sei und in der die westliche Halbkugel Spanien zugeteilt wurde, wie die östliche Portugal zugeteilt worden war. Die Länder, die Kolumbus bei seinem Versuch, Indien zu erreichen, entdeckt hatte, gehörten noch nicht in die Reihe der Länder, auf die es damals ankam. Die Portugiesen in Indien hatten weiter nichts getan, als den Handel ihren eigenen Fahrzeugen zuzuführen, der sich bisher der Schiffe der Araber bedient hatte. In der Neuen Welt konnte man keinen Handel ablenken; es gab dort keine Gewürze. Die Spanier, die Kolumbus in stetig steigender Anzahl nachfolgten, kamen mit drei Ideen: zu kämpfen, zum Christentum zu bekehren und sich in den Besitz von Gold und Silber zu setzen. Der Gedanke an Handel kam ihnen gar nicht in den Sinn. Auch das ist nicht überraschend. Die Kastilier waren jahrhundertelang gewöhnt gewesen, zu kämpfen, und zwar für das Christentum zu kämpfen, und ihr eigenes Hochland barg edle Metalle und war zum Handel ungeeignet.

Aber obgleich die westliche Halbkugel Spanien zugeteilt worden war, eroberten doch die Spanier nicht alle darin enthaltenen Länder. Die Teile, die unter ihren Einfluß gerieten, waren durch geographische Umstände vorbestimmt. Eine Windkarte des Atlantischen Ozeans zeigt, daß die Passatwinde immer noch südwestlich wehen, so daß Kolumbus nicht rein westlich über den Atlantischen Ozean fuhr, sondern westsüdwestlich, mit dem Ergebnis, daß er die Inseln erreichte, die jetzt Westindien genannt werden. Auf späteren Fahrten erreichte er Südamerika und Mittelamerika. Weil die Landenge von Panama schmal ist, hörte er vom Vorhandensein des Pazifischen Ozeans; wenige Jahre später

bereits hatten Spanier die Landenge von Panama überschritten und an den Küsten des Pazifischen Ozeans Schiffe gebaut. Aber Kolumbus erfuhr nie von dem Vorhandensein Nordamerikas. Die spanische Herrschaft breitete sich also von Westindien nach Mexiko aus, auch südlich der Pazifischen Küste Südamerikas



Die Reisen des Kolumbus

Die Rückwege werden nicht gezeigt. Die Richtung der Passate bestimmte die Route der einzelnen Reisen.

entlang in die gebirgigen Teile, wo die Edelmetalle gewonnen wurden. Die alten Einwohner wurden getötet oder mit Gewalt bekehrt und in die Sklaverei verkauft, um für ihre neuen Herren zu arbeiten, so daß die von den Spaniern eroberten Länder sogar die spanische Sprache annahmen.

Während Mexiko erobert wurde, bemühte sich Magalhâes das Werk des Kolumbus zu vervollständigen und westwärts nach

Ostindien zu segeln, und zwar um des Gewürzhandels willen. Er war Portugiese von Geburt, hatte Ostindien selbst besucht, war vielleicht bis zu den Molukken gekommen und hatte erkannt, daß der Gewürzhandel eine Quelle ungeheuren Reichtums sei. Wie wir gesehen haben, hatten die Portugiesen kein Interesse an der westlichen Route nach Indien; die Spanier hatten kein großes Interesse am Gewürzhandel, aber Nebenbuhlerschaft gegen Portugal brachte sie dazu, Magalhâes Unterstützung zu gewähren, wie sie früher Kolumbus unterstützt hatten.

Magalhâes' Aufgabe vereinigte sowohl die des Diaz als die des Kolumbus in sich. Wie Diaz und seine Vorgänger sollte er eine Durchfahrt am Südrand der großen Landmasse finden, durch welche die Ozeane getrennt wurden, und wie Kolumbus sollte er einen weiten Ozean überqueren, der noch nie durchfahren war. Er mußte weiter südlich herumfahren als Diaz und einen größeren Ozean durchschiffen als Kolumbus; doch machte die Tatsache, daß ähnliche Schwierigkeiten schon vorher überwunden worden waren, den Erfolg wahrscheinlicher, um so mehr, als die Seeleute besseren Willen hatten, ihre Aufgabe durchzuführen, obwohl die tatsächlichen Schwierigkeiten viel größer waren.

Magalhâes Versuch war erfolgreich, wenn er auch dabei umkam. Ostindien wurde von Westen her erreicht, Gewürze (Nelken) wurden mitgebracht. Länder im fernen Osten wurden spanisch und die spanische Besetzung ließ ihre Spur zurück; die Philippinen tragen noch den Namen eines spanischen Königs, sie blieben vier Jahrhunderte lang spanisch, und von diesen vier behielten sie auf die Dauer von dreien den Kalender der Schiffe, die in westlicher Richtung von Spanien aus kommen, nicht in östlicher von Portugal aus, und sogar heute noch tragen sie an

schlimmen Folgen einer dem Namen nach ausgeübten, aber nicht genügend mächtigen Herrschaft, die ein Papst Spanien verlieh, als es eine Macht war, die gegen die ungläubigen Mauren kämpfte.

Trotzdem war die spanische Route nach Ostindien ein Mißerfolg. Nicht nur war diese westliche Route viel länger als die östliche, die größere Länge war überdies eine Folge des Umstandes, daß sie eine große Ozeanweite zu überqueren hat — Nordchina auf der einen Seite hat Antipodenlage zu Südamerika auf der anderen Seite. In dieser weiten Wasserwüste gibt es kein Land. Nun ist zwar die Fortbewegung auf See leichter, es braucht für ein bestimmtes Ergebnis weniger Energie aufgewendet werden als zu Land, aber auf dem Lande allein kann sich der Mensch niederlassen, um Güter hervorzubringen und die Energie verwertbar zu machen.

Auf diesem weiten Weltmeer konnte nichts hervorgebracht werden und in Ostindien an seinem entferntesten Ende nur Gewürze, die zwar von den Portugiesen hochgeschätzt, aber von den Spaniern gering geachtet wurden, da sie den Handel überhaupt verachteten und nur von dem Gedanken an Gold und Silber besessen waren.

So hatte die Entdeckung der Einheit des Ozeans zur Folge, daß die Portugiesen an Stelle der Araber den Schlüssel zum Welthandel in Händen hielten, während die Entdeckung der Gestalt der Erdkugel dazu führte, daß die Spanier einen großen Teil Amerikas unter ihre Herrschaft brachten — obwohl sogar in diesem Weltteil Brasilien an Portugal fiel, weil man es als innerhalb seiner Hälfte der Weltkugel liegend ansah.

X

DER OZEAN – SEEMACHT: HOLLAND UND FRANKREICH

Spanien und Portugal teilten sich eine Zeitlang in die Vorteile, die aus der Entdeckung des Ozeans flossen; und es schien so, als ob sie sich — durch die Autorität des Papstes gestützt — in die daraus fließende Macht in alle Zukunft würden teilen können. Aber der Papst konnte die geographischen Verhältnisse nicht ändern und ebensowenig den Einfluß, der durch sie auf den Geist der Menschen ausgeübt wird.

Wir haben gesehen, daß der Vorzug, den Seeverkehr vor Landverkehr hat, darin liegt, daß Güter auf weite Entfernung viel billiger zur See als zu Land verfrachtet werden können. Nun lag zwar Iberien am offenen Ozean, aber es ist klar, daß die Iberische Halbinsel — vom übrigen Europa nahezu abgetrennt — für die Mehrzahl der für das kontinentale Hinterland bestimmten Güter kein geeigneter Landungsort ist. Hinter Venedig, d. h. in der lombardischen Ebene, lag ein Land, das teils wegen seines eigenen Reichtums volkreich war, teils wegen seiner früheren Verhältnisse, von denen wir schon wissen. Hinter Lissabon stand keine dichte Bevölkerung; es gibt dort nichts, was sich der lombardischen Ebene vergleichen ließe, und Spanien ist zum größten Teil eine öde Hochfläche. So mußte also

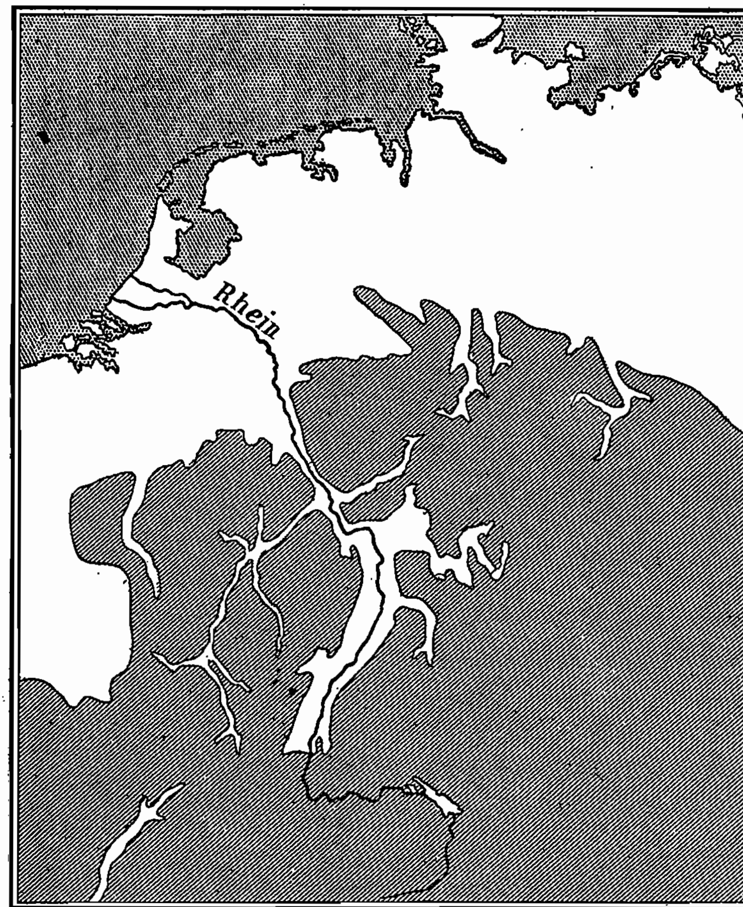
der größte Teil der Gewürze, die nach Lissabon gebracht wurden, in das Innere des Kontinents auf Wegen weitergehen, auf denen Güter billiger verfrachtet werden konnten.

Es ist hier nicht der Ort, um eingehend von der Reformation zu sprechen oder von der Renaissance, deren eine Erscheinungsform sie war. Beide waren in hohem Grade eine Folgewirkung des weiteren Weltblicks, der von geschichtlichen Ereignissen begünstigt ward, die ihrerseits, wie wir gesehen haben, durch geographische Verhältnisse mitbedingt wurden. Es muß aber bemerkt werden, daß zwar die Renaissance ganz Europa bewegte, daß aber die Reformation nur in denjenigen Gebieten festen Fuß faßte, die am weitesten von den Ländern entfernt waren, in denen die katholische Kirche herrscht, genau so wie das Christentum am festesten Fuß faßte in den Ländern, die vom Einfluß des Judaismus am wenigstens berührt waren. Dieses Gebiet war von Völkern bewohnt, denen die Art, wie die katholische Kirche ihre Doktrinen verbreitete, weniger zusagte als denen, die schon lang unter Roms Herrschaft gelebt hatten und die auch unter etwas anderen geographischen Bedingungen standen. Die Wucht der geschichtlichen Überlieferung war im Norden anders als im Süden Europas. Die Maschine war den Verhältnissen nicht so gut angepaßt und es gab deshalb mehr Reibung. Durch die Erfindung der Buchdruckerkunst wurde in diesen nördlichen Ländern eine ungeheure Ersparnis an Energie erzielt; es wurde Energie frei, die anderen Zwecken dienstbar gemacht werden konnte, und besonders wurden die neuen Lehren viel rascher verbreitet, als das sonst möglich gewesen wäre. Es lauerte sogar ein gewisser noch unausgesprochener Gegensatz zwischen Nord- und Südeuropa; als sich eine Gelegenheit ergab, bei der dieser Gegensatz sich offenbaren konnte, wurde sie in-

folgedessen wahrgenommen. Die protestantischen Niederländer standen gegen die katholischen Spanier auf.

Sowohl ihre Fähigkeit als ihre Neigung, sich zu befreien, hing von geographischen Umständen ab. Während des Mittelalters war es notwendig, irgendwelche Verbindung zwischen dem nördlichen Europa, das allmählich zivilisiert wurde, und den schon zivilisierten Ländern des Südens aufrechtzuerhalten. Die Meerenge von Gibraltar war von den Mauren beherrscht; es gab keine Straßen, so daß die Flüsse überaus wichtig wurden. Von allen nach Norden fließenden europäischen Flüssen entspringt nur der Rhein in den Gebirgen des südlichen Europa, in den Alpen. Zudem ist aus einer Karte von Westeuropa ersichtlich, wie sein Tal in das umliegende Hochland bis auf weniger als hundert Meter über dem Meeresspiegel eingeschnitten ist. Dieses Tal war die große Hauptstraße von Nordwesteuropa; Wolle aus England — dem Australien des Mittelalters — wurde auf diesem Wege in die gewerbetreibenden Städte Norditaliens, wie Florenz und Pisa geschickt, denn diese Städte hatten eine Bevölkerung, die sich den Luxus feiner Wollkleidung erlauben konnte. Der Handel mit Wolle, die eine ziemlich raumfüllende Ware ist, zog den Handel in anderen Waren nach sich. Im Laufe der Zeit wurden Wollwebereien in den Niederlanden errichtet, in dem Lande, durch das ein großer Teil der Wolle seinen Weg nahm. Diese gewerbetreibenden Städte lagen in dem Gebiet, das jetzt Belgien heißt, aber die Bedeutung Hollands wuchs gleichzeitig mit der Belgiens. Die Belgier waren keine Seeleute; die Holländer, um ihnen ihren heutigen Namen zu geben, waren immer Seeleute gewesen. Als Bewohner einer Inselreihe an der Küste eines seichten Meeres waren sie gezwungen, durch Fischfang einen kärglichen Lebensunterhalt zu erwerben.

Später, als in den westlich gelegenen Landstrichen allmählich eine wohlhabende Bevölkerung entstand, erzielten sie reichen



Das Rheintal

Das Rheintal ist ein Stück fast gänzlich isolierter Ebene, umgeben von Hochland.

Gewinn durch Lieferung von Fischen an diese Gemeinschaften. Die Fischerei nahm größeren Umfang an, und mit ihr der

Reichtum der Holländer und die Zahl der Fischer. Dieser Verkehr führte zwanglos zu einer Verwendung dieser Fischer als Frachtschiffer im Dienste der Kaufleute von Belgien. In Spanien und Portugal war nur ein kleiner Teil des Volkes Seefahrer: sehr wenige Schiffe genügten, um alle Gewürze und alles Gold und Silber nach Iberien zu bringen. Holland hingegen besaß so viele Schiffe, daß allen Ernstes vorgeschlagen wurde, als der Kampf um die Freiheit hoffnungslos schien, die ganze Bevölkerung an Bord der Schiffe zu bringen und eine Heimat über dem Meer zu suchen. So gab es in den Niederlanden Genossenschaften von Kaufleuten und Händlern, und von diesem Lande aus zog nach Süden die schönste Wasserstraße in das Herz des Festlandes. Es war kein Wunder, daß die belgische Stadt Antwerpen die wichtigste Handelszentrale in Europa wurde und daß die Holländer zu ihrem übrigen Handel noch den mit Gewürzen hinzufügten, der ihnen großen Gewinn brachte.

Die belgischen Niederlande hatten Zugang zum Meer, aber die Bewohner beschäftigten sich mehr mit Handel und Gewerbe als mit der Frachtschiffahrt. Der Reichtum aus Indien strömte in ihr Land, aber dieses Land war nicht leicht zu verteidigen. Der Kernpunkt niederländischer Freiheit war die zu äußerst gelegene Insel im Rheinmündungsgebiet (Ästuarium). Sie konnten ihr Land überschwemmen und taten es auch, um ihre Feinde zu ertränken und um sich mit ihren flachgehenden Schiffen belagerten Städten nähern zu können; bald wurden sie sich ihrer Herrschaft über das Meer bewußt. Belgien genoß keinen dieser Vorteile und blieb unter spanischer Zwingherrschaft, während die Holländer nicht nur ein Volk von Kaufleuten wurden, sondern zeitweilig auch die Weltherrschaft zur See innehatten.

Nun machten die Spanier einen schwerwiegenden Fehler. Gold

und Silber und sogenannte Edelsteine sind an sich kein Reichtum. Infolge eines Übereinkommens gelten sie für soundso viel Energie, aber sie sind keine Energie. Die Eroberung eines Landes durch Spanien brachte diesem keine Ersparnis an Energie, sie trug Spanien selbst wenig wirklichen Reichtum ein. Das kleine Gebiet der Niederlande brachte der spanischen Staatskasse einen viermal größeren Ertrag als alle Länder von Mexiko und Peru. In dem einen Land wurde Energie erspart und es war somit viel verfügbar; in den anderen wurde keine erspart, somit war auch keine übrig. Die Seemacht der Spanier hing ganz von ihrem Golde ab; die Seemacht der Holländer beruhte auf der Tatsache, daß sie ihre eigene Energie dazu verwendeten, mehr Energie verfügbar zu machen; so sammelte sich in ihren Händen mehr Energie an, und ein großer Teil des Goldes, das die Spanier aus Indien bezogen, floß schließlich nach Holland ab. Bloße militärische Eroberung eines Landes bringt keine Energie-Ersparnis mit sich.

Nicht nur eroberte Spanien die Länder jenseits des Ozeans, sondern zeitweilig beugte es auch Portugal unter seine Macht und zerstörte einen Staat, der zwar nicht so günstig wie Holland für den Handel mit dem übrigen Europa gelegen war, aber doch begann, durch den Gewürzhandel, den es beherrschte, Energie aufzuspeichern. Holland benützte die Gelegenheit. Im Jahr 1578 hatte es, unter der Führung Wilhelms des Schweigers, die Oberherrschaft Spaniens so gut wie abgeschüttelt.

In Feindschaft mit Spanien, die päpstlichen Bullen nicht anerkennend, zogen die Holländer auf Seeraub aus und entrissen ihrem Feinde jedes Land, mit dem man Handel treiben konnte. Diese Länder waren zum größten Teil portugiesisch gewesen; aber nun machte das, ob spanisch oder portugiesisch, den Hol-

ländern keinen Unterschied. Bevor ein weiteres halbes Jahrhundert verfloß, waren die Holländer um die ganze Welt gesegelt. Auf dem Höhepunkt ihrer Macht, einige Jahre später, wurden sie in Ostindien allmächtig; sie besaßen Niederlassungen in Brasilien und Guayana; sie hatten das Kap Horn entdeckt und umschifft, das sie nach einem ihrer eigenen kleinen Fischerdörfer benannten: sie hatten Handelsstationen an der Küste von Guinea; sie besaßen Niederlassungen in Kapstadt auf dem Weg nach Indien; Mauritius (nach ihrem Prinzen Moritz benannt) und Ceylon waren ihr eigen und sie hielten den Schlüssel zum Eingang nach Nordamerika in Neu-Amsterdam. Außerdem besorgten sie den größten Teil der europäischen Frachtschiffahrt und vermittelten sogar den Güteraustausch zwischen Frankreich und Spanien. Sie hatten sich, wie sie selbst sagten, zu den Frachtfuhrleuten der See gemacht. Alle Macht, die Spanien und Portugal zur See besessen hatten, büßten sie vollständig ein, hingegen behielt Spanien seine Eroberungen.

Doch war aus geographischen Gründen eine dauernde holländische Seeherrschaft ebenso unmöglich, wie ein spanisches oder portugiesisches Weltreich. Man hatte zwar Fortschritte in der Ersparnis von Energie gemacht; die Erzeugnisse weit entfernter Länder waren zu billigeren Preisen zu haben, aber es war noch etwas weiteres notwendig.

Jede Maschine verlangt „Einbauen", Schutz und Vorkehrungen gegen Kraftverlust; es muß soweit als möglich verhindert werden, daß die Energie der Maschine verausgabt wird, ohne Arbeit zu leisten, und feindselige Einflüsse müssen davon abgehalten werden, sie zu beschädigen. Um das zu erreichen, muß Energie auf geeignete Weise angewendet werden, aber je weniger Energie zu diesem Zweck verbraucht wird, desto besser. Nun ist Holland von Natur aus nicht fähig, genug Energie aufzubringen, um sich zu schützen. Das Rheindelta ist zu klein; es kann keine große Bevölkerung ernähren. Die Zahl der Menschen, die durch Interessengemeinschaft und Sympathie zusammengehalten werden, muß notwendig klein sein. Die Spanier waren im Grunde keine wirklichen Seeleute; die Holländer waren aber Seeleute, und so lange das Ringen zwischen diesen beiden Völkern vor sich ging, fiel die Seeherrschaft dem Volk von Seeleuten zu; als aber ein Ringen zwischen den Holländern und einem anderen Volk von Seeleuten entstand, traten andere Erwägungen in den Vordergrund.

Ferner: obwohl die Sümpfe und Kanäle des Deltas große Dienste leisteten — wie die Lagunen von Venedig und die Sümpfe von Mesopotamien — um diesen Staat von Seeleuten zu schützen, und obwohl es ihnen zu verdanken war, wenn Holland seine Freiheit gegen Spanien erkämpfte und sie ein Jahrhundert später auch gegen Frankreich erhielt — so zeigt doch die bloße Tatsache, daß seine Grenzen der Verteidigung bedurften, daß ein gewisser Teil seiner ohnehin geringen Menschenkraft dazu verwendet werden mußte, diese Schutzwehren zu bewachen; und als Holland sowohl von der Land- als von der Seeseite angegriffen wurde, war es kein Wunder, daß es unterlag.

Wir müssen nun den Staat betrachten, der mitwirkte, den Sturz Hollands herbeizuführen und gleichzeitig einen Anlauf nahm, die Weltherrschaft zur See zu gewinnen — nämlich Frankreich.

Wir haben gesehen, wie das Römische Reich sich über ganz Westeuropa, Iberien, Gallien und Südbritannien ausbreitete. Unter der römischen Herrschaft fingen diese Länder an, eine Rolle in der Geschichte zu spielen. Wir haben auch gesehen, wie

die römische Macht durch Völkerschaften von außerhalb der Reichsgrenzen überwältigt wurde. Schließlich erstand unter den germanischen Völkerschaften des Nordens, die niemals die römische Herrschaft anerkannt hatten, eine Macht, die vom Papst in Rom gebilligt und anerkannt wurde und die, weil von ihm als Vertreter der geschichtlichen Vergangenheit anerkannt, das erneuerte Kaiserreich (Imperium) genannt wurde. Dieses Kaiserreich umschloß die Länder, die jetzt Frankreich und Deutschland heißen. Es schloß Iberien nicht ein, das, wie wir schon gesehen haben, zu dieser Zeit mohammedanisch oder maurisch war. Dieses Reich zerfiel ganz natürlich zunächst in drei Teile: den westlichen, der römisch gewesen war, den östlichen, der nicht römisch gewesen war, und das strittige Land inmitten. Die zwei ersten waren natürlich bedeutender als der dritte, und das strittige Land wurde mehr oder weniger von dem einen oder anderen der beiden aufgesaugt. Frankreich entwickelte sich dann allmählich aus dem westlichen Teil; aber man muß beachten, daß es zur römischen Zeit noch kein Frankreich gab; es gab es selbst noch nicht in dem frühen Reich Karls des Großen. Im Römischen Reich und im Teutonischen Reich wurde das jetzt Frankreich genannte Land zivilisiert, aber es gab kein Frankreich. Nun muß betrachtet werden, welches die natürlichen Grenzen dieses Frankreich genannten Landes sind. Wir haben schon die Wichtigkeit der Senke von Marseille oder des Rhonetales als Zugang in römischen Zeiten betont. Hier beherrschten die Römer ein Land, ehe sie die lombardische Ebene unterworfen hatten: das war ihre erste Provinz. Hier liegt ein Tiefland, das aus der Küstenebene, dem Rhone-Saone-Tal und der Lücke zwischen den Pyrenäen und der südlichen Hochfläche besteht. Diese Hochebene erhebt sich in der Lücke zwischen

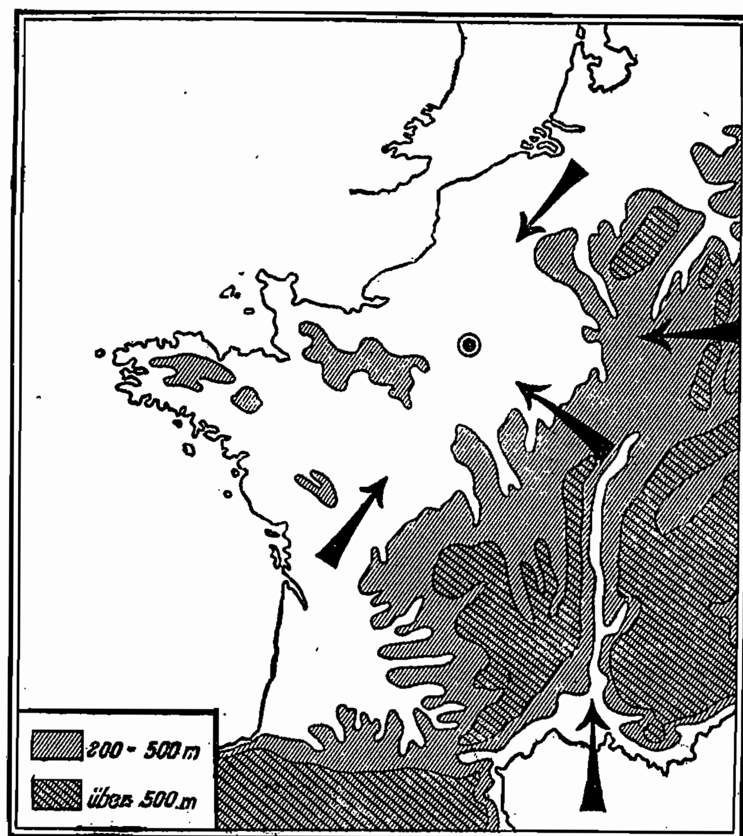
den Alpen und den Pyrenäen. Sie hat die wirtschaftlichen Verhältnisse eines Hochlandes und steht so im Gegensatz zu den Tiefländern auf beiden Seiten. Die Sevennen bilden nur den steilen südöstlichen Rand dieses Hochlandes. Von dem höchsten zentra-



Die natürlichen Landschaften Frankreichs

len Teil der Sevennen verläuft eine hohe Wasserscheide in der Richtung auf die Bretagne, und auf ihr liegen die Höhenzüge der Auvergne. Auf beiden Seiten dieser Wasserscheide liegen Ebenen, Aquitanien und die nordfranzösische Ebene, deren Bo-

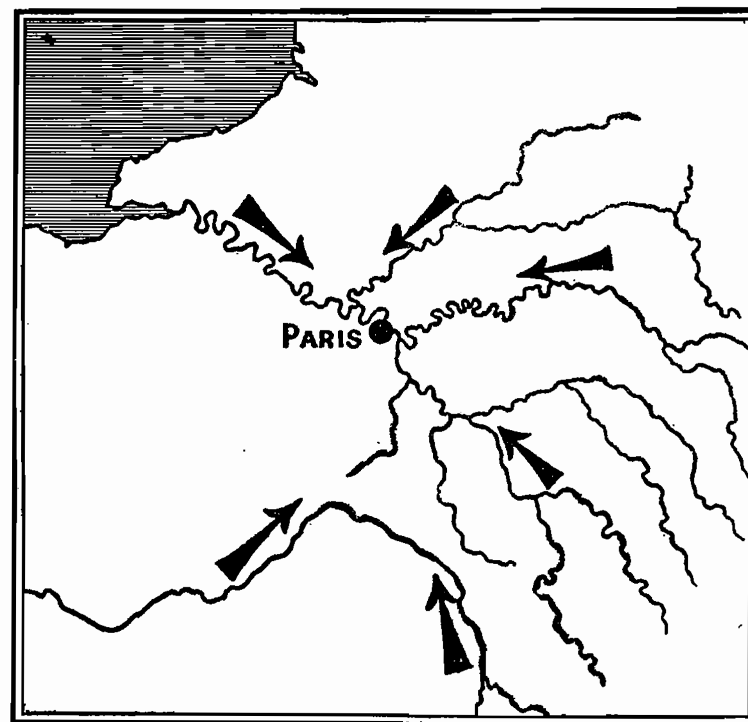
den aus den gut vermischten Trümmern verschiedener Gesteinsarten besteht und deshalb fruchtbar ist. Die Schichten, aus denen die Täler der Loire und Garonne bestehen, reichen ge-



Die Lage von Paris
Die natürlichen Landwege Frankreichs führen nach Paris.

rade bis jenseits der Pfortenlandschaft von Poitiers, liefern einen fruchtbaren Boden und gestatten bequemen Verkehr zwischen den Ebenen.

Es gab im Mittelalter keine Straßen, da die römischen Straßen verfallen waren und nicht mehr benutzt wurden. Der Verkehr bediente sich hauptsächlich der Flüsse, sogar solcher Flüsse, die wir heutzutage nicht mehr benützen würden. In der nörd-



Die Wasserwege der nordfranzösischen Ebene
Diese Wasserwege führen nach Paris.

lichen Ebene war der Einfluß der Wasserwege beherrschend. Die Seine und ihre Nebenflüsse sind fast von der Quelle an schiffbar; die aus dem Nordosten kommende Oise vereinigt sich gerade unterhalb Paris mit der Seine; die aus dem Osten kommende Marne gerade oberhalb; die Yonne kommt aus dem Sü-

den. So laufen die Wasserwege in der Richtung auf Paris zusammen. Aber damit nicht genug: die zwei Laufstücke der Loire, die sich in Orleans treffen, sind ebenfalls zwei nach Paris führende Wege, einer flußaufwärts, einer flußabwärts gerichtet. Der flußaufwärts gerichtete Ast der Kurve führt aus der Richtung von Aquitanien her, der flußabwärts gerichtete Ast der Kurve führt von den Paßhöhen der südlichen Täler aus den südlichen Hochländern herab. Außerdem kann das lange Rhone-Saone-Tal, der Zugang zu der südlichen Ebene von Languedoc, auch durch ein bequemes Übersteigen der Côte d'Or erreicht werden, so daß sogar dieses Gebiet in Fühlung mit Paris gebracht werden kann.

Deshalb wuchs, genau ebenso wie das Römische Reich um die Stadt Rom herum gewachsen war, Frankreich um Paris herum. Rom wurde wichtig, als der Süden Italiens von zu Land gekommenen Eindringlingen aus dem Norden angegriffen wurde. Paris wurde zuerst wichtig, als die Nordmänner, die an den Küsten Europas entlang segelten, in den Seinefluß eindrangen und hinauffuhren, bis sie zu einer kleinen Insel mitten im Strom kamen. Hier war eine Brücke errichtet worden, weil die Stelle einen bequemen Übergang bot; aber eine Brücke bildet ein Hindernis für die Vorbeifahrt von Schiffen, und so gelangten die Seeleute aus dem Norden hier an eine Schranke ihrer Einfälle. Paris widerstand den Nordmännern und gewann dadurch vermehrte Bedeutung.

Dann wurden die Fürsten dieser selben Normannen nicht nur die Eroberer von England, sondern auch die Herrscher verschiedener Landesteile im Westen des jetzigen Frankreich. Dem gemeinen Volk lag wenig daran, wer es regierte, doch genoß im allgemeinen der Herrscher von England, eben *weil* er Herrscher von England war, eher weniger Vertrauen als der Herrscher in Paris, und schließlich erkannten alle Landesteile den in Paris regierenden König als obersten Herrscher an. Diese Entwicklung wurde dadurch beschleunigt, daß der König von England und seine Stellvertreter unbewußt die Länder südlich des Kanals als fremde betrachteten; so hat z. B. der Schwarze Prinz das Land südlich von Bordeaux verwüstet, aus keinem anderen Grund, als um Beute zu machen.

Da nun Frankreich ein Land ist, dessen Mittelpunkt Paris bildet, sind die wirklichen Grenzen Frankreichs von geringerer Bedeutung; diese sind aber durch das Meer im Norden und Westen und in einem Teil des Südens klar vorgezeichnet. In der westlichen Hälfte des südlichen Teils ist ein Hochlandgebiet, das der Pyrenäen, das auch ziemlich scharf die Grenzen Frankreichs in dieser Richtung bezeichnet; nur gegen Osten gibt es keine solche bestimmte Grenze.

Innerhalb dieser Grenzen war Frankreich während eines großen Teiles seines geschichtlichen Lebens mit der Herstellung seiner nationalen Einheit beschäftigt. Sein Volk widmete sich fast ganz der Landwirtschaft. Mit einem angenehmen Klima, weder übermäßig heiß im Sommer noch kalt im Winter, mit genügenden Niederschlägen und einem überwiegend fruchtbaren Boden, brachte Frankreich genügend Nahrung für seine Bevölkerung hervor. Es gab kaum etwas, was sie hätte verlocken oder zwingen können, auf hohe See zu gehen. Es gab auch wenig, was sie hätte außerhalb ihres eigenen Landes locken können, außer im Osten. Es gab wohl französische Heere und französische Flotten, aber sie dienten der Verteidigung. Nur ein unbeträchtlicher Teil seiner Bevölkerung war Seeleute, weil auf dem Meer wenig zu gewinnen war.

So ist denn Frankreich in seinem südlichen Teil in Berührung mit den Frühkulturen des Mittelmeeres gewesen; Marseille war eine griechische Stadt, die Provence die erste römische Provinz außerhalb der italienischen Halbinsel und die Sprache des Volkes nur ein lateinischer Dialekt; zwischen Spanien und Holland eingekeilt, dem offenen Atlantischen Ozean zugewendet und also mit Möglichkeiten für Ausbildung einer Seemacht, aber mit einer zweifelhaften Grenze gegen Osten, die zu Expansion auf dem Lande zu verlocken scheint; und doch hätte Frankreich sich selbst genügen können, wenn es nur gewollt hätte.

Die spätere Geschichte Frankreichs ist zeitweilig von dem Vertrauen in die eigene Selbstgenügsamkeit beherrscht gewesen, zeitweilig von Versuchen, sich zu Land auszudehnen, und schließlich durch den Wunsch, die stärkste Seemacht zu werden; aber zu jeder Zeit hat der zentralisierende Einfluß von Paris dahin gewirkt, in jede politische Richtung einen Zug systematischer Zentralisation zu bringen.

Dieser Staat war also einer der wirkenden Kräfte, die den Verfall der holländischen Seemacht herbeiführten, konnte aber doch nicht selbst diese Seemacht an sich reißen, weil seine Interessen geteilt waren.

Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts war die Einigung Frankreichs um den Kern Paris vollständig; zu Ende dieses Jahrhunderts waren die Provence, die Bretagne und das Herzogtum Burgund einverleibt. Die Provence und die Bretagne lagen damals am weitesten ab von dem zentralisierenden Einfluß von Paris. Burgund lag auf dem strittigen mittleren Landstreifen, wo keine bestimmte natürliche Grenze vorhanden ist. Doch führte dies zu Schwierigkeiten mit der Landmacht im Osten;

in den nächsten fünfzig Jahren spielen die Versuche, diese neue Grenze im Osten zu behaupten, die Hauptrolle in der Geschichte Frankreichs, während uns die innere Geschichte ein geeintes Frankreich zeigt, unter einem absoluten Monarchen, der in Paris residiert, das jetzt zur schönsten Stadt Europas geworden ist.

Von da ab hatte dieses geeinte zentralisierte Frankreich mit den Problemen religiöser Zwietracht zu kämpfen, die durch die Lehren der Reformation in alle nordischen Länder getragen worden war. Um 1600 sind diese Fragen gelöst worden, und dieses geeinte Frankreich blieb katholisch.

Um diese Zeit hatten sich die Holländer gerade auf ihre überseeische Laufbahn eingelassen. Die Ziele der französischen Herrscher wurden in zunehmendem Maße durch diese neuen Verhältnisse beeinflußt, aber immerhin bewirkte die Tatsache, daß die östliche Grenze eine unklare Landgrenze war, eine Zersplitterung des politischen Interesses. Richelieu strebte die Entwicklung einer großen Seemacht an, die den Reichtum des Landes mehren sollte, er strebte aber auch die Ausdehnung der Grenzen Frankreichs gegen Osten an, um mehr landwirtschaftlich nutzbaren Boden unter französische Herrschaft zu bringen. Das Ergebnis dieses doppelten Bestrebens war, die Macht Hollands zu zerstören, die Macht Österreichs zu schwächen, das nunmehr das Land jenseits der französischen Grenzen beherrschte, und schließlich die eigene Macht Frankreichs empfindlich zu verkrüppeln. Diese Ergebnisse kamen aber bis zu einem hohen Grade infolge der Einwirkung der jüngsten Seemacht der nordischen Welt zustande. Wir müssen deshalb die geographischen Grundlagen Britanniens betrachten, soweit sie den Gang der Geschichte beeinflußt haben.

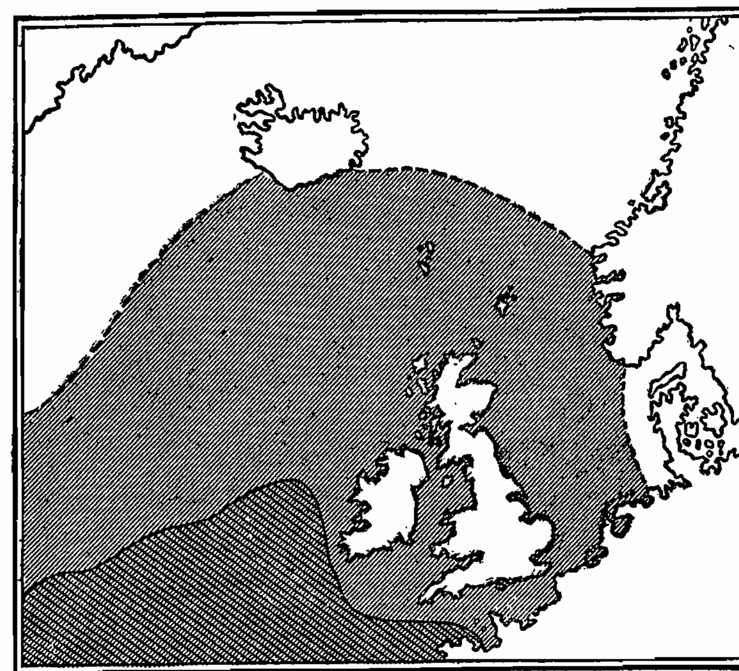
XI

DER OZEAN — MACHT ÜBER DIE OZEANE: BRITANNIEN

Ein offensichtlicher Unterschied zwischen Britannien und den anderen Ländern, die wir schon betrachtet haben, liegt darin, daß Britannien allein eine Insel ist oder vielmehr ein Inselpaar von ziemlicher Größe und fähig, eine beträchtliche Bevölkerung zu erhalten. Es gibt aber noch andere geographische Grundlagen, die wir betrachten müssen, ehe wir die besondere Rolle verstehen können, die Britannien in der Geschichte gespielt hat.

1. Klima. Britannien hat ebenso wie die anderen ozeanischen Länder ein gleichmäßiges Klima. Die vorherrschenden westlichen Winde haben den Küsten von Nordwest-Europa entlang eine Wassermasse aufgestaut, die etwa 800 m tief und wärmer ist, als das Wasser in diesen Breiten normal zu sein pflegt. Das verhindert im Winter das Gefrieren des Bodens und das Zufrieren der Flüsse und der Küstengewässer. Britannien liegt auch weit genug gegen Norden, um im Sommer eher warm als heiß zu sein und liegt außerdem noch im Wirkungsbereich des Ozeans. So ist Arbeit zu Land und zu Wasser das ganze Jahr über möglich. Die winterliche Kälte härtet ab, ohne zu erstarren; die

Sommerhitze hat keinen schädlichen Einfluß auf die Nerven. Es kann jederzeit Energie gespart werden. Zudem bringen westliche Winde Zyklone mit sich, die über dem Land Niederschläge fallen lassen, zu allen Jahreszeiten kann Gras wachsen und sommerliche Dürrezeiten sind kaum zu befürchten. Sogar der

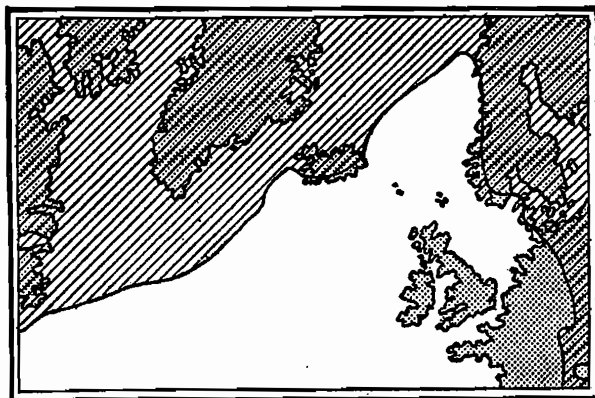


Meerestemperatur in den britischen Meeren im Januar

rasche Witterungswechsel, wegen dem Britannien berüchtigt ist, liefert beständige Anregung.

2. Bodenrelief. Auf der Insel Großbritannien gibt es zwei Tiefländer: das größere im Südosten bildet den wesentlichen Teil von England, das kleinere zwischen Forth und Clyde bildet

den wesentlichen Teil von Schottland.* In Irland erstreckt sich ein Tiefland nach Osten und Westen quer durch die Mitte der Insel. So sind in diesen Tiefländern Möglichkeiten für die Landwirtschaft auf beträchtlichen Flächenräumen gegeben. Die Einheiten sind ziemlich groß; das englische Tiefland ist mit dem französischen vergleichbar, und wenn auch in einem Zeitalter,



Durchschnittlich den ganzen Januar hindurch gefrorenes Gebiet

Das warme Gebiet

Die Skizze zeigt die außergewöhnliche klimatische Stellung Großbritanniens.

wo alle politischen Einheiten noch klein waren, keine dauerhaften politischen Zustände bestehen konnten, so konnte doch späterhin, als die Zivilisation fortgeschritten genug war, um eine einzige, das ganze Tiefland beherrschende Regierung aufkommen zu lassen, diese Regierung leidlich gleichartig und festbegründet sein.

3. Gezeiten. Wenn wir nun eine Karte Nordwest-Europas

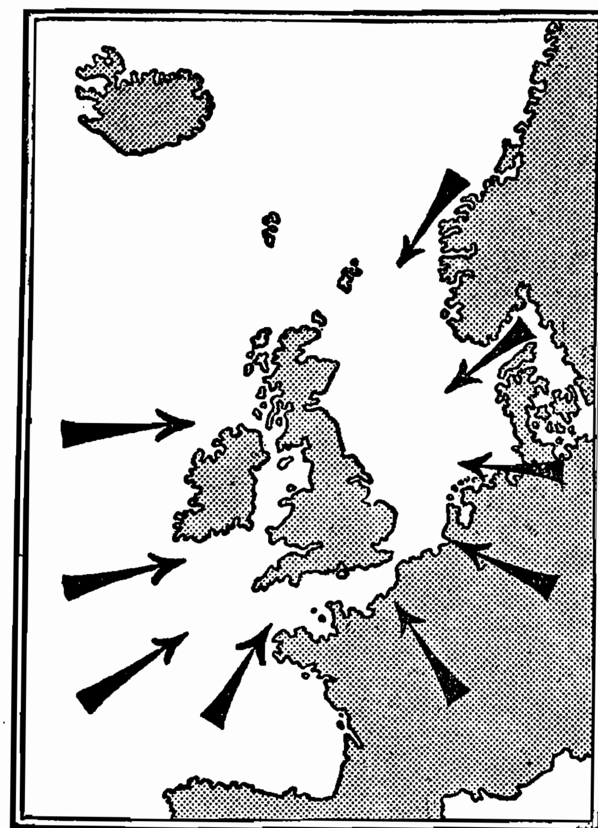
* Das sind „Tiefländer", nicht „Ebenen".

betrachten, aus der die Meerestiefe, d. h. das unterseeische Relief ersichtlich ist, werden wir bemerken, daß Britannien sich auf einem Festlandsockel erhebt, der eben gerade vom Wasser bedeckt ist; wenn sich das Land nur um etwa 200 m heben würde, so wäre Britannien mit dem Festlande verbunden, nicht nur an der Stelle der Meerenge von Dover, sondern über die Nordsee und den ganzen Kanal hinweg. Das hat wichtige Folgen. Die Flutwelle, die in dem großen südlichen Ozean entsteht, wo das Wasser die ganze Erdkugel umgibt, durchzieht den Indischen, Atlantischen und Pazifischen Ozean mit großer Geschwindigkeit, verursacht aber nur ein Steigen und Fallen des Wassers um etwa ein drittel Meter. Wenn diese Welle sich einem flachen Strand nähert, wird ihre Geschwindigkeit verringert, aber ihre Höhe gesteigert. Wenn dieser flache Strand größere Breite hat, wird die Gezeitenspannung beträchtlich; aber wenn die Flutwelle sich einem Festlande nähert, dessen Küsten steil bis in große Tiefen abfallen, nimmt die Höhe kaum zu und es gibt keine Gezeiten. Aus diesem Grunde gibt es keine Gezeiten von nennenswerter Stärke an den Küsten von Norwegen und Spanien. Es gibt natürlich auch keine Gezeiten in eingeschlossenen Meeresteilen*, wie der Ostsee und dem Mittelmeer, weil die ozeanische Flutwelle nicht in diese Meere hinein gelangen kann. Nur an den Küsten Britanniens und an den gegenüber gelegenen Küsten des Festlandes von Hamburg bis zum Golf von Biscaya kann der zweimal täglich wiederkehrende Gezeitenstrom die Mündungen der Flüsse frei von Verschlammung erhalten und kann außerdem Schiffe zu jeder Zeit seewärts und landwärts treiben und tragen, auch um Landvorsprünge herum, deren Um-

* Das gilt nur mit Einschränkung: es gibt örtliche Gezeiten, aber für praktische Zwecke können sie außer acht gelassen werden.

fahren Segelschiffen schwer oder sogar unmöglich würde. So teilt Britannien mit Nordfrankreich und Westdeutschland den Vorteil, daß es Ästuarien, also Mündungstrichter besitzt, die von der offenen See aus zugänglich sind. So konnten Frachtgüter weit ins Land hinein geschafft werden und dadurch konnte Energie erspart werden, besonders im Mittelalter, wo die Menschen die Kunst des Straßenbaues verlernt hatten und wo man noch nicht an Eisenbahnen dachte.

4. Lage in bezug auf die Alte Welt. Britannien teilte auch mit den anderen Ländern im Nordwesten Europas die Eigentümlichkeit, am äußersten Rande der Welt zu liegen, die überhaupt in Betracht kam, ehe Amerika entdeckt wurde. Britannien lag am Ende der Welt und an der Straße nach Nirgendwohin. Weder die Steppenbewohner aus dem Osten noch die Mauren aus dem Süden sahen jemals seine Küsten, obwohl die Mauren Poitiers erreichten und die Hunnen den Rhein überschritten. So wurde Britannien in Ruhe gelassen; es erging ihm nicht wie Sizilien — eine Insel, die dem Anschein nach berechtigt gewesen wäre, eine eigene Geschichte zu haben — denn Sizilien lag zwischen Osten und Westen, zwischen Norden und Süden, zwischen Griechen und Phöniziern, zwischen Römern und Karthagern, zwischen Christen und Moslem, zwischen Normannen und Sarazenen, zwischen Türken und Spaniern; so daß die Geschichte Siziliens ganz einfach die Geschichte der Kämpfe zwischen Mächten ist, die sich dort auf gemeinsamen Boden begegneten, weil Sizilien in der Mitte der Alten und Mittelalterlichen Welt lag, die sich rings um das Mittelmeer zusammenschloß. So lange bis der Ozean infolge der Entdeckungen der Portugiesen und Spanier plötzlich Bedeutung gewann, war Britannien vorwiegend ein ganz seitab gelegenes Land, und sogar jetzt verdankt Britannien nichts von seiner Bedeutung der Lage im Mittelpunkt einer großen Ländermasse. Wenn wir die Wege be-



Die Zufahrtswege nach Großbritannien

Wie die Karte zeigt, liegen die Zufahrtswege auf einem Kreis, der wenig mehr als die halbe Inselgruppe umfaßt. Das nördliche Norwegen ist von verhältnismäßig geringer Bedeutung.

trachten, auf denen Schiffe von und nach Britannien gelangen, so sehen wir, daß aus einem fast vollständigen Halbkreis — von Westen über Norden nach Nordosten — so gut wie kein Verkehr

nach Britannien geht. Nach Norden ist heute noch der Weg nach Nirgendwohin und von Nirgendwoher und Angriffe sind von dieser Seite sehr wenig wahrscheinlich.

Alle diese Verhältnisse haben die Geschichte Britanniens beeinflußt, manchmal zusammenwirkend, manchmal vereinzelt.

Durch seine Lage am Ende der Welt war Britannien lange Zeit der letzte Zufluchtsort vieler Stämme, die es an dem Festlandwinkel bei Dover betraten und durch spätere Zuwanderer weiter und weiter gegen Nordwesten gedrängt wurden. Welches die Kräfte waren, die jene Völkerschaften dazu bewogen, nach Britannien überzusetzen, dessen Küsten sie vom Festlande aus sehen konnten, können wir nicht angeben, wenn wir auch Vermutungen anstellen können. Jede folgende Einwandererwelle scheint eine höhere Form der Zivilisation besessen zu haben als die vorausgehende; sie waren besser befähigt, in Krieg und Frieden Energie zu gebrauchen. Die Methoden, Energie zu verwenden und zu ersparen, hatten sie sicherlich von anderen Völkern gelernt; aber da sie nur Nachahmer waren, zählten sie in der Geschichte nicht mit. Schließlich wurde das englische Tiefland ein Teil des Römischen Reiches und von da an gehörte Britannien mit zur Welt.

Nach dem Abzug der Römer übte der Umstand, daß Britannien eine Insel war, noch weiterhin seine Wirkung aus. Es gab damals in Britannien noch keine zentrale Organisation, so daß der Umstand, daß Britannien eine Insel war, zur Folge hatte, daß es von allen Seiten von seefahrenden Leuten, die über die Nordsee kamen, angegriffen wurde. Die Sachsen und Jüten und Angeln und Dänen und Normannen griffen von Süden und Osten und Norden und Westen an, gründeten kleine Staaten und führten Sitten und Gebräuche ein, deren Einfluß sich noch heutzutage

fühlbar macht. Es bestand sogar zeitweilig ein Reich, das auf Beherrschung der Nordsee gegründet war und das tatsächlich das ganze englische Tiefland umschloß.

Schließlich wurde der Kanal noch einmal überschritten, und zwar von den Normannen, und das englische Tiefland wurde nunmehr durch Wilhelm und seine Söhne mit starker Hand von innen regiert. Diese Herrschaft hatte ihren Mittelpunkt naturgemäß in London. Nahe der Stelle, wo die Wirkung der Flutwelle ihr Ende erreichte, und auf dem ersten festen Boden inmitten der Sümpfe des nördlichen Ufers gelegen, war es der Übergangsort, zu dem im unteren Themsetal die Wege zusammenliefen, und zugleich der Ort, den die Schiffe eben noch erreichen konnten. Zwischen den Downs und den Chilterns hatte es keine Nebenbuhlerin; nur in dem anderen Becken, zu dem Southampton Water den Zugang bildet, hätte Winchester möglicherweise ein ähnlicher Mittelpunkt werden können.

Es sah eine Zeitlang so aus, als ob die Ebenen Nord- und West-Frankreichs ebenfalls von dem englischen Mittelpunkt aus regiert werden könnten; das Königreich des Hauses Anjou dehnte sich von den Cheviots bis zu den Pyrenäen. Dann begann die Tatsache, daß Britannien eine Insel ist, in anderer Weise die Geschichte zu beeinflussen: die natürliche Eifersucht von Völkern, die verschiedene Sprachen sprechen, machte sich geltend. Die Völker des jetzigen Frankreich, die den französisch sprechenden Herrscher in Paris etwas weniger haßten, als den englisch sprechenden Herrscher jenseits des Kanals in London, vereinigten sich schließlich rund um Paris und bildeten die französische Nation. Dennoch gehörten die Kanalinseln niemals zu Frankreich: sie waren von den Normannen besetzt gewesen, ehe diese England eroberten und sie bleiben eine Mahnung daran,

daß während mehrerer Jahrhunderte britischer Geschichte das Meer keine Schutzwehr gewesen ist, sondern ein Zuweg für Seeleute.

Dann kam die im englischen Tiefland zentralisierte Regierung nach und nach dazu, ihre Herrschaft über dieses Tiefland hinaus auszudehnen. Lange Zeit blieb das Hochland von Wales mit seinen Eigentümlichkeiten ein Land für sich; lange Zeit hatte auch das schottische Tiefland, mit seiner eigenen Regierung, ein unabhängiges Dasein, weil es von einem breiten Streifen Sumpfland schützend umgeben war, in dem nur beutelustige Viehdiebe lebten und das den ganzen Norden Englands und den Süden Schottlands einnimmt. Weder zur römischen Zeit noch in dem ganzen darauf folgenden Jahrtausend war England geeint: die Hochländer hatten hier wie überall die Neigung, als Ergebnis mannigfach abweichender wirtschaftlicher Verhältnisse abweichende politische Verhältnisse hervorzubringen. Aber endlich wurde die ganze Insel doch zu einem zentralisierten einheitlichen Ganzen, das durch die See Schutz erhielt und das die See als Schutz benützte.

Innerhalb dieses politischen Ganzen wurde, während die Tiefländer noch für sich waren, Energie angesammelt. Wolle wurde gewonnen, und zwar von Schafen, die von Gras lebten, das zu jeder Jahreszeit wuchs; Schafe konnten gehalten werden, weil die starke Regierung sowohl Sicherheit vor feindlichen Einfällen als Sicherheit vor Gesetzlosigkeit verbürgte. Die Wolle wurde an überseeische Händler verkauft. Allmählich erwuchs ein Handel, durch den weitere Energie angehäuft wurde, und zwar dank der Tatsache, daß die Menschen das ganze Jahr über arbeiten und daß die Schiffe weit landeinwärts fahren konnten, um ihre Fracht einzunehmen oder abzuladen. Dieser Fortschritt war

nicht nur möglich, weil das Meer ringsum Schutz gewährte, sondern vor allem dank einer zentralen Regierung. England wurde so die erste zentralisierte Macht moderner Art in Europa.

Während dieser ganzen Zeit lag Britannien am Ende der Welt. Durch die Entdeckung des Ozeans und Amerikas wurde Britannien auf doppelte Weise beeinflußt.

1. Es zeigte sich, daß es genau so am offenen Ozean lag wie Portugal, Spanien, Holland und Frankreich. Von Britannien, wie von diesen Ländern aus, konnten Männer leicht über die ganze Welt hin segeln und sie taten es auch; sie versuchten sogar, nach Indien zu gelangen. Einige zwölf Jahre vor der Reise des Kolumbus hatten Kaufleute aus Bristol Schiffe in den Atlantischen Ozean ausgesandt, um Inseln zu entdecken, die zum mindesten als Trittsteine zu den Gewürzländern des Ostens dienen sollten.

2. Als sich der Verkehr nach Ost- und Westindien und Amerika auf dem Ozean entwickelte, waren die südlichen Ufer Britanniens damit in enger Fühlung, aber der Nordwesten blieb sowohl vom Verkehr als von Angriffen frei.

Weiterhin hat dann, wie wir nun zu folgern gelernt haben, die frühere Geschichte Britanniens im Verein mit den geographischen Verhältnissen die fernere Geschichte beeinflußt. Indem es sich auf den umliegenden Meeren verteidigte und indem es Energie ersparte, weil seine Regierung zentralisiert war und weil es in sicheren Verhältnissen lebte, konnte England seinen Platz unter den Staaten einnehmen, die im Mittelalter entstanden waren. Viele seiner Bewohner waren Seeleute; seine Kaufleute, von denen sein wachsender Wohlstand, d. h. seine aufgespeicherte Energie abhing, erkannten wohl, daß sie ihren Reichtum aus dem überseeischen Handel bezogen. Das Meer war keine un-

bekannte Größe mehr. Aber zunächst hatte Britannien keinen nennenswerten Vorteil aus der Entdeckung beider Indien. Zuerst hatte Portugal und dann Holland den größeren Anteil des Handels an sich gezogen, den einst die italienischen Republiken in Händen gehabt hatten, und Spanien beherrschte die Länder, aus denen die Edelmetalle kamen. Es ist richtig, daß die englischen Seeleute den spanischen Soldaten mehr als gewachsen waren, als diese, seeungewohnt, wie sie waren, mit ihrer großen Armada gegen England zogen. Die englischen Schiffe waren zwar kleiner als die spanischen, aber dadurch leichter zu handhaben; denn es waren im wesentlichen Kauffahrer, für das Meer gebaut und von Seeleuten bemannt, während die spanischen Schiffe vielmehr schwimmende Festungen waren, für Landsoldaten gebaut, die zur See kämpfen sollten, und geeigneter für die auf festem Lande übliche Kampfweise. Englische Seeleute wie Raleigh und Drake versuchten allerdings, von den spanischen Besitzungen im Westen Gold nach Hause zu bringen, aber im Gegensatz zu den spanischen Herrschern Spaniens waren die Englands mit dem Gedanken an Eroberungen nicht vertraut und hatten wenig Lust, die Hand auf überseeische Besitzungen zu legen; sogar als Raleigh die Kolonie Virginia gründete, wo er nach Gold suchte und keines fand, kam wenig heraus, außer daß er den Männern späterer Geschlechter den Gedanken nahelegte, über See zu gehen, um Land urbar zu machen.

Auch wurde Britanniens Gedeihen nicht sofort, wie das von Portugal und Holland, durch die Idee des Welthandels gefördert. Zunächst hatte vor der Reformation Portugal kraft des päpstlichen Dekretes das alleinige Vorrecht, und später wurden die Holländer, im Besitz der Schlüssel zu dem Hauptverkehrsweg, auf dem die indischen Erzeugnisse nach Nordeuropa gelangten, natürlich

dazu angeregt, die Frachtleute der See zu werden; sie häuften so genug Energie an, um sich ihre Unabhängigkeit von Spanien zu erkämpfen, und errangen somit im ganzen einen Vorsprung vor Britannien, durch das keine solche große Verkehrsstraße zog. Aber Britannien liegt so nahe bei Holland, daß britische Kaufleute sich bald bemühten, Britannien billig mit den Erzeugnissen ferner Länder zu versehen und so in Wettbewerb mit den Holländern und in Gegensatz zu ihnen gerieten. So entstand natürlich Feindseligkeit. Britannien kam in Konflikte mit Holland und mit Frankreich, und in weniger als einem Jahrhundert wurde es nicht nur eine Seemacht, sondern geradezu d i e Seemacht, d i e ozeanische Seemacht.

Das Ringen dauerte vom Ende des sechzehnten bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, aber die erste Hälfte dieser Zeitspanne wurde dem Namen nach in Frieden hingebracht. Von 1600 an, wo die Holländer den Preis des Pfeffers von 3 s. auf 6 s. für das englische Pfund erhöhten und wo als Selbstverteidigung die Britisch-Ostindische Kompagnie gegründet wurde, bis zu Cromwells Navigationsakten von 1651, dehnte sich der britische Handel immerfort aus und kam mehr und mehr in Konflikt mit dem holländischen; aber es kam nicht zu wirklichen Kämpfen. Es muß beachtet werden, daß in dieser Zeit zunehmender Spannung Richelieu ebenfalls versuchte (1628 bis 1642), für Frankreich eine Seemacht zu schaffen; aber der Versuch wurzelte nicht in der natürlichen Tätigkeitsrichtung des Volkes und die Politik wurde nicht folgerichtig genug betrieben, so daß die Ergebnisse nicht so bedeutend waren, wie man hätte erwarten können.

Die Navigationsakte erklärten, daß die ganze Einfuhr nach England oder seinen Kolonien, die sich allmählich vermehrt

hatten, ausschließlich durch solche Schiffe geschehen müsse, die entweder England selbst gehörten oder doch den Ländern, in denen die eingeführten Erzeugnisse hervorgebracht oder verfertigt wurden. Das war eine Herausforderung an Holland und Krieg mit Holland war die natürliche Folge. Der Kampf um die Oberherrschaft zur See dauerte sechzig Jahre und vier Phasen lassen sich klar unterscheiden:

1. Britannien kämpft gegen Holland allein.
2. Britannien kämpft gegen das mit Frankreich verbündete Holland.
3. Britannien, mit Frankreich verbündet, kämpft gegen Holland.
4. Britannien, mit Holland verbündet, kämpft gegen Frankreich.

1. Der erste Abschnitt des Kampfes währte von 1652 bis 1665. In dem ersten Krieg zur Zeit der Commonwealth errang Britannien kaum nennenswerte Vorteile. In dem zweiten unter Karl war Britannien im großen und ganzen erfolgreicher; seine wahre Stärke kam aber nur durch einen Zufall zutage, denn im Herbst 1665 war seine Flotte, trotz seinen Erfolgen im Seekrieg, wegen der Pest nicht imstande, in See zu stechen. Und nun trat der Unterschied in der Lage von Holland und Britannien klar hervor, denn Britannien mietete mit seiner angesammelten Energie Söldner, um Holland zu Lande anzugreifen.

2. Dies führte zum zweiten Abschnitt des Kampfes, denn die Holländer suchten sofort französische Hilfe, um die Landgrenze zu halten; aber dieser Abschnitt dauerte nicht lange — nur von 1666 bis 1667 — denn wenn auch Britannien über Holland Vorteile erlangte, so sahen doch beide ein, daß Frankreich der wahre Gewinner durch ihre Handelsverluste war; ein Friede wurde zu-

sammengeflickt und es wurde sogar auf einige Jahre ein Bündnis geschlossen.

3. Es war in dieser Zeit, daß Frankreich, unter Colbert, einen seiner krampfhaften Versuche machte, zu einer Seemacht zu werden. In der charakteristischen französischen Art organisiert, war die Erzeugung einheimischer Bedarfsgegenstände, der Schiffbau und die Gründung von Kolonien so miteinander verbunden, wurden von der Regierung so gemeinsam betrieben und angeregt, daß es den Anschein hatte, als ob Frankreich im Begriff sei, in einem Anlauf den ersten Platz als Seemacht zu erringen; aber auch diesmal machten sich geschichtliche Beharrungskräfte und die geographischen Verhältnisse geltend. Einerseits vermochte das an seine überkommene Lebensweise gewöhnte Volk nicht, sich die von der Regierung gewährten Erleichterungen sofort zu Nutzen zu machen, und auf der anderen ließ sich die Regierung durch die geographischen Verhältnisse neuerdings dazu verlocken, an eine Ausdehnung über die östliche Grenze hinaus zu denken und diese Erleichterungen wieder aufzuheben, ehe sie Zeit gehabt hatten, größere Wirkung hervorzubringen. An dieser Landgrenze lagen die Niederlande und Holland, am bequemsten von der Nordostecke Frankreichs aus zugänglich. Spanien war schwach, die Niederlande, die spanisch geblieben waren, fielen sofort Frankreich zu, und Holland sah sich unmittelbar bedroht. Das schien den Zielen Britanniens günstig zu sein, besonders da Frankreich, obgleich seine Flotte zunehmende Bedeutung erlangt hatte, doch kein Nebenbuhler im Handel für Britannien war. So kam es, daß 1672, nach einer Zeit gespannter Beziehungen, in der England mehr und mehr Geltung zur See beanspruchte, England und Frankreich vereint Holland den Krieg erklärten. In dessen Verlauf wurde Holland,

hauptsächlich infolge von Subsidien, die es aus dem Gewinn seines Handels bezahlen konnte, durch Verbündete unterstützt, die den Druck auf seine Grenzen milderten, und konnte durch die Stärke seiner Flotte einen unmittelbaren Einfall zur See abwehren; aber die Notwendigkeit, diese Subsidien aufwenden zu müssen, kam daher, daß Holland klein und von der Landseite einer großen zentralisierten Landmacht zugänglich war. Auf der Seeseite begann seine Kraft offensichtlich gegenüber der einer anderen Seemacht zu unterliegen, die keine Landstellungen zu verteidigen brauchte, sondern ihre Subsidien zum Angriff verwenden konnte; denn als Britannien sich 1674 aus dem Kampfe zurückzog, war die Überlegenheit seiner Flagge von Kap Finisterre bis Norwegen anerkannt. Der Vorteil für Britannien war aber damit noch nicht erschöpft, denn solange der Krieg weiterdauerte, während es selbst neutral blieb, also bis 1678, ging das Frachtgeschäft auf seine Schiffe über, weil sie mit größerer Sicherheit über das Meer fuhren als die der Holländer, die noch von französischen Freibeutern bedroht waren.

Indem Frankreich seinen Blick bewußt mehr landwärts als seewärts wandte, ließ es tatsächlich Britannien zur See freie Hand. Schon früh, nämlich zur Zeit Jakobs I. hatte Britannien von Frankreich die Anerkennung seiner Überlegenheit zur See gefordert und erhalten; wenn aber Colberts Pläne nicht am Ausreifen gehindert worden wären und wenn der Rat von Leibniz angenommen worden wäre, dann wäre Frankreich infolge der Vorteile seiner geographischen Lage imstande gewesen, eine Seemacht zu erlangen, der Holland unmöglich hätte widerstehen können und die Britannien nur schwer hätte überwinden können. Wenn es seine Küste am Mittelmeer, wo damals keine Seemacht vorhanden war, dazu benützt hätte, Ägypten unter seine Herrschaft zu bringen, hätte es entscheidenden Einfluß auf den Handel Indiens und der Levante gewinnen können; es wäre genötigt gewesen, sich Stationen zu beiden Seiten Ägyptens zu sichern und wäre eine bedeutendere Seemacht als Holland geworden; wenn es so nach und nach den Platz des schwächeren Verbündeten daheim eingenommen hätte, wäre seine Stellung dort so verstärkt worden, daß es jedenfalls zu einem ernstlichen Nebenbuhler für Britannien geworden wäre.

4. So gelangen wir zum vierten Abschnitt, währenddessen Britannien mit Holland als Bundesgenossen — freilich als sehr viel schwächerem Bundesgenossen — die Flotte und die Schiffahrt Frankreichs zugrunde richtete. Das dauerte von 1688 bis 1713, zu welcher Zeit Frankreich auch in die kontinentalen Kriege verwickelt war, wie den Augsburger Bündniskrieg* und den Spanischen Erbfolgekrieg. Dazu muß bemerkt werden, daß eine überlegene Kampfflotte an sich noch keine Seemacht gewährleistet. Zu Beginn dieser Periode hatte Frankreich eine Flotte, die an Zahl und Ausrüstung den vereinigten Flotten von Britannien und Holland überlegen war; was ihm fehlte, war der Seehandel, durch den Energie aufgespeichert wird. Die Verluste, die Britannien erlitt, wurden rasch wieder ersetzt, während die Hilfsmittel Frankreichs einen solchen beständigen Aderlaß erlitten, daß seine Flotte nicht ergänzt werden konnte und seine Mittel erschöpft wurden, weil sie überdies zu Kämpfen an seiner Landgrenze verwendet werden mußten. Britannien aber versah die Gegner Frankreichs mit den Subsidien, durch die dieser Kampf aufrechterhalten wurde. Obwohl sich nach den ersten Jahren keine nennenswerten Seeschlachten mehr ereigneten, obwohl

* A. d. Ü. Bei uns als Reunionskriege, richtiger Raubkriege Ludwigs des XIV. bekannt.

scheinbar kein Zusammenhang zwischen Britannien und den Ereignissen auf dem Festlande besteht, war doch diese Periode eine der denkwürdigsten in der englischen Geschichte, und der durch seine zunehmende Seemacht ausgeübte stumme Druck war der wichtigste Faktor in dem ganzen Ringen. Sein Handel litt etwas unter französischen Freibeutern, aber diese Verluste wurden reichlich durch die ungeheure Zunahme dieses Handels ausgeglichen, mit dessen Gewinnen, d. h. mit der dadurch erzielten Ansammlung von Energie, Britannien, ohne sich übermäßig anzustrengen, den Kampf zu Land so lange unterstützen konnte, bis Frankreich erschöpft war.

Während dieses Ringens kam es so weit, daß Holland als Seemacht überhaupt nicht mehr mitzählte. Es konnte nicht wie Britannien die Verluste seiner Flotte ersetzen, denn seine Hilfsmittel waren wie die Frankreichs durch den Landkrieg aufgezehrt und es neigte mehr und mehr dazu, sich zur See an Britannien anzulehnen. Es gewann nichts Nennenswertes durch den Frieden von Utrecht: sein Frachtgeschäft wie seine Flotte waren dahin. Britannien heimste alle Vorteile des Ringens ein. Sein Handel hatte sich stark vermehrt: das war sein am meisten hervorragender Gewinn. Es bekam den Handel Portugals in seine Hand, während die Abtretung von Gibraltar und Port Mahon im Mittelmeer und von Nova Scotia und Neufundland jenseits des Atlantischen Ozeans ihm neue Stützpunkte brachte, von denen aus es seinen Handel ausdehnen und schützen konnte.

Ein anderes Ergebnis, das aus den geographischen Verhältnissen und dem Gebrauch floß, der davon gemacht wurde, kam dem Handel Britanniens zugute. Nicht nur konnten Frachtgüter sicherer durch seine Schiffe befördert werden als durch die seiner Nebenbuhler, so daß der Frachtverkehr der Welt allmählich

in seine Hände geriet, sondern die Sicherheit innerhalb des ganzen Landes brachte es mit sich, daß der Handel mit sparsameren Mitteln betrieben werden konnte als anderswo.

Es war ein großer Fortschritt in der Zivilisation, als Metallmünzen an die Stelle des Tauschhandels traten. Die Dinge, die ausgetauscht werden sollten, waren unhandlich und schwer fortzubewegen, und es konnte leicht vorkommen, daß ein Mann wohl Überfluß an einem bestimmten Erzeugnis hatte, aber doch keinen anderen finden konnte, der gerade die Dinge besaß, die er brauchte und gleichzeitig für seine Erzeugnisse Verwendung hatte. Die Metallmünzen, die für viele Leute brauchbar waren, erleichterten den Austausch, d. h. die Energie der Produktion wurde in eine leichter verwendbare Form gebracht.

In allen zivilisierten Ländern, aber besonders in Britannien, wurde so noch ein weiterer Fortschritt gemacht. Außer bei kleineren Detailgeschäften geht überhaupt keine Münze mehr von Hand zu Hand. Der ganze Handel eines Landes wird durch ein Buchungssystem der Banken vereinfacht, durch das einem Mann oder einer Firma soundso viel Geldbesitz kreditiert wird, als Gegenwert von soundso viel geleisteter Arbeit, d. h. verausgabter Energie. Wenn er etwas zu kaufen wünscht, so überträgt er durch einen von ihm geschriebenen Scheck dieses Guthaben auf jemand anderen, der es seinerseits wieder an jemand anderen übertragen kann. Nun ist aber all das nur möglich in einem sicheren Lande, wo die Leute einander trauen können und wo wenig unnötige Energievergeudung getrieben wird. Es ist kein Zufall, daß die Bank von England, der Schlußstein dieses Gebäudes von Kredit und Vertrauen, im letzten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts errichtet wurde, und auch, daß man in London und sonst nirgendwo in der ganzen Welt sicher sein

kann, Gold* zu erhalten, wenn man ein Papier vorzeigt, das beweist, daß Geld geschuldet wird. London wurde und blieb der Mittelpunkt des Welthandels, weil der Handel dort am sichersten und mit dem geringsten Aufwand an Energie organisiert werden konnte.

So wurde um den Beginn des achtzehnten Jahrhunderts der Anfang mit einer großzügigen Organisation des Handels gemacht, nämlich als Britannien zu einer Seemacht geworden war und weil es dazu geworden war. Der Stand der Dinge zur Zeit des sogenannten „South Sea Bubble" (Laws Südsee-Schwindel) im Jahre 1720 zeigt, daß einerseits eine große Ansammlung überschüssiger Energie, d. h. von Kapital im Lande vorhanden war, andererseits, daß man anfing, dieses Kapital in größerem Maßstab zu organisieren, was dadurch ermöglicht wurde, daß die Sicherheit so groß war. Die Südsee-Kompagnie wurde 1711 gegründet, bevor der Spanische Erbfolgekrieg zu Ende war, und verdankte ihre Entstehung dem Umstand, daß die Regierung den Zinsfuß für Gelder, die sie zu leihen genommen hatte, herabzusetzen wünschte. Ein anderer 1719 unternommener Versuch, den Zinsfuß noch weiter herabzusetzen, öffnete erst die Augen des Volkes dafür, daß man auf diese Weise sein Geld vermehrte, indem man es arbeiten ließ. Die Südsee-Blase zerplatzte, nicht weil die Sicherheit ungenügend gewesen wäre — die £ 100-Anteile der Kompagnie fielen nie unter 175 —, sondern weil das Vertrauen in die Sicherheit, die von der Beherrschung der See abhing, ganz natürlich aber unberechtigterweise auf Angelegenheiten ausgedehnt wurde, mit denen die Beherrschung der See nichts zu tun hatte.

* Gold ist gewissermaßen wertvoller als Papiergeld, weil sein Wert allgemeiner anerkannt wird, nicht weil es an sich wertvoller ist; weder Geld noch Papier sind Energie, sie sind lediglich Symbole dafür.

Während des achtzehnten Jahrhunderts wurde die Überlegenheit des britischen Handels und die Oberherrschaft zur See wieder und wieder angegriffen; aber Britannien ging stets aus dem Kampf mit weiter ausgedehntem Machtbereich und Handel, und nur aus dem Amerikanischen Krieg mit ernsthaften Verlusten hervor.

Von 1739 bis 1748 und wieder von 1756 bis 1763 lagen Frankreich und Spanien mittelbar oder unmittelbar mit Britannien im Kampfe, und zwar wegen der Ausdehnung seines Handels. Jedesmal waren diese Länder gleichzeitig in festländische Kriege verwickelt und bei jeder Gelegenheit unterstützte Britannien seine Gegner durch den Gewinn seines Handels, so daß deren Hilfsmittel durch Landkriege aufgezehrt wurden, während aller Handel, der sich entwickelte, von selbst mehr und mehr Britannien zufiel. Der französische Handel war in Indien unter der französischen Ostindischen Kompagnie aufgeblüht, außerdem in Kanada und Westindien, aber er wurde von der Flotte gar nicht unterstützt und diese Länder wurden rasch entweder völlig britisch oder standen doch so unter Britanniens beherrschendem Einfluß, daß ihr Handel seinem Vorteil diente.

Bisher waren britische Besitzungen außerhalb der Britischen Inseln meist lediglich Handelsstützpunkte oder Anlegeplätze für die Flotte gewesen. Das Ideal war eher phönizisch als römisch gewesen: Handel, nicht Eroberung. Aber allmählich waren auch wirkliche Kolonien entstanden, wo sich Männer britischer Abkunft niedergelassen hatten, ohne die Absicht, wieder in ihr Geburtsland zurückzukehren. An der gegen den Ozean zu offenen Ostküste Nordamerikas, mit einem Klima, das zwar gegensatzreicher ist als das Britanniens, aber gemilderter als irgendeines an der Ostküste, hatten sie ein Neues England gegründet; ein

Neues Schottland, durch Eroberung hinzugefügt, war ebenfalls gegründet worden; während sich nach Süden und Westen die Anfänge von Neuyork, die alte Kolonie Virginien und die neueren Kolonien Karolina und Georgia ausdehnten. Da diese schon eine Bevölkerung von zwei Millionen hatten und Raum zu weiterer Ausdehnung zu brauchen schienen, war es natürlich, daß sie in Reibungen mit den Franzosen geraten mußten, die das amerikanische Festland durch die großen Flußsysteme des St. Lorenzo und des Mississippi betreten hatten und die es, obwohl ihre Zahl weniger als ein Zwanzigstel der Briten betrug, darauf anlegten, das weite Gebiet zu beherrschen, das durch diese prachtvollen Wasserstraßen so leicht zu erreichen war. Durch die britische Flotte von Frankreich abgeschnitten, wurde Kanada zu einer britischen Besitzung.

Ebenso war in Indien Hand in Hand mit dem Handelswettbewerb eine Rivalität bezüglich der Eroberung des Landes aufgekommen; da sie aber nicht durch eine Flotte unterstützt waren, wurden die französischen Pläne zunichte. Zu Ende des Siebenjährigen Krieges durften die Franzosen allerdings ihre Handelsniederlassungen behalten, aber der Landbesitz ging an Britannien über und auch die Handelsniederlassungen büßten an Bedeutung ein, da der Handel natürlich zum größten Teil an die benachbarten britischen Häfen überging. So waren bis 1763 große Landgebiete unter britische Herrschaft geraten, teils friedlich als Kolonien, teils als eroberte Besitzungen, und das Königreich Großbritannien war tatsächlich zu einem Großbritischen Reich geworden, während der britische Handel immer noch im Zunehmen begriffen war.

Ebenso wie Fehler gemacht worden waren, als der Handel zur Zeit des Südsee-Schwindels plötzlich zunahm, so wurden jetzt

Fehler in bezug auf die Behandlung der Kolonien gemacht. Es lag in der Natur der Dinge, daß diese Länder mehr von Britannien beziehen mußten, als sie dorthin senden konnten; sie hatten also immer eine passive Handelsbilanz, oder in anderen Worten, ihre Energie wurde von ihnen weggeleitet. Das mußte auf andere Weise wieder gutgemacht werden und es wurde dadurch gutgemacht, daß man ungesetzlichen Handel mit den spanischen Kolonien im Süden trieb und diese mit vielbegehrten Erzeugnissen versah, die dort nicht gediehen. Unzufriedenheit wurde dadurch erregt, daß in diese Gepflogenheit eingegriffen wurde, unmittelbar durch ein Verbot dieses ungesetzlichen Handels und durch Einsatz von Kriegsschiffen, die ihm ein Ende machten, und mittelbar durch die Forderung an die Kolonien, dem englischen Schatzamt Zölle zu zahlen, die sie selbst schwer entbehren konnten. Obwohl die Verteilung dieser Zölle schließlich zur entscheidenden Frage wurde, hatte die Unterbindung des Handels zuerst die Schwierigkeiten hervorgerufen.

Unterdessen hatte Frankreich sich klar gemacht, daß seine Pläne, sich zu Land auszudehnen, immer durch Britanniens Seemacht vereitelt worden waren, und so schien es jetzt, wo Britanniens Hilfsmittel durch einen Landkrieg auf dem amerikanischen Festland in Anspruch genommen wurden, an der Zeit, diese Macht wieder herauszufordern; zudem hatte Frankreich einsehen gelernt, daß Britanniens wahre Stärke zur See lag und ließ sich nicht mehr in europäische Kriege verwickeln, die Britannien anzustiften bemüht war. So geriet Britannien in eine ungünstige Stellung. Dazu kam, daß in langen Friedenszeiten, während welcher jeder Pfennig, der nicht für offenkundige Handelszwecke ausgegeben wurde, verloren schien, die britische Flotte schwächer geworden war; und als der Krieg erklärt

wurde, waren die vereinigten Flotten von Frankreich und Spanien tatsächlich überlegen. Trotzdem verlor Britannien nur die amerikanischen Kolonien*, denn die vergangene geschichtliche Entwicklung im Verein mit den geographischen Verhältnissen machte sich geltend. In der einen Flotte war eine seemännische Überlieferung lebendig, die zudem noch eine siegreiche Überlieferung war; in der anderen bestand Unvertrautheit mit der See. Obwohl beide Seiten Fehler machten, so wurden doch die weiter tragenden Fehler von den Verbündeten gemacht, und im Frieden von 1783 erlangte Britannien auffallend günstige Bedingungen, da Frankreich wieder unter finanzieller Erschöpfung litt.

Und die britische Flotte hatte nicht nur eine seemännische Überlieferung hinter sich, sondern auch eine Überlieferung in der fortschreitenden Fähigkeit, zur See Energie anzuwenden und zu ersparen. Britische Seeleute hatten in der Kunst des Kampfes zur See mehr hinzugelernt als ihre Gegner. In frühen Zeiten, solange der Einzelkampf Mann gegen Mann die einzige Art der Kriegführung gewesen war, bestand kein großer Unterschied zwischen dem Kampf zu See und dem zu Land. Die gegnerischen Flotten segelten gerade aufeinander zu oder wurden gerade aufeinander zu gerudert, Ebenso wie die geschlossene griechische Phalanx sich ihren Weg durch das feindliche Heer bahnte, brachten die dichtgedrängten Schiffe möglichst viele Leute zur Stelle, um den schon in Verwirrung geratenen Feind anzugreifen. Vertrautheit mit dem Meer und den Verhältnissen auf dem Meer und die Geschicklichkeit in der Handhabung von Schiffen waren die Hauptforderniss für Leute, die zur See kämpfen wollten. Solange das Ringen sich zwischen

* Es wurden einige Tauschgeschäfte vorgenommen.

seegewohnten Leuten und landgewohnten Leuten abspielte, ging die Obmacht zur See an die seegewohnten Leute über; hauptsächlich weil sie das Meer kannten und mit Schiffen umgehen konnten. Die Spanier waren, wie wir gesehen haben, eigentlich gar keine richtigen Seeleute und wurden zur See sowohl von den Holländern als von den Engländern besiegt. Erst in den sechzig Jahren, die auf 1653 folgten, wurden die Grundsätze des Seegefechts unter den nun bestehenden Bedingungen entwickelt, wodurch die Vorteile denen zukamen, die ihre Kampfkraft am sparsamsten verwendeten.

Ein Schiff hat eine viel größere Länge als Breite, und in den Tagen, wo Schiffe mit einer großen Menge kleiner Geschütze bestückt wurden, konnten mehr Geschützmündungen von den Seiten des Schiffes auf den Feind gerichtet werden, als von dem Bug oder dem Heck aus, so daß die Schiffe am wirksamsten von der Seite aus angreifen konnten; während die ganze Flotte nur dann wirksam in Tätigkeit treten konnte, wenn kein befreundetes Schiff zwischen die eigene und die feindliche Flotte geriet; so mußten Schiffe, die klar zum Gefecht sein wollten, sich notwendig in einer Linie im rechten Winkel zum Gefechtsziel bewegen. Damit diese Linie an allen Stellen gleich stark sei, durften nur Schiffe einer gewissen Stärke sich darin befinden. Diese Schiffe waren die Linienschiffe. Kämpfen wurde nun etwas anderes als gerade auf den Feind losgehen. Die Windverhältnisse mußten berücksichtigt werden, sogar mehr als früher. Die Flotte, die den Wind im Rücken hatte, konnte wählen, ob sie den Feind angreifen wolle oder nicht, was ein gewisser Vorteil war; aber wenn sie dann wirklich angriff, hatte sie den Nachteil, daß sie geradewegs auf den Feind zusegeln mußte, so daß sie nur wenige Geschütze in Tätigkeit setzen konnte, oder daß sie erst

nach und nach in Tätigkeit treten konnte, wobei die vordersten Schiffe stark beschädigt wurden. Wenn sie besiegt wurde, hatte sie geringe Aussicht, zu entkommen. Die leewärts liegende Flotte hatte zwar nicht die Wahl des Angriffs, aber bessere Aussichten auf Entkommen, und konnte, während sie selbst angegriffen wurde, den Feind schädigen. Es ist bezeichnend, daß sogar im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, als Frankreich Britannien angriff, die britische Flotte gewohnheitsmäßig die Stellung luvwärts wählte und die französische die Stellung leewärts.

Dieses charakteristisch verschiedene Verhalten während des Kampfes war kein Zufall; es war eine Folge der Tatsache, daß die britischen Seeleute zum Teil infolge reicherer Erfahrungen mehr vom Seekrieg und von seinen Grundsätzen verstanden. Wichtige militärische Stützpunkte auf dem Lande werden gewählt, weil ihre Lage entweder dem Angriff oder der Verteidigung günstig ist. Einige Länder, wie Ägypten und Chaldäa, sind von Natur durch Wüsten oder Sümpfe beschützt, Städte wie Rom oder Paris liegen an Stellen, wo sie am leichtesten Angriffe abweisen können. Aber auf dem Meer gibt es keine Stelle, die leichter zu verteidigen wäre als eine andere. Es gibt dort im militärischen Sinne keine „Stellungen". Das hatten durch ihre reichere Erfahrung die britischen Seeleute gelernt. Sie hatten auch bewußt oder unbewußt daraus gelernt, daß infolgedessen Angriff die beste Verteidigung sei, und zwar Angriff nicht auf die Küste des Feindes, sondern auf seine Flotte, wo immer sie auch zu finden sei, da die Flotte das einzige Mittel war, durch das ein Einfall in Britannien möglich war. Sie hatten gelernt, daß aufs lange Rennen durch eine größere Ausgabe zu Anfang mehr erspart werde; während die Franzosen von Natur mehr zu einer sparsameren Politik hinneigten, indem sie die

Flotten im Hafen behielten, solang sie nicht dringend benötigt wurden, und indem sie nicht angriffen, falls sie nicht des Sieges sicher waren. Die einen trachteten, die Menge der aufgespeicherten Energie durch Ausgaben zu vermehren, die anderen, das anzuhäufen und zu sparen, was sie schon aufgespeichert hatten. Britannien hatte gefunden, daß seine Methode die besseren Ergebnisse in Handel und Krieg zeitigte.

Auch hatten die Briten infolge ihrer reicheren Erfahrung bessere Aussichten, Kampfmethoden zu finden, die den Angriff erfolgreich gestalteten; es konnte damit eine kleinere Streitmacht eine größere besiegen, indem sie die Vorteile benützte, die ihr der Wind oder die Beharrungskraft der in Bewegung befindlichen Schiffe gab.

Der amerikanische Unabhängigkeitskrieg* kam also hauptsächlich deshalb zu einem Ende, weil die Hilfsmittel — die angesammelte Energie Frankreichs — erschöpft waren, und das war keine neue Erscheinung, denn wie wir gesehen haben, war ein ganzes Jahrhundert lang beständig an dieser Energie gezehrt worden, ohne daß eine entsprechende Zufuhr stattgefunden hatte. Die in Paris zentralisierte Regierung konnte den Schein aufrechterhalten, indem sie von den zerstreuten Bebauern des Landes die nötigen Zuschüsse mit Gewalt eintrieb, aber dadurch waren sie nur noch ärmer und infolgedessen unfähig geworden, aus dem Lande das möglichste herauszuholen, so daß die ärmeren Klassen auch in der Stadt unter Nahrungsmangel zu leiden hatten.

Als dieser Zustand endlich eine Revolution zur Folge hatte, wurde zwar die Monarchie gestürzt, und die konstitutionellen

* A. d. Ü. Gemeint ist wohl nicht der amerikanische Unabhängigkeitskrieg, sondern der große englisch-französische Kolonialkrieg von 1756—63.

Generalstaaten, in eine Nationalversammlung verwandelt, verloren die Macht, die sie sich scheinbar errungen gehabt hatten; aber trotzdem brachte die zentralisierende Kraft von Paris, die der zentralisierten Königsgewalt zugrunde gelegen war, einen Wechsel in der Regierungsmethode zustande, gegen die in ganz Frankreich eine Auflehnung keinerlei Aussicht auf Erfolg hatte: jeder Aufstand, ob er nun im Rhonetal ausbrach oder in Bordeaux, in der Vendée oder in der Bretagne, ob er nun gegen die republikanische Staatsform als solche oder gegen die besondere Form gerichtet war, die sie gerade angenommen hatte, wurde von den anderen isoliert und von Paris aus mit Leichtigkeit angegriffen und niedergeschlagen.

Und wieder war es die Landgrenze Frankreichs im Osten, die den Gang der äußeren Politik bestimmte. Der Wunsch der neuen Regierung war zunächst nicht so sehr auf Herrschaft über neues Land gerichtet, als auf die Verbreitung der neuen Ideen von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit; aber dieses Ziel wurde über der Methode, es zu erreichen, mehr oder weniger vergessen, so daß die Ausdehnung zu Land, zuerst nur das Mittel, durch das Ideen verwirklicht werden sollten, schließlich zum Selbstzweck wurde. „Das französische System", sagte die Regierung, „soll auf alle Länder ausgedehnt werden, die von seinen Heeren besetzt werden." Aber die Idee der Ausbreitung des französischen Systems ging unter in dem Versuch, die Länder durch die Heere zu besetzen. Bei diesem Versuch hing der Erfolg an den altbekannten Verhältnissen, denn die am leichtesten zu besetzenden Länder lagen jenseits der Ostgrenze Frankreichs.

Zuerst schien es, als ob unter der treibenden Kraft des ganzen französischen Volkes und späterhin unter der prachtvollen Führung des größten Schlachtenlenkers der Neuzeit, Frankreich

im Begriff sei, das Festland vollständig zu unterwerfen, und wenn keine Seemacht vorhanden gewesen wäre, hätte ziemlich sicher Frankreich jahrelang die Welt beherrscht; aber immer war es die britische Seemacht, die ihm entgegentrat und es in Schach hielt. Durch seine Flotte und durch das alte Mittel, seine Verbündeten mit Geldern zu zahlen, die es durch Handel angehäuft hatte, hinderte Britannien die Ausdehnung Frankreichs, und Napoleon, dem die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten nach und nach zufiel, sah immer klarer ein, daß Britannien und der britische Handel seine eigentlichen Feinde seien.

In dem weiteren Ringen zeichnen sich vier Abschnitte deutlich ab, und in jedem ist die Wichtigkeit von Britanniens Seehandel, des Ergebnisses seiner Seemacht, klar erkennbar.

1. Napoleon glaubte anfänglich, Indien sei die Quelle der britischen Überlegenheit im Handel, seines Reichtums und seiner Widerstandskraft. Nachdem er also mit höchster Geschicklichkeit in Diplomatie und Krieg zwischen 1795 und 1797 viele kleine Staaten in Italien und an den Küsten der Adria einzeln unterworfen und kleine Republiken nach französischem Muster errichtet hatte, unternahm er 1798 eine Landung in Ägypten, solange ihm noch einige französische Schiffe geblieben waren. Er unterwarf und reorganisierte dieses alte Land von Grund aus und versuchte sogar, das andere alte Land Chaldäa zu erreichen und zu erobern. Durch diese Eroberungen hoffte er Trittsteine aufzurichten, über die weiterhin Indien zu erreichen wäre. Unterdessen hatte Britannien scheinbar und bis zu einem gewissen Grade auch wirklich durch die französischen Eroberungen an den südlichen Küsten Europas viel eingebüßt, indem es dadurch von den Stützpunkten für seine Flotte abgeschnitten wurde. Nun sandte es aber eine Flotte unter Nelson aus, der

nach einer sechswöchentlichen Jagd durch das ganze östliche Mittelmeer, in vollständiger Unkenntnis von Napoleons Plänen und Bewegungen, die französische Flotte in der Bucht von Abukir fand; und nach einer oder zwei Stunden war Napoleon tatsächlich von Europa abgeschnitten. Zwischen dem 9. September 1798 und dem 5. Februar 1799 erreichte ihn nicht eine einzige amtliche Depesche. Seine Pläne, nach ostwärts erobernd vorzudringen, wurden gegenstandslos, da er nicht Akkon unbesiegt in seinem Rücken lassen konnte, und es widerstand seinen Angriffen, die durch nicht mehr als zwei Linienschiffe unterstützt wurden. Er selbst entkam insgeheim, aber sein Heer war von allen militärischen Bewegungen ausgeschlossen, bis man ihm kurz vor dem zeitweiligen Frieden von 1801 abzuziehen gestattete.

2. Dann versuchte Napoleon, den britischen Handel in Nordeuropa zu treffen. Der Handel mit Holland und mit dem Rhein war natürlich schon vorher unterbunden worden, aber weiter östlich waren die Weser, die Elbe und die Ostsee offen geblieben, da die Staaten, die diese Wasserwege benützten, weit von Frankreich entfernt und neutral geblieben waren. Als Neutrale waren ihre Schiffe sicher, und infolgedessen bediente sich der Handel mit Vorliebe dieser Schiffe; aber in dem Bestreben, Frankreich am Anhäufen von Hilfsmitteln zu hindern, erklärte Britannien, daß neutrale Staaten Frankreich nicht behilflich sein dürften, indem sie Frachtgüter für Frankreich beförderten oder solche Güter nach Frankreich brachten, die es in den Stand gesetzt hätten, seine Flotte neu zu erbauen — denn die meisten dieser Güter, wie Bauholz und Hanf, kamen aus der Ostsee. Das gab Anlaß zu Unzufriedenheit, und Napoleon, der nach seiner Rückkehr aus Ägypten mit meisterhafter Strategie die in

Mitteleuropa gegen ihn aufgestellten Heere bekämpft hatte, schürte diese Unzufriedenheit so geschickt, daß die nördlichen Mächte Europas — Preußen, Dänemark, Rußland und Schweden — sich im Dezember 1800 in bewaffneter Neutralität zusammentaten, um Britanniens Ansprüchen, wenn nötig, mit den Waffen entgegenzutreten. Britannien stand also allein in Europa Frankreich gegenüber; aber die Zerstörung der dänischen Flotte in Kopenhagen und die Ermordung des Zaren, die wegen der Einschränkung des russischen Handels erfolgte, brachte den Zusammenbruch der bewaffneten Neutralität mit sich; ein jeder der Staaten sah ein, daß ungeachtet der Einschränkungen ihren Interessen unter den obwaltenden Umständen besser gedient würde, d. h. daß mehr Energie angesammelt würde, wenn man den britischen Ansprüchen nachgab und den Handel weiter betrieb. So war zu Ende des Jahres 1801 Britannien wieder auf freundlichem Fuß mit allen Staaten, ausgenommen Frankreich.

Napoleon hatte in einem erneuten Versuch, Ägypten zu erreichen, wieder Truppen nach Unteritalien geschickt, aber der Versuch war wieder aussichtslos, weil Britannien noch die See beherrschte. Sogar Napoleon hatte den Wunsch nach Frieden. Die Präliminarien wurden im Oktober 1801 unterzeichnet und der Vertrag von Amiens im März 1802, aber Napoleon meinte damals noch, England könne nicht allein gegen Frankreich kämpfen; seine offenkundige Mißachtung der Vertragsbestimmungen führte zu einem Wiederbeginn des Krieges im Jahre 1803.

3. Nachdem die Angriffe auf Ägypten und auf den britischen Handel in Nordeuropa erfolglos gewesen waren, beschloß Napoleon, einen unmittelbaren Stoß gegen das Herz Britanniens zu

führen. Das war auch wirklich die einzige wirksame Art des Angriffs; aber es war die Frage, ob sie möglich sei oder nicht. Während man Vorbereitungen für diesen Einfall traf, wurden die älteren Angriffsmethoden versucht. Truppen wurden wieder nach Unteritalien geworfen. Das war nutzlos, solange Britannien noch die See beherrschte. Hannover wurde von Truppen besetzt und die Mündungen der Flüsse Ems, Weser und Elbe verschlossen. Sogar Kuxhaven wurde von Truppen besetzt, um den Handel Britanniens mit der Elbe zu unterbinden. Das geschah ohne die Zustimmung der Staaten, durch die seine Truppen zogen. Napoleon wußte jetzt, daß sein einziger Feind Britannien sei; die anderen wogen wirklich nicht viel, und die Kraft Britanniens lag darin, daß er genötigt war, die Völker dieser anderen Staaten zu seinen Feinden zu machen, um Britannien zu erreichen.

Was den Einfall selbst betrifft, so sollte ein Heer von 100000 Mann nach Britannien hinübergeschafft werden. Dafür kamen die gewöhnlichen Transportmittel nicht in Frage. Es gab deren in ganz Frankreich nicht genug; der Handel Frankreichs war zerstört worden. Ebensowenig konnten sie gebaut werden; die Zufuhr von Bauholz u. a. war unterbunden. Und wenn man sie hätte erbauen können, wäre nicht genug Hafenraum dafür verfügbar gewesen, und wenn sie hätten verwendet werden können, hätten die Truppen nur langsam von ihnen auf der englischen Seite gelandet werden können. Der geplante Einfall mußte also notgedrungen in einer ungeheuren Anzahl kleiner Boote gemacht werden, die rasch zusammen ans Ufer gelangen konnten, so daß sofort Truppen in genügender Stärke gelandet wurden, um eine jede Heeresmacht zu überwältigen, die sich ihnen entgegenstellte. Sie konnten während eines Nebels oder einer Wind-

stille übersetzen, wenn sich Kriegsschiffe nicht bewegen konnten — und Napoleon ließ es sich angelegen sein, diese Tatsache zu betonen — aber der Erfolg wurde wahrscheinlicher, falls die Franzosen auch nur für wenige Stunden die Meerenge zu beherrschen vermochten, und er beschloß deshalb in seinem Innern, daß die Unterstützung einer angemessenen Flotte unerläßlich sei.

Aber aus diesem geplanten Handstreich auf Britannien wurde ebenfalls nichts, weil die verschiedenen Abteilungen der neuen französischen Flotte, die mit großer Mühe in den verschiedenen geschützten französischen Häfen erbaut wurde, niemals Gelegenheit hatten, sich zu einem geschlossenen Körper zu vereinigen, der mächtig genug gewesen wäre, die mit großen Schwierigkeiten in Boulogne zusammengestellte Flottille kleiner Boote zu beschützen. Denn unterdessen hatte Britannien einen weiteren Fortschritt in der Kunst des Seekrieges gemacht und hatte gefunden, daß es der beste, d. h. der billigste Weg zur Verteidigung seiner Küsten und seines Handels sei, die französische Flotte daran zu hindern, ihre Häfen zu verlassen, wo sie der „sparsamen" französischen Art zufolge meist zurückgehalten wurde; so verhinderte es die Leute daran, mit der See vertraut zu werden, während die britischen Seeleute, die ihre Schiffe oft jahrelang nicht verließen, — Nelson verließ sein Flaggschiff zwei ganze Jahre hindurch nicht — abgehärtet, zäh und so in der Handhabung der Schiffe geübt wurden, daß sie selbstverständlich überlegen waren, als es galt, Schiffe im Gefecht zu führen.

So kam es, daß in dem Kriege von 1803 von allem Anfang an die französischen Häfen blockiert wurden. Einigen Geschwadern gelang es allerdings, herauszukommen, aber diese Aus-

fälle konnten nie zeitlich so in Übereinstimmung gebracht werden, daß ein Zusammenschluß in genügender Zahl erfolgen konnte, um die Meerenge zu beherrschen, noch so geheim, daß die britischen Schiffe getäuscht werden konnten, die sofort nachfuhren. Der Schlüssel zur ganzen Lage war aber Brest, wo Napoleons Hauptflotte durch Cornwallis eingeschlossen wurde, der ihr auch nicht einen Augenblick die Möglichkeit eines Ausfalls ließ. Der Vorteil, den diese Blockade der Häfen gewährte, hing seinerseits, vom strategischen Gesichtspunkt gesehen, von einem anderen Unterschied ab, der damals zwischen Meer und Land bestand. Auf dem Lande gibt es, außer in undurchschreitbaren Wüsten, überall Menschen, und ein Heer kann sich nicht auf weite Entfernungen bewegen, ohne daß seine Gegenwart bekannt wird, während auf dem Meer und besonders auf dem Ozean, eine Flotte große Entfernungen durchfahren kann, ohne daß irgend jemand ihre Bewegungen verfolgen kann. Wir haben davon ein Beispiel sogar im Mittelmeer gesehen, als Napoleon nach Ägypten fuhr. Wegen ihrer Lage jenseits des Ozeans wurden die Westindischen Inseln zuerst als Sammelplatz für die einzelnen Geschwader der französischen Flotte ausersehen, aber die Zurückhaltung der Abteilungen in ihren Häfen nötigte Napoleon zu dem Versuch, seine Schiffe in dem Busen von Biskaya zu vereinigen, wo diese Vereinigung bekannt werden mußte und entsprechende Anweisungen für die britische Flotte zur Folge hatte. Villeneuve entkam allerdings mit einem der Geschwader aus Toulon und erreichte Westindien, aber keine der anderen Divisionen schloß sich ihm an. Statt dessen wurde er sofort von Nelson verfolgt, der so gut wußte, was das Ergebnis einer solchen Verfolgung sein würde, daß er nicht nur erriet, Villeneuve werde sofort zurückkehren,

sondern sogar auf welchem Weg er zurückkehren werde. Indem er einen anderen Weg wählte, auf dem er die Westwinde mit größerem Vorteil benützte, war Nelson mit seiner Flotte in europäischen Gewässern, um die Franzosen zu erwarten. Villeneuve machte einen letzten Versuch, sich mit der Flotte von Brest zu vereinigen, aber sein Mut verließ ihn, und er segelte südwärts gegen Kadiz. Dann sah Napoleon ein, daß ein Einfall in Britannien aussichtslos sei, und er entfernte seine Truppen aus Boulogne, wo sie lange genug gewartet hatten.

Erst drei Monate, nachdem die Gefahr eines Einfalls tatsächlich vorüber war, wurde die Seeschlacht von Trafalgar geschlagen. Sie wurde geschlagen, weil Villeneuve Mißerfolg gehabt hatte; er wurde abgesetzt, und da er das vor der Ankunft seines Nachfolgers erfuhr, der die Flotte wieder in das Mittelmeer bringen sollte, entschloß er sich, jede Gefahr auf sich zu nehmen und selbst die Flotte durch die Straße von Gibraltar zu führen. Aber Nelson lag auf der Lauer, und indem er einen großen Teil der französischen Flotte zerstörte, verhinderte er eine Wiederkehr der Drohung mit einem Einfall.

So wurde das Meer von den Männern, die es kannten, als eine Schutzwehr gegen solche benützt, die, wie Villeneuve, sich damit nicht so vertraut fühlten wie ihre Gegner, oder solche, die wie Napoleon unfähig waren, die besonderen Vorbedingungen des Seekrieges zu begreifen; während eines Jahrhunderts wurde Britannien kein einziges Mal mehr mit einem Einfall bedroht.

4. Napoleon konnte also kein Heer über den Kanal schaffen und mußte versuchen, den Ozean zu Land zu erobern. Um das zu tun, mußte die ganze Welt, soweit sie überhaupt zählte, gegen Britannien vereinigt werden, und er machte sich daran, Europa seinem Willen zu unterwerfen. Schon an dem Tag,

wo bei Trafalgar gekämpft wurde, waren seine Truppen weit in das Herz Europas vorgedrungen, und wenige Tage später lag Österreich zu seinen Füßen. Preußen unterlag zu Ende des Jahres 1806.

Schließlich wurde der Kampf zu einer Frage der Hilfsmittel — der angesammelten Energie. Napoleon trachtete danach, Britannien von allem Gewinn auszuschließen, der auf den Märkten des Festlandes gemacht werden konnte; sogar nichtbritische Schiffe, die von Britannien kamen, wurden gekapert. Britannien versuchte, Frankreich und seine Eroberungen von allem Seehandel auszuschließen, außer die Schiffe kamen aus einem britischen Hafen und hatten ihm Abgaben entrichtet. Im Jahre 1807 war das britische Vorgehen am erfolgreichsten, denn Napoleon war damit beschäftigt, Rußland in die Front der übrigen europäischen Staaten zu bringen und er hatte keine Soldaten verfügbar, um den französischen Edikten Geltung zu verschaffen; währenddessen wurden die Flotten Dänemarks und Portugals infolge britischen Zuredens zurückgezogen, ehe diese Länder endgültig von französischen Truppen überwältigt worden waren.

Als Napoleon endlich über ganz Europa außer über Schweden und die Türkei Macht erlangt hatte, schien die Lage Britanniens viel hoffnungsloser, aber es erklärte nur, daß aller auswärtige Handel durch Britannien gehen müsse und daß Abgaben bezahlt werden müßten; das setzte es auch mit Hilfe seiner Flotte durch. So wurde nicht nur Britannien gestärkt, indem es seine Prozente vom gesamten europäischen Außenhandel nahm, sondern es versuchte auch, Napoleon auf zweierlei Art zu schwächen. Erstens lag es im Interesse der nordeuropäischen Völker, mit Britannien Handel zu treiben, sogar trotz den von Britan-

nien eingeführten Einschränkungen; Verkehr fand doch statt, und Napoleon entfremdete sich die Sympathien dieser Völker, indem er mit Hilfe seiner Truppen den ungesetzlichen Handel unterband. Zweitens sah sich Napoleon durch die Notwendigkeit, Britanniens Handel mit Nordeuropa zu verhindern, dazu gezwungen, seine besten Truppen entlang einem Gürtel von etwa 80 Kilometern längs der Küste zu zersplittern, und das hinderte ihn daran, genügende Truppenmacht zur Abwehr des englischen Angriffs auf die Iberische Halbinsel zu entsenden.

Er sah sich einem unlösbaren Dilemma gegenüber. Wenn er seine Truppen aus Nordeuropa zurückzog, um Britannien in Spanien entgegenzutreten, dann fuhr Britannien fort, seine Hilfsquellen im Norden durch Handel mit dem Norden zu erneuern. Wenn er seine Truppen im Norden behielt — was er auch wirklich tat — hatte er nicht genug Leute, um die Briten aus Portugal zu vertreiben. Seine Vorräte an Menschen waren weit zerstreut und konnten wenig ausrichten. Frankreich wurde ärmer und ärmer; alle Gebrauchsgegenstände wurden teurer, je näher sie an Frankreich herangebracht wurden, denn sie waren leichter einzuführen und deshalb billiger, je mehr die Entfernung von Frankreich zunahm.

Sogar der militärische Angriff, der Napoleon zu Fall brachte, war eine unmittelbare Folge der Politik, die ihm durch die Tatsache aufgezwungen worden war, daß Britannien eine verteidigte, gegen den Ozean offene Insel ist; denn Rußland, das weit von Frankreich entfernt ist, war zwar damit einverstanden, die britische Schiffahrt auszuschließen, nicht aber damit, britische Güter auszuschließen, sofern sie von anderen Schiffen eingeführt wurden. Das war für Napoleons Pläne vernichtend; ein Streit entstand daraus, die verhängnisvolle Expedition nach

Rußland war die Folge. Die Regierungen von Preußen und Österreich, vom ganzen Volke unterstützt, faßten wieder Mut. Napoleon fuhr fort, an Boden zu verlieren, denn seine Energiequellen, sowohl die menschlichen als die materiellen, waren erschöpft. Schließlich zogen die Verbündeten in Paris ein und das Spiel war aus. Die Macht über das Weltmeer hatte sich als zu stark erwiesen.

XII

DER WALD / I. RUSSLAND

In den beiden letzten Kapiteln haben wir gesehen, wie die Entdeckung des Ozeans den Geist derer anregte, die am äußeren Rande von Europa wohnten, und wie diese Völker instand gesetzt wurden, die von der Entdeckung geschenkten Vorteile auszunützen, so daß die natürlichen Einheiten, die an den Ozean grenzten, vermehrte Bedeutung gewannen. Der Anreiz regte entweder die Kristallbildung in diesen Einheiten an oder beschleunigte doch stark den Vorgang und verstärkte das Ergebnis. Diese Entdeckung des Ozeans durch die westlichen Nationen und alles, was sie mit sich brachte, folgte ganz natürlich einerseits aus der Berührung mit den Stämmen der Ebene und andererseits mit den Arabern und den Völkern, die von den Arabern zum Islam bekehrt worden waren.

Bevor wir die Geschichte weiterführen, müssen wir aber rückwärts blicken und betrachten, wie andere europäische Staaten dazu kamen, ihren Platz unter den Mächten einzunehmen. Um das zu verstehen, müssen wir noch eine andere wichtige geographische Grundlage ins Auge fassen: den „Wald“ und seine Eigentümlichkeiten. Es gibt viele Arten von Wäldern, aber sie gleichen sich alle in gewisser Hinsicht. 1. Sie sind nicht

leicht zu durchqueren, aber sie können doch leichter von einzelnen Menschen oder kleinen Scharen durchquert werden als von großen Scharen, von Leuten zu Fuß als von Leuten zu Pferd; so unterscheiden sie sich grundsätzlich von den Grasländern, wo, wie wir gesehen haben, die Fortbewegung in jeder Richtung leicht ist, und wo es einen gewissen Vorteil bedeutet, in großen Zahlen sowohl zu leben als zu wandern. 2. Der Wald kann stellenweise gelichtet werden und Niederlassungen können gegründet werden, die der umliegende Wald schützt, aber es ist unter primitiven Verhältnissen schwierig, große Niederlassungen rasch erstehen zu lassen; wenn der Wald natürlichen Reichtum an Früchten hat, besteht kaum ein Grund, Niederlassungen zu gründen oder Besitztümer anzuhäufen. 3. In diesen Niederlassungen wird eher Landwirtschaft als Viehzucht getrieben werden; das Vorhandensein von Wald beweist, daß im Laufe des Jahres keine ausgesprochenen Dürreperioden vorkommen, daß man also Ernten erzielen und dem Boden mehr abgewinnen kann, als das im trockenen Grasland möglich wäre. 4. Als Ergebnis von alledem wird die Bevölkerung meist dünn und zerstreut sein und die vorhandenen landwirtschaftlichen Gemeinschaften werden die Neigung haben, sich nach außen abzuschließen und sich mißtrauisch gegen Fremde zu zeigen.

So sind also die Lebensbedingungen anders, als irgendwelche, die wir bisher beobachtet haben. In keinem der Länder, wo eine Frühblüte der Kultur entstand, gibt es große Niederschlagsmengen, oder wachsen Bäume in solcher Anzahl, daß dadurch die Fortbewegung beträchtlich gestört wird, oder daß sie den Niederlassungen in den Lichtungen Schutz bieten.

Nun zerfällt aber die große Ebene der Welt, wenn sie auch auf einer Höhenkarte eins zu sein scheint, in Wirklichkeit in

zwei Teile, je nach dem Vorhandensein oder dem Fehlen von Wald. Der nördliche und nordwestliche Teil der Ebene, der unter dem Einfluß westlicher Winde steht, ist etwas feuchter als die südlicher und östlicher gelegenen Teile. Da sie auch im Sommer kühl sind, besteht weniger Verdunstung. Während so der südliche und östliche Teil nur Gras hervorbringen können, sind die nördlichen und westlichen Teile Waldland. Nadelwälder bedecken die Gebiete, die trockene Winterkälte haben, Laubwälder aber überwiegen in den gemäßigteren westlichen Teilen südlich und südwestlich der Ostsee. Hier ist also ein weites Gebiet, das schwer zu durchqueren, schwer zu regieren, schwer zu einem zusammenhängenden Ganzen zu vereinigen ist, so daß es erst verhältnismäßig spät in der Geschichte Bedeutung erlangt.

Wir erinnern uns, daß unter den Stämmen, deren Bewegungen zur Zeit des Zusammenbruches des Weströmischen Reiches offenkundig wurden, auch die Slawen waren. Die Bewegungen dieser Völker, wie die der germanischen Stämme, wurden durch Druck aus dem ferneren Osten mehr als durch eigenen Wunsch nach Ortswechsel oder einen Anstoß durch ihre nächste Umgebung hervorgerufen, und es ist nicht wahrscheinlich, daß sie sich weit fortbewegten. Wie dem auch sein möge, ließen sie sich schließlich in dem Gebiet zwischen der Ostsee im Norden und den Balkanländern im Süden nieder, teils in der Ebene, teils im Hügelland. So wurden sie durch spätere Einbrüche der Nomaden aus dem Osten in zwei Teile getrennt, die sich an die Länder in der Mitte hielten. Von den Südslawen, die im Hügellande blieben, haben wir schon gesprochen; hier haben wir es mit den Nordslawen in den Wäldern zu tun.

In diesem Waldland der Nordslawen finden nomadisierende

Hirtenvölker Verhältnisse, mit denen sie nicht vertraut sind und in denen sie sich nicht zurechtzufinden wissen. Hierher kamen die Awaren und die anderen Nomaden nie, und die Nordslawen fanden ein gewisses Maß von Schutz auf Lichtungen inmitten des Nadelwaldes, die verhältnismäßig leicht anzulegen waren. Als abgeschiedene und vereinzelte Gemeinschaften, die weit nordwärts und außer Fühlung mit den anregenden Einflüssen gelegen waren, die sich rings um das Mittelmeer entwikkelt hatten, brauchten sie natürlich lang, um ihren Platz in der zivilisierten Welt einzunehmen, und der erste Ansporn ging, wie nicht anders zu erwarten, vom Meer aus.

Um 800 waren infolge der Ausdehnung des großen Germanischen Reiches, von dem wir nächstens sprechen werden, die Bewohner des jetzigen Dänemark und Skandinavien zu tätigem Dasein aufgerüttelt worden. Karls des Großen Besiegung der Sachsen hatte die Aufmerksamkeit dieser nordischen Völker zwangsweise nach Süden gelenkt. Zum Teil wurde ihr Geist durch Gier nach reicher Beute angeregt; andere hatten Vorstellungen von nordischen Königreichen, wo es nur kleine Gemeinschaften gegeben hatte, wo aber diese Gemeinschaften deshalb klein und vereinzelt geblieben waren, weil an keiner Stelle Nahrungsmittel in genügender Menge erzeugt werden konnten; die jüngeren Männer waren an den Gedanken gewöhnt, das elterliche Heim zu verlassen; sie waren auch alle an Gefahr und Entbehrungen gewöhnt, unter denen sie das Lebensnotwendige zur See oder zu Land gewinnen mußten. Sie waren daran gewöhnt, für sich selbst und vereinzelt oder mit wenigen Anhängern zu denken und zu handeln; viele waren fähig, zu führen und wenige geneigt, geführt zu werden. So entstand denn zwei Jahrhunderte lang ein Auszug dieser Nordmänner oder Normannen,

die auf Entdeckung und Kampf auszogen, Niederlassungen gründeten und England wie anderen Staaten Dynastien lieferten.

Während sie in allen anderen Ländern zunächst zerstörend wirkten, war ihr Einfluß in den weniger zivilisierten Gebieten, wo die Nordslawen wohnten, von Anfang an aufbauend. Novgorod, der von diesen Seeleuten am ersten erreichte Mittelpunkt, überflügelte alle anderen Niederlassungen im Walde, und das Gebiet, das dem Herrscher in Novgorod unterstand, wuchs allmählich, bis sich Rußland südwärts bis zu der Savannenlandschaft am Rand des Waldgebietes ausdehnte. Weiter dehnte es sich nicht aus, aber hier geriet es in Fühlung mit der byzantinischen Kultur und der griechischen Kirche, so daß das Volk von beiden beeinflußt wurde.

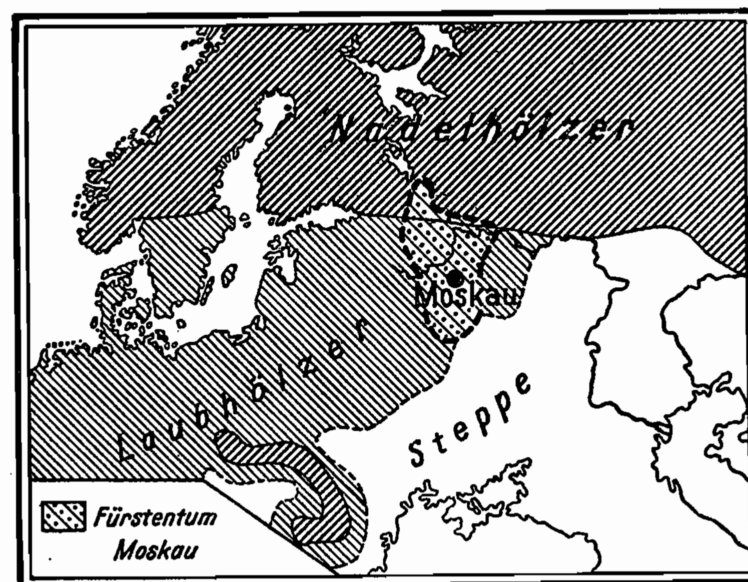
Innerer Zwiespalt, der in Waldländern mit erschwertem Verkehr natürlich ist, ließ den Staat im elften Jahrhundert in zwei Teile zerfallen, und von den beiden Teilstaaten hatte abwechselnd der eine und der andere das Übergewicht; aber das sie verbindende Band war locker, wie nicht anders zu erwarten ist. Späterhin gerieten sie mehr oder minder unter die Herrschaft der Mongolen. Sogar diesem furchtbaren Volk gelang es aber nicht, da es ein Volk von Reitern war, bis zu dem alten Mittelpunkt Novgorod durchzudringen; und hier inmitten des Waldes erhielt sich auch weiterhin die eigentliche Kernzelle Rußlands, wie sich die Kernzelle Spaniens in den Pyrenäen erhalten hatte, unter Verhältnissen, mit denen die berittenen Mohammedaner nicht vertraut waren. Durch das nie eroberte Rußland im Norden, nahe den Grenzen des Waldlandes angeregt, aber noch innerhalb des Waldlandes befindlich, erwuchs mit dem Zerfall der mongolischen Herrschaft der Moskowiterstaat um den Mittelpunkt Moskau, der als Vermittlungsstelle zwischen den Mon-

golen außen und den Russen innen wirken konnte, die durch den Druck von außen zur Einigung gezwungen wurden. Schließlich schüttelte der Moskowiterstaat das Joch der Mongolenherrschaft ab und wurde zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der Mittelpunkt eines wirklich unabhängigen zentralisierten Rußlands. Nachdem eine starke Zentralregierung errichtet war, dauerte es nicht lange, bis man zu der Einsicht kam, daß die Stärke des Steppenvolkes in seiner Einheit und Beweglichkeit lag, daß aber eben diese Beweglichkeit zu einer Quelle der Schwäche werden könnte, da sie eine Folge des Umstandes war, daß es keinen bestimmten Mittelpunkt hatte. Wenn es einer zentralisierten festgegründeten Macht gelänge, eine Heeresmacht zu organisieren, um diesen Nomaden entgegenzutreten, könnten sie wenigstens unter dessen Oberherrschaft gebracht werden. Das geschah; innerhalb von fünfzig Jahren wurde der größere Teil des Steppenlandes, des jetzigen Südrußland, unter russischer Herrschaft organisiert, und zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts wurde diese Herrschaft über die weiten Ebenen Zentralasiens ausgedehnt, die bisher eine drohende Gefahr für alle Kulturgebiete an den Grenzländern gewesen waren. Elemente, die bis dahin während des ganzen geschichtlichen Verlaufes als Störung auf die Kultur gewirkt hatten, wurden endlich unschädlich gemacht und weiterhin so organisiert, daß sie aus Mitteln der Zerstörung zu Quellen der Energie wurden.

So hat also Rußland die ganze Ebene von dem Waldlande im Norden aus organisiert; indem es das Gebiet, wo die Nomaden das Land verheert hatten, allmählich mit Niederlassungen bedeckte; indem es durch Bewässerung Landesteile zur Landwirtschaft geeignet machte, wo Hirtenvölker kaum die nötige Weide für ihre Viehherden hatten finden können; indem es Bahn-

linien durch ein Land legte, das Mangel an Bausteinen hat und in dem deshalb keine Straßen angelegt werden konnten, und indem es das ganze Leben vieler verschiedener Völkerschaften in Moskau statt in Petersburg zusammenfaßte.

Da es die Mitte von Eurasien, dem großen Festland, ein-



Die Lage und Ausdehnung des Fürstentums Moskau

Die Skizze zeigt Lage und Ausdehnung Moskaus im 14. Jahrhundert und die Beziehungen des Staates zu den Waldgebieten.

nimmt, ist Rußland, außer in dem unwirtlichen eisgebundenen Norden, vom Ozean abgeschnitten, und die auswärtige Politik des Landes ging zwei Jahrhunderte lang vor allem darauf aus, den offenen Ozean zu erreichen; bald durch den Finnischen Golf und die Ostsee; bald durch den Bosporus und das Mittelmeer; bald durch Afghanistan und Persien; bald südlich seiner

fernöstlichen Grenze am Pazifischen Ozean; aber bis zum heutigen Tage ohne rechten Erfolg, denn die westlichen Staaten hatten sich eher in feste Formen kristallisiert und gen Süden und Osten liegt die große und fast unüberschreitbare Gebirgsschranke. Aber mit weiten Gebieten, die in der Lage sind, eine große Bevölkerung zu ernähren und die noch leer stehen, mit einem Landgebiet, das schon so organisiert worden ist und wieder so organisiert werden kann, daß es sich selbst genügt; im Herzen der Alten Welt gelegen und Menschen hervorbringend, die tapfer und hart sein müssen, um das Klima zu ertragen, ist dieses Zentralland Rußland, wenn auch uneinig, im wesentlichen Eines und ist noch nicht am Ende seiner Hilfsquellen angelangt.

II. DEUTSCHLAND

Es bleibt noch der nördliche Teil Mitteleuropas oder der europäischen Halbinsel, der ungefähr mit Deutschland zusammenfällt. Hier sind die geographischen Verhältnisse überaus verwickelt und natürlich sind es die geschichtlichen nicht minder.

1. Die am meisten hervorstechende geographische Tatsache ist, daß dieses Gebiet zentral gelegen ist, — nicht zentral nur in dem Sinne, daß eigentlich die große Ebene die Zentrallandschaft ist. Diese hat allerdings auf allen Seiten Land außer im Norden, sie war aber durch große Hochländer so von allen Ländern im Osten und im Westen abgeschnitten, auf die es ankam, daß wenn auch von Zeit zu Zeit die Stämme der Ebene in die Grenzlande vordrangen, doch so gut wie keine Rückstoßbewegung stattgefunden hat, bis Rußland aus dem westlichen Waldland emportauchte. Sogar Rußland ist während des größeren Teils

seiner Geschichte nur durch drei Tatsachen von außen beeinflußt worden: durch die Normannen aus dem Nordwesten, die byzantinische Kultur und Kirche aus dem Südwesten und die Wanderstämme aus dem Südosten. Das zentrale Kernland Nordeuropas hingegen ist durch viele Anreize aus den verschiedensten Richtungen beeinflußt worden. a) Es nahm die verschiedenartigen Einflüsse auf, die von den zivilisierten Ländern im Süden und Westen ausgingen, von der Zeit des Römerreiches an. b) Es ist nicht einmal, sondern vielmals und in den verschiedensten Arten durch die Einwirkungen beeinflußt worden, die von dem Meer im Norden und von dem Ozean jenseits des Meeres ausgingen. c) Es ist beeinflußt worden aus dem Osten, nicht nur durch die Wanderstämme der Ebene, sondern durch die Barbaren aus Kleinasien. Diese Einflüsse haben nicht nur ein- oder zweimal gewirkt, sondern fast unaufhörlich seit römischer Zeit und haben beständig ihre Form gewechselt.

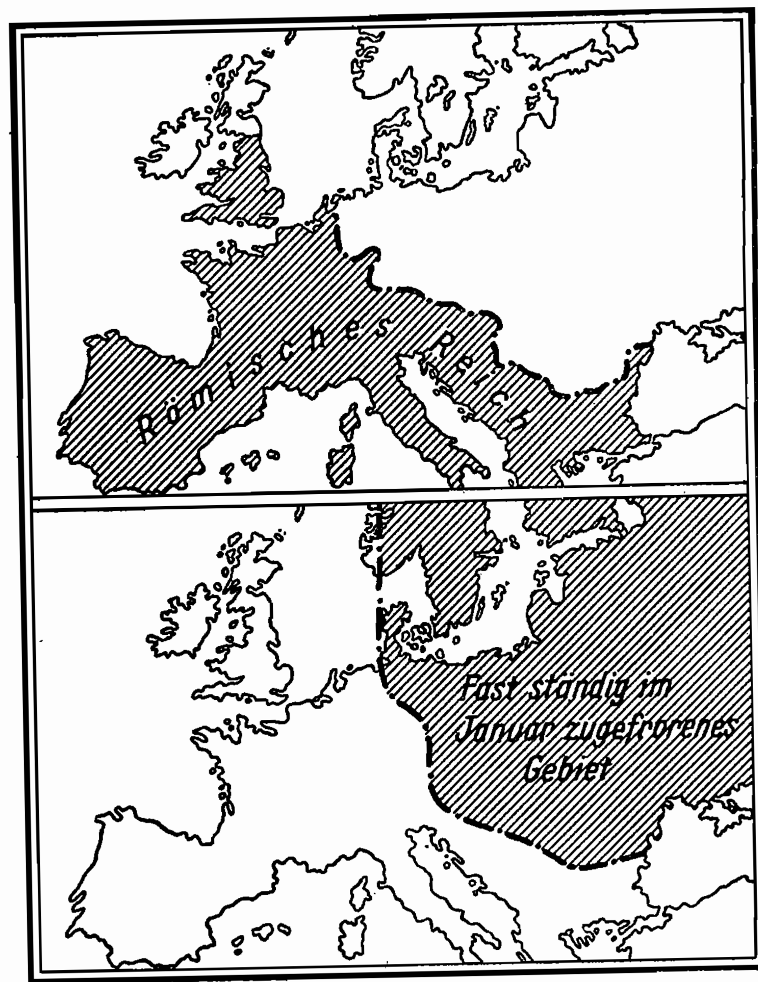
2. Das Bodenrelief ist sehr verwickelt. Das westliche Ende der Ebene erreicht gerade das offene Meer. Südlich von dieser ebenen Zunge steigt das Land, aber es gibt beträchtliche Gebiete, deren Niveau unterhalb des allgemeinen liegt, einige verhältnismäßig enge Täler, andere, die man Ebenen nennen kann, wie das sich von Basel bis nördlich Frankfurt erstreckende, durch das der Rhein fließt. Als Gegensatz dazu gibt es Hochländer, mehr oder minder ausgedehnt und erhöht, wie den Schwarzwald oder die Ränder von Böhmen. Diese Reliefeinheiten haben sehr verschiedene Größen. Sie sind nicht alle so klein wie die von Griechenland, sondern groß und klein, und das Ergebnis ist eine Vielfältigkeit der Lebensbedingungen, die nicht auf Einheit hinwirkt.

3. Aber diese Vielfältigkeit des Lebens tut es nicht allein; es

gibt eine solche Vielfältigkeit auch in Italien, doch Hochländer und Tiefländer sind in der italienischen Halbinsel so angeordnet, daß Rom einen natürlichen Mittelpunkt bildet. Im Kernland Nordeuropas gibt es keinen einzigen Mittelpunkt, der mit Rom in der klar ausgeprägten italienischen Halbinsel verglichen werden könnte, noch weniger mit Paris oder London. Rom mag vielleicht nicht der ideale Mittelpunkt für das moderne Italien sein, aber es gibt keinen anderen ihm vergleichbaren. In Deutschland gibt es viele Mittelpunkte, aber keinen einzigen, der unter allen Umständen bedeutender wäre als die übrigen. Unter wechselnden Verhältnissen und wenn das Gebiet verschiedenen Anreizen ausgesetzt war, ist manchmal der eine, manchmal der andere von überwiegender Bedeutung gewesen; aber keiner wurde so übermächtig und erlangte so viel geschichtliches Schwergewicht, daß ihm auch unter veränderten Umständen seine Stellung als der Mittelpunkt gesichert gewesen wäre. Frankfurt im Nordwesten, München im Südwesten, Wien im Südosten, Berlin im Nordosten haben sich alle zeitweilig als befriedigende Mittelpunkte bewährt.

4. In frühen Zeiten dehnte sich der Wald, in dessen Mitte Rußland entstand, auch über die nördliche Ebene und über einen beträchtlichen Teil des Hochlandes im Süden aus. Solang er bestehen blieb, wirkte er dahin, Gemeinschaften auseinanderzuhalten und förderte ebenso wie die anderen schon erwähnten geographischen Verhältnisse die Neigung zum Auseinanderfallen. Dieser Wald wurde im Osten längere Zeit hindurch als im Westen fast in seinem natürlichen Zustand belassen, mit dem Ergebnis, daß der Westen ziemlich lang vor dem Osten organisiert wurde.

5. Im großen und ganzen ist es im Winter ein viel kälteres



Das römische Reich und die Winterkälte

Die Römer vermieden übermäßige Kälte.

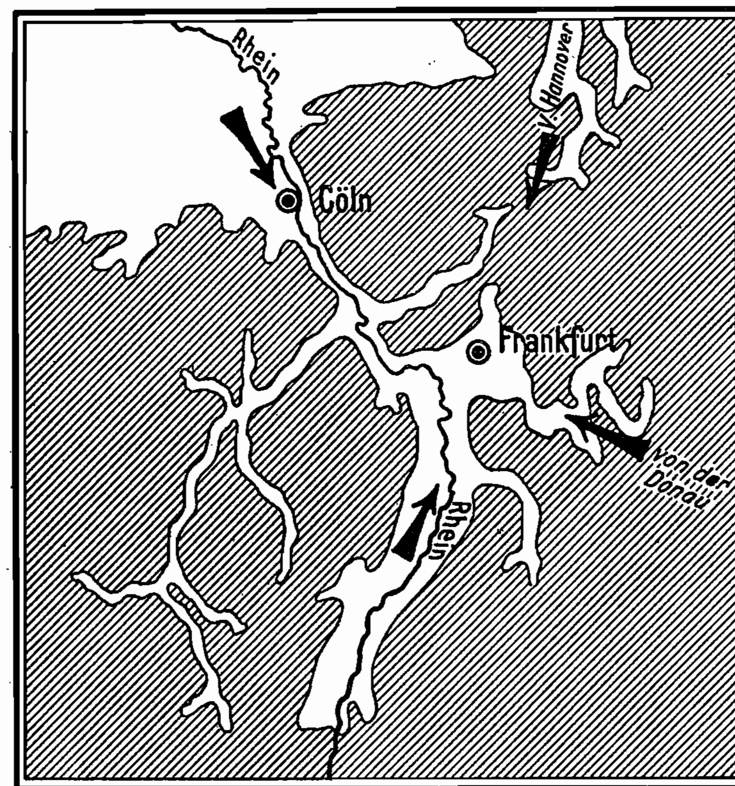
Land als irgend eines von denen, die wir bisher besprochen haben, ausgenommen die Ebene. Alle anderen Länder kennen wohl Kälte, aber andauernde Kälte ist eine Ausnahme. In Deutschland und besonders in Ostdeutschland bleibt das Land längere Zeit hindurch gefroren.

Ohne klar vorbestimmten Mittelpunkt, von allen den Völkern rings umschlossen, auf die es in der Geschichte ankam, mit ausgesprochenen Verschiedenheiten und Eigentümlichkeiten, in vielen Teilen von Menschen mit abweichenden Lebensanschauungen bewohnt, den von allen Seiten einwirkenden äußerlichen Anreizen offen, die verschieden auf eine jede Einheit einwirkten, ist dieses Kernland der europäischen Halbinsel nur dann eine Einheit gewesen, wenn die Regierung stark war.

Es wurde außerhalb des Römischen Reiches liegen gelassen, teils weil der Wald schwer mit einer Streitmacht zu durchdringen war und teils, weil das Land im Winter kälter war als alle, an die die Südeuropäer gewöhnt waren. So wurden diese Gemeinschaften, die teutonischen im Westen und die slawischen im Osten, obwohl sie mehr oder weniger unabhängig in ihren Waldlichtungen lebten, doch jahrhundertelang durch jenes Reich beeinflußt, von dem Ideen zu ihnen durchsickerten, nicht zuletzt die Idee der Zentralregierung und solche greifbare Erzeugnisse der Zivilisation wie Kleidung und Waffen.

Mit dem Schwächerwerden der römischen Macht und dem zunehmenden Druck der Wanderstämme aus der Ebene wurden die teutonischen Völker als die ersten teils verlockt, teils genötigt, in die Länder vorzudringen, die eine römische Oberherrschaft anerkannten und die verhältnismäßig reich waren, weil die Pax romana eine Anhäufung von Reichtum ermöglicht hatte. Die Sachsen fuhren über das Meer nach Britannien; die Fran-

ken erlangten Macht in Gallien, ohne ihre Heimat in der Umgegend des jetzigen Frankfurt ganz aufzugeben; die Burgunder siedelten in das Rhonetal über; während Goten, Vandalen und Lan-



Die Lage Frankfurts

Vier große Wege laufen in Frankfurt zusammen.

gobarden verschiedene Teile der mittelmeerischen Küstenländer überrannten. Diese letztgenannten Völkerschaften verloren sich früher oder später unter den Völkern, die sie zeitweilig unterworfen hatten, aber die Franken, die nicht alle ihre alte Hei-

mat und damit die Verhältnisse, mit denen sie vertraut waren, verlassen hatten, konnten vieles von ihren alten Sitten und Gebräuchen erhalten, während sie doch viel durch die Nähe des Römerreiches gewannen. Man beachte die Lage des Heimatlandes der Franken: es befand sich in dem Teil des Rheintales, das um die Städte Mainz und Frankfurt liegt. Hier ist ein fruchtbares und verhältnismäßig warmes Land, mit Tiefländern, die der Fortbewegung günstig sind und die sich in vier Richtungen ausdehnen — nordwestlich den Rhein abwärts bis zu den offenen Ebenen des Niederrheins und des Rheindeltas, nordöstlich durch die Wetterau gegen das jetzige Hannover und damalige Sachsen, östlich durch das Maintal in das Donautal und nach Bayern und südwärts das Rheintal aufwärts nach Schwaben. Es ist kein Zufall, daß diese Franken, teils innerhalb, teils außerhalb des Römerreiches, die ersten unter den teutonischen Völkern waren, die sich die Organisation eines Landgebietes angelegen sein ließen, das bisher noch nicht ernstlich in Betracht gekommen war. Auf dem Wege durch das Tal des Niederrheins ergossen sich die Franken zuerst in der Richtung auf die Sitze der römischen Zivilisation in Gallien und dehnten dann ihre Macht über die anderen teutonischen Völker aus, die nicht so zentral gelegene Sitze innehatten, wie sie. Zweimal errichteten die freiheitlich gesinnten Franken einen Staat, teils in Gallien, teils in Germanien, einmal unter Chlodwig auf den Ruinen der römischen Macht und späterhin, als dieser erste in Verfall geraten war, unter Pippin, Karl Martell, Pippin II. und Karl dem Großen, die den Staat auf einem stärkeren Unterbau als je zuvor aufrichteten. Durch die römische Kirche zum Christentum bekehrt, wiesen die Franken unter Karl Martell den Ansturm der Araber auf Westeuropa zurück und wurden zu Vorkämpfern des

Christentums, und nachdem sie als solche vom Papst anerkannt worden waren, — der geerbt hatte, was von der Autorität Roms übrig geblieben war, — gründeten sie ein anderes Reich, das einen großen Teil seiner Macht dieser Anerkennung verdankte. Karl der Große verlieh diesem Reich große Gewalt und dehnte es nach Süden aus, um die Lombardei und die Pyrenäen einzubeziehen, wie auch nach Osten und Südosten. Aber diese Ausdehnung war eine Quelle der Schwäche. Zunächst brachte die Ausdehnung die fränkische Macht in Fühlung mit den Skandinaviern, und dadurch erhielten die skandinavischen Völker einen Anstoß zur Bewegung nach außen, woraus der Angriff der heidnischen Normannen auf alle Küsten der europäischen Halbinsel hervorging, so daß eine Zeitlang die Christenheit von allen Seiten durch Feinde eingeschlossen war. Solange das Frankenland im Rheintal das einzige Gebiet außerhalb dessen war, das einst zum Weströmischen Reich gehörte, hatten die starken und männlichen Franken alle Anwartschaft darauf, als Führer an der Spitze zu stehen; aber nachdem auch andere Länder mit ihren vielen verschiedenartigen Lebensverhältnissen in den Bannkreis der zivilisierten Welt geraten waren, wurde die Bildung von kleineren Staaten stärker angeregt. Sogar vor der Zeit Karls des Großen hatte sich die natürliche Neigung zur Spaltung zwischen Gallien und dem Lande der Franken gezeigt; solange Karl der Große lebte und noch eine Zeitlang nachher blieb das Fränkische Reich als Ganzes bestehen, aber einige Jahre später zerfiel es zuerst in drei und dann in vier Teile, von denen zwei dem jetzigen Frankreich und Deutschland entsprachen, wenn sie auch nicht genau damit zusammenfielen; die beiden anderen waren Burgund und Norditalien, dessen westlichster Teil die Lombardei war. Burgund und die Lombardei wurden in einer

späteren Entwicklungsstufe des Reiches wieder mit dem deutschen Gebiet vereinigt, aber der wesentliche Teil von Burgund — das Saone-Rhone-Tal — wurde schließlich von Frankreich einverleibt, während Norditalien lange ein Teil des Reiches blieb und mit ihm unter dem Mangel an Zentralisation litt.

Die natürliche Neigung zum Zerfall, die Gebieten mit verschiedenen geographischen und deshalb auch geschichtlichen Verhältnissen eigen ist, zeigt sich noch deutlicher innerhalb des deutschen Gebietes, für das der Titel Kaiserreich beibehalten wurde, weil es die Landesteile in sich begriff, die einst die germanischen oder fränkischen Regierungsmittelpunkte gewesen waren.

1. Nach dem Erlöschen des Karolingischen Hauses war keine einzelne Macht fähig, zum Nachfolger der Franken zu werden und die übrigen zu beherrschen. Schließlich wurde ein Kompromiß geschlossen: die Wahl eines Kaisers wurde in die Hände eines Kollegiums von Wählern gelegt. Die Organisation Deutschlands zu einem Ganzen ist bedeutend verzögert worden, weil die Kräfte, die auf Zerfall hinarbeiteten, — teils geographischen, teils geschichtlichen Ursprungs, — und die Zustände hervorbrachten, die das Wahlkaisertum herbeiführten, eben durch diese Einrichtung noch größeres Gewicht erlangten; denn sie bedeutete einerseits eine Anerkennung dieses Mangels an Einheit und andererseits eine Garantie dafür, daß die organisierte Uneinigkeit fortdauern werde. Ein Kaiser, der seine Wahl der Gnade von Herrschern anderer Staaten verdankt, die dem seinigen an Bedeutung gleich oder überlegen sind, ist nur Kaiser auf Ruf und Widerruf, und nachdem die Zentralgewalt so geschwächt war, konnte das Kaiserreich meist nur dem Namen nach ein Kaiserreich sein. Eine Zeitlang konnte ein Mann oder eine Familie die übrigen genügend überragen, um sich die Wahl zu sichern und ein starkes Regiment zu führen; aber diese Fähigkeit zu herrschen hing nicht so sehr davon ab, daß er Kaiser war, als daß er als unabhängiger Herrscher über eine genügende Hausmacht verfügte und das durch seine Wahl bewiesen hatte. Das Wahlkollegium erhielt sich durch die Jahrhunderte; einige der Kurfürsten waren geistliche Herren, Vertreter alter Kräfte unter neuen Verhältnissen, andere weltliche, gewissermaßen Vertreter der größeren natürlichen Einheiten; sie alle teilten unter sich die wirkliche Macht und ließen nur einen Schein davon für die dem Namen nach oberste Gewalt übrig.

So folgten auf die Franken die Sachsen und auf die Sachsen die Hohenstaufen oder das Haus Schwaben; dann kam nach einer Zwischenzeit, in der überhaupt kein Kaiser gewählt wurde, das österreichische oder habsburgische Haus in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts obenauf und blieb an der Spitze bis vor einem Jahrhundert. Schließlich ergriff Preußen die Führung. Jeder Kaiser regierte, soweit er überhaupt regierte, von seinem Familienstammsitz aus. Wir haben gesehen, daß es in Deutschland keinen natürlichen Mittelpunkt gibt, der etwa Paris oder London vergleichbar wäre. So waren die Kaiser nicht wie die englischen Könige genötigt, von einem bestimmten Mittelpunkt aus zu regieren. In Britannien und Frankreich hat es verschiedene Dynastien gegeben, aber es bestand keinerlei Zweifel darüber, wo der Sitz der Regierung sei, seit Winchester hinter London und Laon hinter Paris zurückgetreten war. Jakob kam eigens von Schottland herbei, um in London König zu sein. London und Paris haben eine Überlieferung hinter sich. In Deutschland gibt es nicht nur keinen natürlichen Sammelpunkt, sondern die bloße Tatsache, daß schon von verschiedenen Sitzen aus regiert worden ist, bringt es mit sich, daß es an keinem

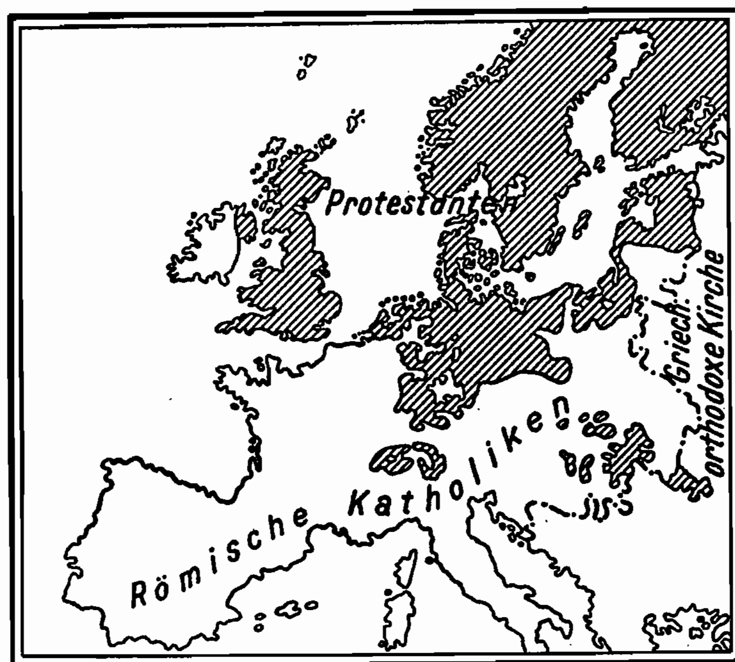
von diesen eine zusammenhängende Überlieferung gibt und daß dennoch mehrere den Anspruch erheben können, als der politische Mittelpunkt und eigentliche Regierungssitz Deutschlands betrachtet zu werden.

2. Außerdem war die Methode, durch die ein Kaiser nach der Wahl seine Herrschaft durchsetzen sollte, einerseits durch Kräfte des Zwiespalts bestimmt und andererseits unterstützte sie diese Kräfte noch weiter. Es gab keine kaiserliche Steuerhoheit, es konnten also auch keine Truppen besoldet werden, die dafür gesorgt hätten, daß des Kaisers Befehle sowohl innerhalb als außerhalb des Reiches befolgt worden wären. Statt dessen wurde das Feudalsystem hier noch weiter entwickelt als irgendwo anders; dieses System bedurfte zu seiner erfolgreichen Auswirkung einer Methode der Teilungen und Unterteilungen. Theoretisch waren die großen Landeigentümer — darunter auch die Kurfürsten — wohl verpflichtet, Truppen zum Dienste des Kaisers zu stellen, tatsächlich lernten sie aber, ihre Truppen für ihre eigenen Zwecke und Ziele zu gebrauchen und sogar gelegentlich gegen den Kaiser. So trug das System nicht dazu bei, die Stellung eines schwachen Kaisers zu verstärken.

Ein sogenannter Vasall, der einem Herrscher nur deshalb anhängt, weil er schwach ist, wird ihn sicher im kritischen Augenblick im Stich lassen. Aber nicht nur der Kaiser litt unter diesen Zuständen. Die größeren Fürsten hingen ihrerseits bezüglich der Stellung von Truppen von den kleineren Herren ab, die ihre Lehnsleute waren; genau wie die Fürsten ihrer Pflicht gegen den Kaiser nicht nachkamen, so kamen auch die kleineren Feudalherren bisweilen ihrer Pflicht gegen die Fürsten nicht nach. Der Grad, in dem diese Teilung sich bemerkbar machte, hing von den besonderen räumlichen und zeitlichen Umständen und von dem Charakter der Herrscher ab, aber das Endergebnis war, daß das Kaiserreich im Mittelalter aus tatsächlich unabhängigen Staaten von jeder Größe zusammengesetzt war, im Ausmaß einer einzigen Stadt bis zu den weit ausgedehnten Ländern eines wirklich mächtigen Fürsten.

3. Zunächst, vom zehnten bis in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, war die Neigung zum Zerfall nicht so ausgesprochen, und unter strengen Kaisern aus dem sächsischen und hohenstaufischen Hause war das Reich stark. Ein Grund dafür lag auch im Vorhandensein eines anderen Umstandes, der zuerst in der Richtung auf Einigkeit wirksam war, der aber späterhin die auflösenden Einflüsse unterstützte. Das war die Autorität des Papstes und der Kirche. Wir haben gesehen, daß die Anerkennung der Kaiser als Vorkämpfer der Christenheit durch den Papst viel dazu beigetragen hat, daß die fränkischen Könige Kaiser wurden. Daß der Papst fortfuhr, sie anzuerkennen, trug viel dazu bei, daß die fränkischen, sächsischen und schwäbischen Kaiser ihre Macht festhalten konnten. Wieder und wieder, so als der Sachse Heinrich und der Hohenstaufe Friedrich es wagten, den Papst herauszufordern, verloren sie ihre Macht, weil das Volk an den Papst glaubte und also keiner, den der Papst nicht anerkannte, Macht haben konnte. Späterhin, als auch die anderen Kräfte, die auf Zerfall hinzielten, stärker geworden waren, fand die Reformation das Reich in Stücke zerrissen. Es gab nicht, wie in England und Frankreich, eine starke Zentralgewalt, die über das Endergebnis bestimmte, und so wurde Deutschland teilweise lutherisch-protestantisch, teilweise blieb es römisch-katholisch und geriet in einen Zustand, der wiederum die Unterschiede verstärkte, die ohnehin bestanden, sowie die Neigung zum Auseinanderfallen.

4. Eine vierte Ursache der Zwietracht floß aus der Methode, die der Gründung des Kaiserreiches zugrunde lag. Gebietserweiterungen, die außerhalb der Reichsgrenzen durch einzelne oder Staaten erworben wurden, erweiterten im allgemeinen die

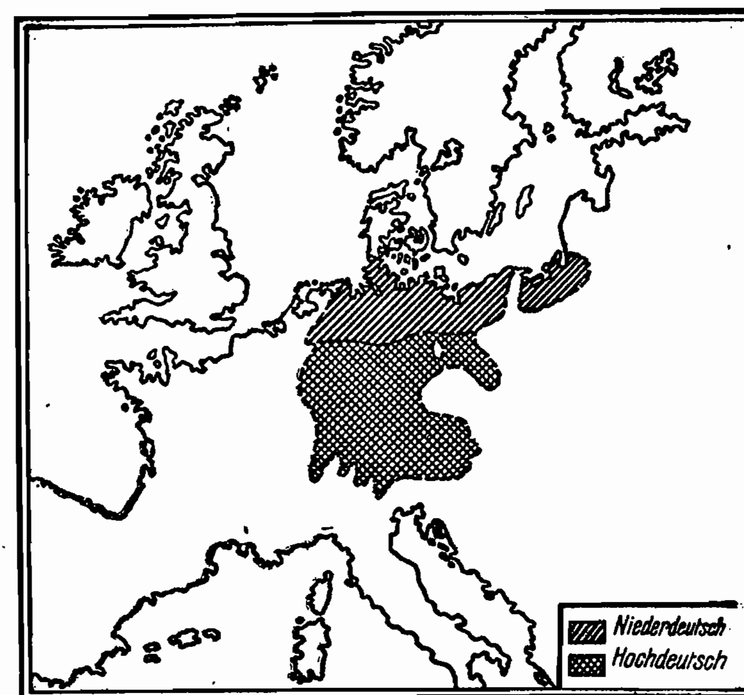


Europa: Religionen

Der nördliche und westliche Teil Deutschlands ist protestantisch, der südliche und östliche römisch-katholisch.

Grenzen des Reiches als solches nicht; sie gehörten diesen Staaten oder den einzelnen, die sie sich zu eigen gemacht hatten. Die Ritter des Deutschen Ordens organisierten Westpreußen, aber Ostpreußen blieb außerhalb des Reiches und war nur von Brandenburg abhängig, dessen Kurfürst dadurch vermehrtes Gewicht gewann. Ungarn wurde den Türken vom Erzherzog

von Österreich abgewonnen, der sein König wurde, aber als König von Ungarn schuldete er dem Kaiser keine Lehnspflicht. Späterhin wurde der Kurfürst von Hannover König von Britannien, aber Britannien wurde nicht zu einem Teil des Reiches.



Deutschland: Sprache

Die gleiche Sprache wird in ganz Deutschland gesprochen, doch bestehen Unterschiede zwischen Norden und Süden.

Diese Erwerbung von Gebieten außerhalb der Reichsgrenzen verliehen diesen Herrschern eine Macht, die ganz unabhängig vom Kaiser war, und mußte zunächst die Spaltung verstärken; und doch lag darin tatsächlich der Keim für alles, was Deutschland bisher überhaupt an Einheit hat erreichen können.

Wenn auch einerseits ein gewisser Verlust von Energie mit

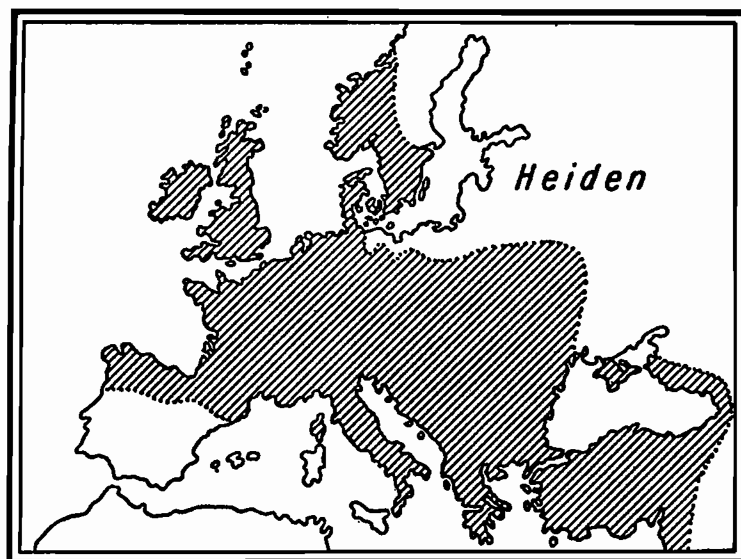
diesem Mangel einer wirksamen Regierung verbunden war, der seinerseits wieder aus geographischen Ursachen floß, so wurden doch andererseits Fortschritte in der Ersparnis von Energie gemacht. Von der Zeit der Franken an, wo die teutonischen Länder zivilisiert wurden, war der Fortschritt unverkennbar; große Landgebiete wurden — um einen schon oft gebrauchten Ausdruck zu wiederholen — in den Bannkreis der Länder gebracht, auf die es ankam; die Grenzlandschaften oder Marken wurden Staaten, auf denen man Fuß fassen konnte, um von da aus andere Marklandschaften weiter und weiter östlich zu energisieren. Die Regierung durch die Franken war verhältnismäßig leicht, solange diese Franken zweifellos das überlegene Volk waren. Die Sachsen und Schwaben waren in einer etwas ähnlichen, fast unangreifbaren Lage, aber es war natürlich, daß die Neigung zur Dezentralisierung sich verstärkte, als die Marken mehr und mehr fähig wurden, auf eigenen Füßen zu stehen, weil sie eine größere Bevölkerung enthielten, weil diese Bevölkerung nicht so zerstreut und vereinzelt war wie einst, und weil sie Staaten gründeten, die denen ihrer ursprünglichen Erschließer im Westen ebenbürtig waren. So ist sogar die zunehmende Neigung zur Dezentralisation der Regierung zum Teil ein Ergebnis des Fortschritts.

Überdies war ein überaus intensives Gefühl der Einheit vorhanden. Das war zum Teil dem Besitz einer gemeinsamen Sprache zu verdanken, zum Teil dem Fortleben der Kaiseridee und zum Teil in früheren Jahrhunderten, wie wir gesehen haben, dem Vorhandensein einer gemeinsamen Kirche. So weit es in den beiden letztgenannten Ursachen wurzelte, verbreitete sich das Einheitsgefühl über die Reichsgrenzen hinaus und durchzog die ganze Christenheit, die zwischen den Mohammedanern

und den heidnischen Normannen eingekeilt war, deren Angriffe noch zu seiner Steigerung beitrugen. Es sprach sich in der begeisterten Unterstützung der Kreuzzüge aus, sowie in dem Wachstum der Universitäten und den freundlichen Beziehungen zwischen vielen unter ihnen. Das rein deutsche Einheitsgefühl zeigt sich in dem Aufschwung und dem Zusammenschluß der Handelsstädte. Die Teilungen waren Regierungshandlungen; Landgebiete wurden unter die Söhne eines Herrschers verteilt; sie wurden durch die Heirat mit einer Erbin vereinigt. Es wurde allerdings Energieverschwendung getrieben, weil die Sicherheit fehlte, die eine starke Regierung gibt; aber es gab keine Anarchie; die Menschen lernten nach und nach aus sich selbst das bestmögliche zu machen, und es wurde Energie angesammelt. Es ist bezeichnend für die Neigung zum Auseinanderfallen, daß in der nördlichen Ebene, weit weg von dem nominellen Sitz der Regierung, die Hansastädte sich unabhängig machen konnten, wie Braunschweig und Magdeburg im Binnenland, wie Hamburg, Lübeck und Stettin an der Küste als Hafenorte oder sogar wie Wisby und Bergen über See als Außenposten und Faktoreien; aber es ist ebenso offenbar, daß die Vorteile der Einigkeit anerkannt wurden, denn diese Städte bildeten einen Bund, während die Tatsache, daß man Handel überhaupt nicht treiben kann ohne Energie, ohne ersparte Energie und ohne weiter Energie zu sparen, als Beweis für den Fortschritt dient.

Wir wollen nun betrachten, wie Deutschland einen weiteren Fortschritt machte und noch mehr Energie ersparte, indem es wirksam politisch organisiert wurde. Durch die Art, wie das Kaiserreich organisiert war und weil keine Vorkehrungen für eine kaiserliche Heeresmacht getroffen waren, hatte es geringe und immer geringer werdende Aussichten, seine Grenzen aus-

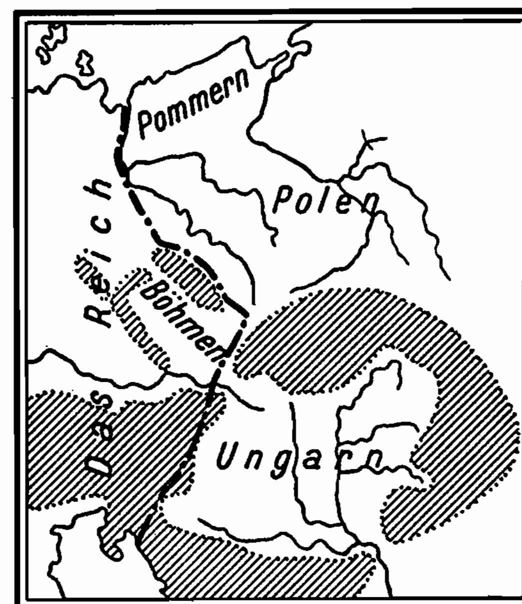
zudehnen. Neuerworbene Gebiete konnten nicht leicht einen Platz innerhalb des Staates finden, nachdem aber das Reich Form angenommen hatte, fuhr das Christentum fort, sich zu verbreiten, nach Südosten unter denen, die als Heiden aus den entfernten Grasländern Asiens hergekommen waren, und nach



Die Verbreitung des Christentums im Jahre 1000 n. Chr.
Die ganze Südküste der Ostsee war noch heidnisch.

Osten unter den Bewohnern der Wälder; aber das mit Seen übersäte Moränenland erschwerte den Zugang zu den Ufern der südlichen Ostsee, und diese blieben deshalb jahrhundertelang den Heiden überlassen. So lagen drei ganz verschiedene Gebiete zwischen dem römischen und römisch-katholischen Kaiserreich des Westens und der byzantinischen und griechisch-katholischen Kultur des Ostens; Ungarn, innerhalb des Hochlands der Kar-

pathen, von einer Mischrasse bevölkert, dem Ergebnis der Vermischung aller der Steppenvölker, die Europa bedroht hatten, doch von Rom aus für das Christentum gewonnen und durch diese Tatsache an den Westen gebunden; Polen, mit dem Mittelpunkt Warschau, aber ohne natürliche Grenzen, von slawi-

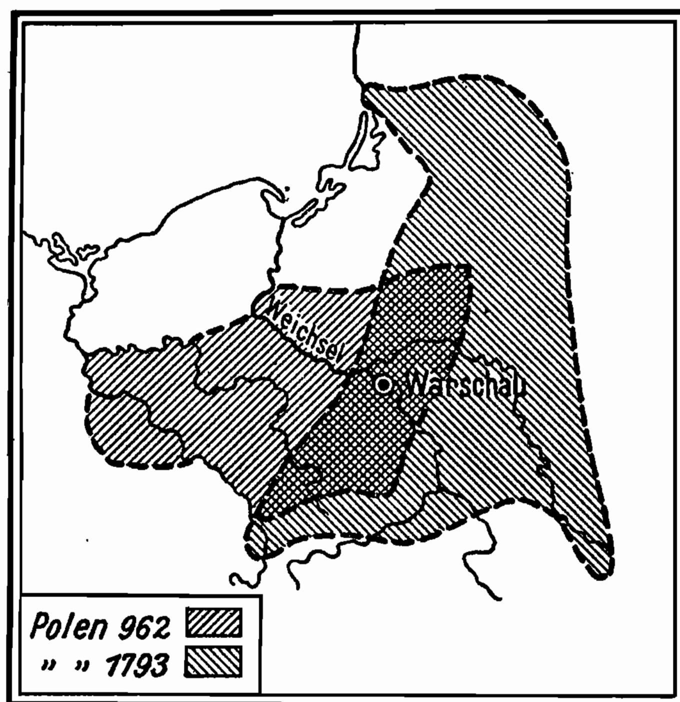


Die drei natürlichen Gebiete im Osten des deutschen Reiches

schen Stämmen aus dem Waldland bevölkert, die sich unter dem Ansporn der Angriffe aus Westen, der Bekehrung durch Missionare aus dem Westen und unter dem Einfluß der westlichen Kirche einigten; schließlich Pommern und Litauen, Länder der Heiden im Norden und Osten.

Je länger diese Gebiete außerhalb des Reiches verblieben, je schwerer wurde ihre Aufnahme in das Reichsgefüge. Böhmen,

ein natürliches, abgeschlossenes Gebiet, das von Prag aus leicht zu regieren war und das slawische Völker bewohnten, wurde in das Reich einbezogen, während Polen, weiter östlich gelegen und nicht so leicht erreichbar, gerade rechtzeitig organisiert

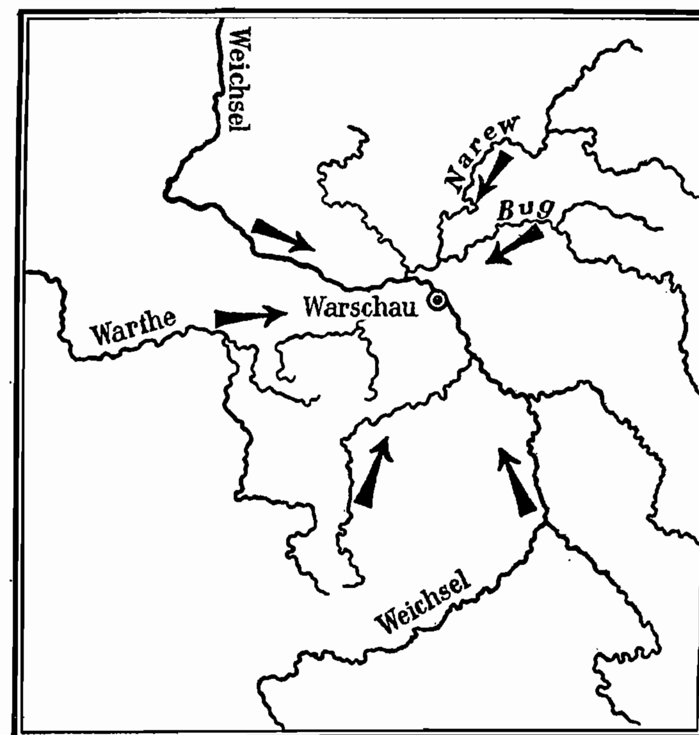


Polen

Das einzige dem alten und neuen Polen gemeinsame Gebiet ist das um Warschau gelegene.

wurde, um seine Einbeziehung zu verhindern, obwohl jahrhundertelang Ansprüche aufrechterhalten wurden, denen zufolge Polen als Lehnstaat anzusehen war und der westliche Teil des ersten polnischen Staates fast sofort dem Deutschen Reiche lehnspflichtig wurde.

Diese Gebiete stellten also einerseits stets eine mehr oder minder bedenkliche Bedrohung der östlichen Grenze dar, gaben aber andererseits als Ergebnis ihrer Eroberung die Möglichkeit



Die Beziehungen Warschaus zu den Flußsystemen

Polen ist in der Hauptsache das Land um Warschau. Bevor es Straßen gab, waren die Flußwege von ausschlaggebender Bedeutung. Die Flußwege Polens laufen sämtlich in Warschau zusammen.

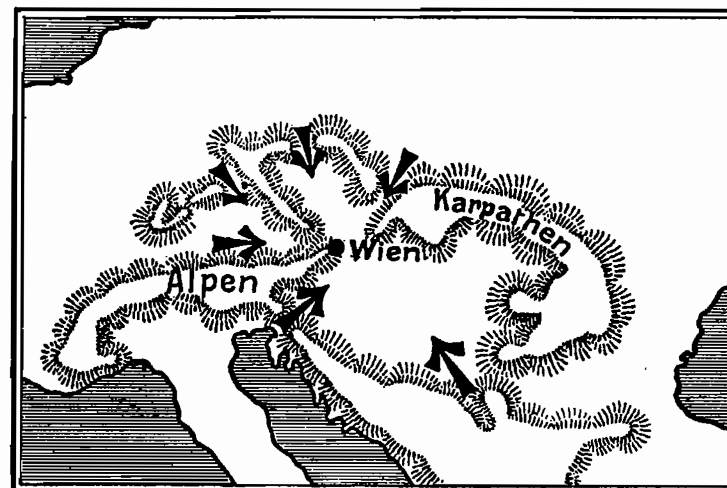
weiterer Ausdehnung, allerdings nicht durch das Reich selbst, sondern durch seine Teilstaaten. Es ist also kein Zufall, daß, während die älteren politischen Mittelpunkte Deutschlands im Westen lagen, die späteren sich nach Osten verschoben. Die

Drohung aus dem Osten hat entweder Auflösung verhindert oder Einigung angesichts einer gemeinsamen Gefahr bewirkt; zugleich ergriff man die Möglichkeit weiterer Ausdehnung; so wuchsen die Staaten durch Ausdehnung gegen Osten zu und schlossen Länder ein, die bisher außerhalb des Reiches gelegen waren. Besonders zwei Staaten, Preußen und Österreich, wurden nach und nach bedeutend, das eine auf der nördlichen Ebene fußend, das andere auf den höheren Landgebieten südlich davon. Dieses letztere entwickelte sich früher, und von dort ging ein von Karl V. unternommener Versuch aus, dieses Kernland der europäischen Halbinsel zu organisieren, der knapp vor dem Gelingen scheiterte; das erstere entwickelte sich langsamer, aber unter Preußens Führung hat Deutschland schließlich einen Grad von Einheit erreicht, den es vorher nie erreicht hatte, wenn auch heute noch Österreich außerhalb der politischen Organisation geblieben ist.

ÖSTERREICH

Die Karte zeigt, wie sich durch Europa der große von den Alpen und den Karpathen gebildete Hochlandgürtel erstreckt, der in seinem Verlauf nur an einer einzigen Stelle und da nur auf eine kurze Strecke unterbrochen ist und der deshalb nur schwer zu überschreiten ist, außer eben an dieser einzigen Stelle, wo sich die zwei Hochlandgebiete einander nähern. Diesen Durchgang muß also die Mehrzahl derer benützen, die von einer Seite des Hochlandes zur anderen zu gelangen wünschen, und auf diesem schmalen Landstreifen, in Wien und seiner Umgebung, müssen die Wege zusammenlaufen. Hier konnte man daran denken, sich den Reitervölkern aus dem Südosten entgegenzustellen,

und nachdem diese unterworfen waren, ließen sich von hier Gebietserweiterungen unternehmen. Dieses Gebiet diente zunächst als bequemer und natürlicher Grenzstreifen für das Reich, für das es allmählich von außerordentlicher Bedeutung wurde. Angesichts einer gemeinsamen Gefahr kam es leichter zu einer Vereinigung zwischen diesem Gebiet und den Ländern im Nordwesten, und der Herrscher dieses Gebietes mußte not-



Die Lage Wiens

wendig ein wichtiger Mann auch für das Reich sein. Es ist deshalb kein Wunder, daß das österreichische Haus, das Haus Habsburg, jahrhundertelang die Kaiserkrone fast wie im Erbrecht festhielt. Weiterhin wurde teils durch Eheschließung, mehr noch durch Eroberung Ungarn den vom Oberhaupt des Hauses Habsburg beherrschten Ländern hinzugefügt und verlieh ihm noch vermehrte Macht. Durch Heirat wurde er der Erbe des ungarischen Thrones. Nachdem die Türken endlich

das Oströmische Reich zerstört und Ungarn überrannt hatten, trieben sie die Habsburger allmählich zurück; indem diese das Land für die Christenheit wieder gewannen, machten sie es tatsächlich zu ihrem Eigentum, so daß, als Napoleon schließlich dem Heiligen Römischen Reich ein Ende setzte, der Staat Österreich-Ungarn bestehen blieb, mit dem Mittelpunkt Wien, einer Hauptstadt, von der aus viele einzelne Teile leicht regiert werden konnten.

Von den östlichen Staaten Deutschlands entwickelte sich Österreich zuerst, weil die Drohung aus dem Südosten offenkundiger und andauernder war als aus irgendeiner anderen Richtung. Das war die Folge zweier Ursachen: das Dasein des Oströmischen Reiches und das ganze Schwergewicht der Zivilisation im Südosten bewirkten die Entstehung organisierter Gemeinschaften innerhalb des von den Karpathen und den Balkanhochländern gebildeten Ringwalls, und außerdem war das Land, in dem diese Gemeinschaften lebten, noch halb und halb Steppe und lag für weitere Einfälle nomadischer Horden aus dem ferneren Osten offen, solange bis Rußland aus dem Wald emportauchte und ihnen den Durchzug versperrte. So wurde der Angriff aus dem Südosten öfter wiederholt und war ernsthafter zu nehmen, weil besser organisiert, als der Angriff von irgendeiner anderen Seite; es war natürlich, daß an dieser Stelle ein Staat entstehen mußte, um sich dem Angriff zu widersetzen.

PREUSSEN

Von dem Wald- und Sumpfland zwischen den Karpathen und Polen ging niemals eine ernste Bedrohung aus; die Fortbewegung war in diesen Ländern ebenso schwierig, wie in der Steppe

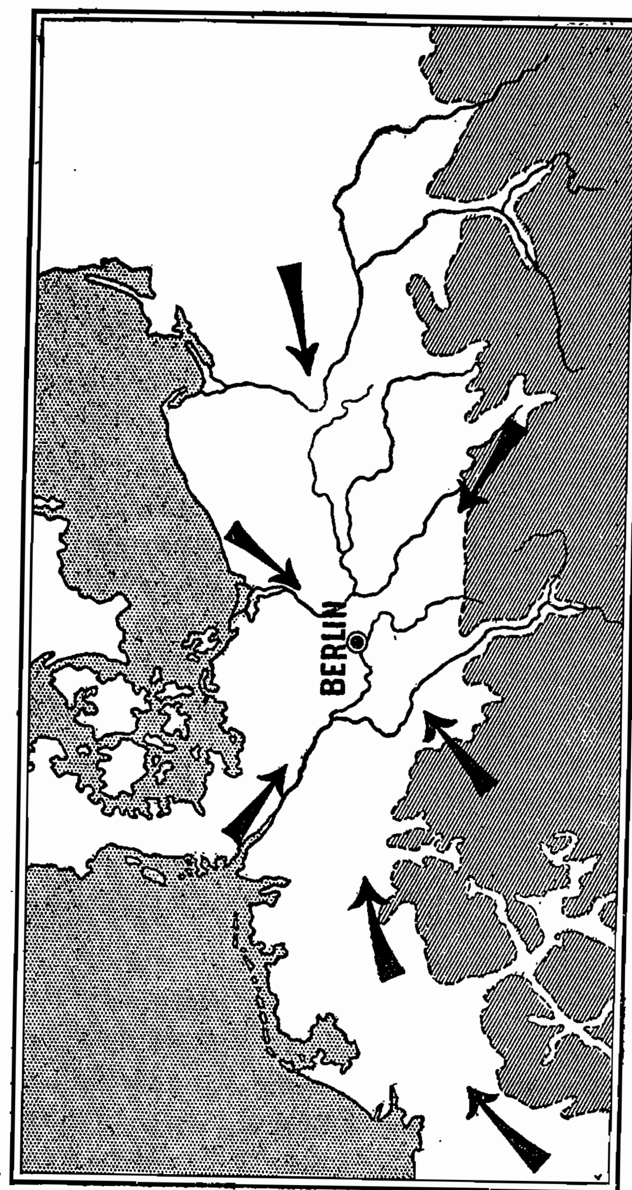
leicht, so daß keine Notwendigkeit bestand, die nordwestliche Grenze stark zu schützen. In einem gewissen Sinn war es sogar die Bedrohung aus Südosten, die der nordöstlichen Grenze eine Art von Bedeutung verlieh. Es war der Angriff der Magyaren, der die Fähigkeiten Heinrichs von Sachsen und seines Sohnes Otto des Großen zuerst erweckte, und nachdem die Sachsen Macht erlangt und Übung in der Organisation erworben hatten, versuchten sie, die Ergebnisse ihrer Schulung auch in anderen Richtungen zu verwerten, so daß die Nordmark um 930 organisiert und das Bistum Brandenburg um die Mitte des zehnten Jahrhunderts gegründet wurde. Im weiteren Verlauf wurde um das Jahr 1000 der Versuch gemacht, die heidnischen Preußen weiter im Osten zum Christentum zu bekehren. Das war aber zunächst ein Fehlschlag, und erst nachdem die Kreuzzugsideen die Christenheit zu durchdringen begannen, wurden wirkliche Fortschritte erzielt. Um 1200 zogen Kolonisten und Glaubensboten neuerdings nach Ostpreußen, aber da es nicht recht vorwärtsgehen wollte, wurde die Hilfe der Ritter vom Deutschen Orden angerufen. Diese organisierten das Land und bekehrten es zwangsweise zum Christentum, und unter ihrer Herrschaft ließen sich die Deutschen im Lande nieder, jedoch war Polen der eigentliche Oberherr, nicht das Reich, sogar dann, als zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts der Staat zu einem weltlichen Herzogtum unter einem Hohenzollern wurde, der Großmeister des Ordens gewesen war. Nicht einmal, als der Kurfürst von Brandenburg ein Jahrhundert später das Herzogtum erbte, wurde er dadurch zu einem unabhängigen Herrscher in Preußen; es bedurfte eines wirklichen Angriffs aus Nordosten, um den Staat fest zu begründen. Dieser Angriff ging von Schweden aus. Aus diesem Kampf ging Preußen unabhängig hervor; Polen war ge-

schwächt und Sachsen, dessen Kurfürst König von Polen gewesen war, verlor endgültig seine bisherige Bedeutung.

Unterdessen waren die Reformationskämpfe ausgebrochen, während das Land noch ungeeint war. Österreich unter den Habsburgern, durch geschichtliche und geographische Bande an Rom gekettet, hielt an der alten katholischen Religion fest; die nördliche Ebene, in höherem Maße eine Einheit als das südliche Hochland, wenn auch noch nie erfolgreich geeint und für Hilfe von außen zugänglicher, wurde und blieb protestantisch. Die natürlichen Unterschiede zwischen Nord und Süd wurden noch ausgesprochener. Politischer Wettbewerb trat an Stelle des religiösen Eifers, und Preußen und Österreich wurden zu ausgesprochenen Gegnern. Ein Ringen folgte naturgemäß, in dem Preußen gewann, was Österreich verlor. Der Höhepunkt kam 1870, als Preußen, nachdem es vier Jahre zuvor Österreich besiegt hatte, die nördliche Ebene endgültig unter seiner Herrschaft zusammenfaßte und ganz Deutschland gegen Frankreich einte. Das neue Deutsche Reich gewann unter preußischer Vorherrschaft Form und schloß alle deutsch sprechenden Länder in sich ein, mit Ausnahme von Österreich und der Länder an der Rheinmündung, die nach der Eröffnung des Welthandels ihre Unabhängigkeit gewonnen hatten.

Das also ist Deutschland; ein moderner Staat, der die zentrale Stellung in Europa einnimmt und die Vorteile einer solchen zentralen Lage genießt, solange es eine wirkliche starke Regierung hat.

Der Mittelpunkt des Staates ist Berlin in Brandenburg, an der Kreuzungsstelle der Täler der Elbe und der Oder, an der Stelle, wo die naturgegebene ostwestliche Straße durch die nördliche Ebene sich mit der alten Straße von der Odermündung zu



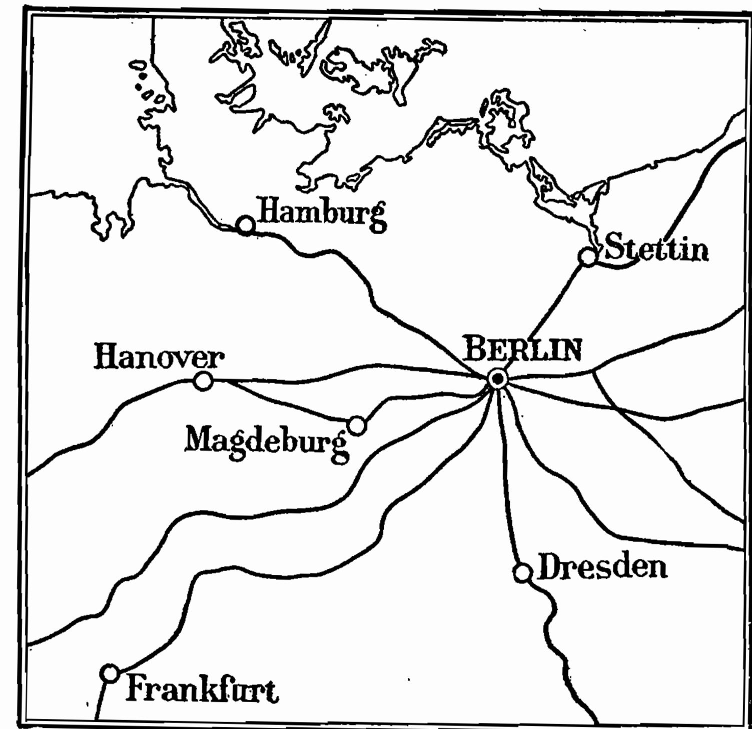
Die Lage Berlins

Berlin liegt in der Ebene am Treffpunkt natürlicher Landwege

den ehemaligen fränkischen Machtmittelpunkten kreuzt. Es wurde spät organisiert und das geschah deshalb nach moderneren Grundsätzen, so daß weniger Maschinenteile zum alten Eisen geworfen zu werden brauchten als in Italien, Frankreich, Spanien oder sogar Britannien, oder richtiger, so daß kein Zweifel darüber bestehen konnte, die ganze alte Maschine müsse zum alten Eisen geworfen werden. Es hatte Herrscher, die verstanden, daß Deutschland eines sei, und daß man es dazu zwingen müsse, diese Tatsache anzuerkennen. Da sich sein Schicksal zu der Zeit vollendete, als gerade die Revolution der Industrialisierung ihre Wirkung tat, baute der neue Staat Eisenbahnen, die nach allen Richtungen von Berlin ausstrahlten und so Berlin ebenso unvermeidlich zum politischen Mittelpunkt Deutschlands machten, wie es London von Britannien und Paris von Frankreich ist; so wurde das Land gezwungen, zu einer strategischen und wirtschaftlichen Einheit zu werden. Die Industrie wurde so organisiert, daß möglichst viel Energie erspart werden konnte; die Wissenschaft wurde so organisiert, daß die Menschen gelehrt wurden, wie am besten Energie zu ersparen sei und wie man am wirksamsten nach neuen Wegen zur Ersparung von Energie suchen könne. Große Dinge wurden mit der Energie der Kohlenminen geschaffen; kleine Dinge wurden mit einem Mindestmaß von Energieaufwand hervorgebracht und verrichteten doch ihre Arbeit aufs beste. „Made in Germany", weit davon entfernt, ein Vorwurf zu sein, wurde als Wahlspruch aufgegriffen und in riesigen weißen Buchstaben auf den Rumpf eines großen deutschen Dampfers gemalt, der nach seiner Fahrt über den Atlantischen Ozean im Southampton Water hinaufdampfte.

So war Deutschland mit einem Heer ausgerüstet und fähig,

sich gegen einen Angriff zu Land zu verteidigen; es wurde so regiert, daß kein Zweifel über die zentrale Autorität und über die tatsächliche Macht dieser zentralen Autorität aufkommen konnte; zum erstenmal seit den Tagen Karls des Großen wurde



Das Spinnen-Netz der von Berlin ausgehenden Eisenbahnen

es von Brandenburg in Preußen aus regiert, d. h. zum erstenmal von einem Land aus, das in Fühlung mit dem Meer stand, von dem Land des Hansabundes aus, — dem Land, das der Ausgangspunkt der Angelsachsen gewesen war; und so sah sich Deutschland naturgemäß verlockt oder genötigt, sein Schicksal

auf dem Weltmeer zu suchen, eine Seemacht zu entwickeln und wie Mazedonien und Rom von einem Heer und einer Flotte Gebrauch zu machen.

Sicherlich sind Fortschritte gemacht worden; ebenso sicher sind diese von den verwickelten, teils geographischen, teils geschichtlichen Verhältnissen abhängig gewesen. Daß aus dem materiellen Fortschritt ein Fetisch, fast eine Gottheit gemacht wurde, war die Ursache des Großen Krieges, und es hat der vereinten Kraft fast der ganzen Welt bedurft, um die Tüchtigkeit des deutschen Volkes zu überwinden. Wenn das Ringen auch so geendet hat, wie es endete, so ändert das doch nichts an der geographischen Lage Deutschlands, noch an den Eigenschaften seines Volkes.

XIII

DAS LAND DER FLÜSSE: CHINA

Es erscheint ganz natürlich, daß die Geschichte, deren Anfänge in Ägypten liegen, sich genau so weiter entwickelte, wie sie es in Wirklichkeit getan hat, und daß die Menschen, indem sie so viel Energie zu verwenden lernten, als in Europa möglich ist, genau den Typ der Kultur entwickelten, die wir die westliche nennen.

Wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit auf den Osten und zunächst auf den fernen Osten — auf China. Wir werden sehen, daß die Geschichte Chinas durch die geographischen Verhältnisse Chinas ebensosehr beeinflußt worden ist, wie die Geschichte Europas durch die ihm eigenen geographischen Bedingungen beeinflußt wurde. Die Geschichte ist ganz anders, weil die geographischen Verhältnisse ganz andere sind. Ein Vergleich dieser Unterschiede in der Geschichte wird zeigen, wie wichtig die geographischen Verhältnisse eines jeden Landes sind. Wir müssen beachten, welche geschichtlichen und geographischen Züge beiden gemeinsam sind, welche Erscheinungen sich in der europäischen Geschichte und Geographie finden, die in der chinesischen fehlen, und welche Erscheinungen sich in der chinesischen Geschichte und Geographie finden, die in Europa fehlen.

Landkarten des fernen Ostens zeigen folgende Tatsachen: 1. Daß China * an der östlichen Front des großen eurasiatischen Festlandes gelegen ist, zwischen dem 20. und 40. Grad nördlicher Breite, daß es dem Monsunsystem der Winde und Niederschläge angehört und daß es den Umfang Europas ohne Rußland oder die Hälfte des Umfangs der Vereinigten Staaten hat.

2. Daß sich auf der Landseite ein weitgedehntes Hochlandgebiet befindet, mit Tibet, dem ausgedehntesten Hochlandgebiet der Welt im Süden.

3. Daß seine Meeresküste einen großen Bogen in der Form eines Viertelkreises beschreibt, jenseits dessen sich kein Teil von Asien mehr befindet, auch kein Land von Bedeutung, bis das jenseitige Ufer des Pazifik erreicht ist **, und daß es überdies dort kein Mittelmeer gibt.

4. Daß nur eine Halbinsel, Schantung, vorhanden ist, und daß diese nordwärts gerichtet ist.

5. Daß drei große Ströme von dem Hochland ins Meer fließen. Der nördlichste, der Hoang-ho, kommt von dem niedrigeren Teil der Hochfläche im Norden; die beiden anderen, der Yang-tse-kiang und Si-kiang, kommen von dem höchsten Teil der Hochfläche von Tibet im Süden, dem höchsten Hochlandgebiet der Welt. Nachdem er das Hochland verlassen hat, fließt der Hoang-ho durch eine Ebene, die überwiegend Deltacharakter hat. Der Yang-tse-kiang, nicht nur der mächtigste der drei, sondern auch der Fluß mit dem längsten Lauf nach dem Verlassen

* Auf einigen Karten wird China so dargestellt, daß es einen großen Teil von Zentralasien einschließt, aber die Mongolei hat die Oberherrschaft der Chinesischen Republik abgeschüttelt.

** Peking hat fast genaue Antipodenlage zu Valparaiso, d. h. der Pazifik hat die Breite der halben Weltkugel.

der Hochfläche, fließt zum größten Teil durch Hügelland. Der Sikiang fließt durch ein Tal mit einer hohen Gebirgsschranke im Süden.

Alle diese physischen Tatsachen haben zu verschiedenen Zeiten ihre Wirkungen ausgeübt, und zwar auf eine Art und Weise, die ziemlich genau damit übereinstimmt, wie ähnliche Tatsachen auf die europäische Geschichte eingewirkt haben.

Wir wissen nicht, wie, noch ganz genau, wann die erste Morgenröte der Kultur in China erschienen ist. Es ist aber immerhin ziemlich sicher, daß die Geschichte in China viel später anhebt als in Ägypten und etwas später als in Babylonien. Es ist nicht schwer, einen Grund dafür anzudeuten. Nirgendwo gibt es wieder eine so ideal geschützte Lage wie die, deren sich Ägypten erfreute. Keine Wüste in China beschützt ein Flußtal so vollständig, wie die Sahara Ägypten beschützt. Dennoch verhalten sich die Anfänge der chinesischen Kultur zu denen der europäischen so ähnlich, wie es die geographischen Bedingungen gestatten.

Wir haben gesehen, daß eine weite dreieckige Ebene den größten Teil des mittleren Gebietes von Eurasien einnimmt und daß dieses Tiefland auf allen Seiten außer im Norden von Hochländern eingefaßt ist. Dieses Hochlandgebiet wird in Ostasien mehr als ein Gürtel. Hier gibt es eine große dreieckige Hochfläche mit Front nach Südosten und Nordosten. Sie besteht aus drei Stufen: die höchste, Tibet im Süden, ist drei- bis viertausend Meter hoch; die zweite, zwölf- bis achthundert Meter hoch, bildet die Umrahmung des Baikalsees; alles übrige ist unter achthundert Meter hoch. Jede Stufe ist von Gebirgsketten umgrenzt. Infolge seiner Höhe und seiner damit zusammenhängenden Kälte und Trockenheit ist Tibet mit Ausnahme eini-

ger besonderen Gebiete dauernd unbewohnbar. Die tiefste Stufe ist so von Bergen eingeschlossen, daß ein großer Teil der Feuchtigkeit, die einströmende Winde mit sich bringen, kondensiert wird, ehe sie das Innere erreicht; infolgedessen ist die Oberfläche, wie die der weiter westlich gelegenen Ebene, teils Wüste, teils Grasland und hat genügende Wasserversorgung nur dicht an den Berghängen, wo Quellen entspringen und gegen das tiefer gelegene Land abfließen. So hat China an der südlichen Hälfte seiner Westgrenze einen Gürtel durchaus unpassierbaren Landes und an der nördlichen Hälfte eine halbe Wüste, die allerdings nicht unpassierbar genug ist, um eine vollkommene sichere Schranke zu bilden, aber doch ein wirksamer Schutz ist. Sowohl die südliche als die nördliche Schutzwehr erstrecken sich weit gegen Westen.

Wenn man die Karte genauer betrachtet, wird man bemerken, daß der Hoang-ho da, wo er aus dem Hochland in die Ebene tritt, einen Nebenfluß aufnimmt, den Wei oder „klaren Fluß", dessen Tal tief in die umgebende Hochfläche eingeschnitten ist. Dieses Tal war die Kinderstube der chinesischen Kultur, wo der erste chinesische Adam, ebenso wie seine ägyptischen und chaldäischen Brüder, seinen Spaten nicht nur zum Umgraben des Feldes, sondern auch zum Aufwerfen von Dämmen gebrauchte. Bis zu einem gewissen Grad war das Tal durch die halb wüstenhaften Verhältnisse der Umgebung geschützt, und hier sind, wie in Ägypten und Mesopotamien, die jahreszeitlichen Unterschiede zwischen Sommer und Winter am meisten ausgesprochen, während die Unterschiede zwischen Hitze und Kälte, wenn auch ausgesprochener als in Ägypten und Chaldäa, doch nicht zu angreifend sind. An Wasser ist kein Überfluß, es darf also keine Verschwendung damit getrieben werden. Es ist wohl Schutz

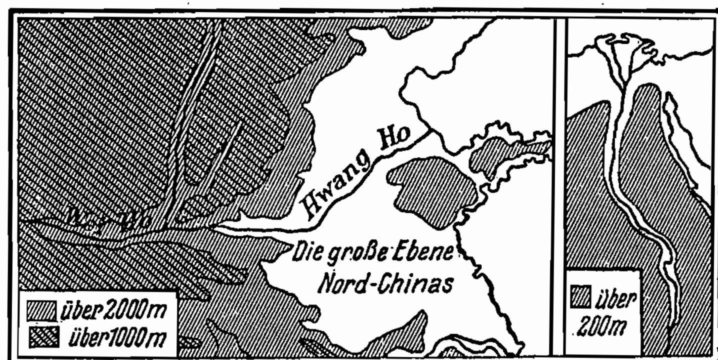
vorhanden, aber daneben ein gewisser Ansporn, den Verstand zu benützen, um das beste aus einer Lage zu machen, deren natürliche Energiequellen nicht üppig genug sind, um den Menschen zu überwältigen und doch reich genug, um die Ausnützung zu lohnen. Es ist kein Zufall, daß gerade zwischen dem 30. und 35. Grad nördlicher Breite die Anfänge der Kultur sich in weit voneinander entfernten Gebieten auf der Erdoberfläche gezeigt haben.

Wenn die Anfänge der chinesischen Kultur auch einen ähnlichen Charakter haben und von ähnlichen Verhältnissen beeinflußt worden sind, wie die der westlichen Kultur, so hat sie doch andere Eigentümlichkeiten gezeigt und hat sich in anderer Weise entwickelt. Es wäre vielleicht richtiger, zu sagen, daß die chinesische Kultur sich durch den ganzen geschichtlichen Verlauf auf den gleichen Grundlagen weiter entwickelt hat, während die westliche Kultur, wie wir gesehen haben, abwechselnd durch verschiedene Einflüsse umgewandelt worden ist.

Die Unterschiede in der Lage sind dafür weitgehend verantwortlich. In Ägypten ist der für Niederlassungen verfügbare Landraum klein, mit klar bestimmten Grenzen. Sogar der Landraum entlang dem Euphrat und Tigris, der für einen werdenden Staat verfügbar war, ist nicht sehr ausgedehnt. Das ist vielleicht ein Vorteil für eine primitive Rasse. In China hingegen öffnet sich das Wei-Tal mit seiner Fortsetzung im mittleren Hoang-ho in eine der fruchtbarsten Delta-Ebenen der Welt. Hier war ein größerer Lebensraum für Ansiedler vorhanden, den sie neu besetzen oder, wenn schon besetzt, zivilisieren konnten, sobald der verfügbare Raum in ihren ursprünglichen Wohnsitzen zu eng wurde. Es war nicht notwendig, ihre Beschäftigung zu ändern; es gab kein anderes Gebiet, mit dem sie hätten Handel treiben

können; es gab keinen „Weg“ mittels dessen andere Verhältnisse hätten herbeigeführt werden können. Das Delta erforderte mit nur geringen Abweichungen die gleiche Art von Kulturarbeit, um das sumpfige Land besser auszunützen, durch das natürliche Kanäle, deren Lauf sich ständig änderte, das Wasser dem Meer zuführten.

Das ist das ursprüngliche China; hier haben wahrscheinlich

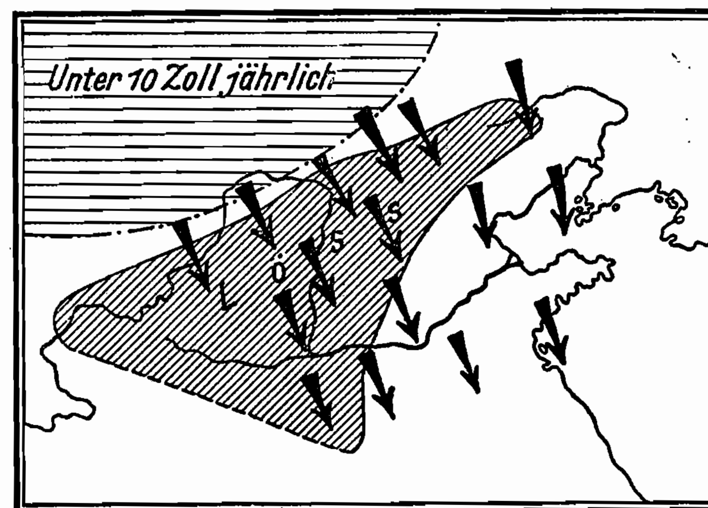


Das Wei-Tal und die große Ebene Chinas

Man vergleiche die Ausdehnung der Ebene mit der des Nil-Tales auf der nebenstehenden Karte.

schon in vorgeschichtlicher Zeit Menschen gelebt, lang bevor auch nur die Morgendämmerung der Kultur auftrat, die wir zu betrachten im Begriff sind. Hier und vielleicht noch weiter gegen Süden zu lebten Menschen, deren Abkömmlinge, nachdem sie vor dem Fortschreiten einer höheren Rasse hatten weichen müssen, sich nur mehr in den schwerer zugänglichen Gebirgsgegenden des Südwestens erhalten haben; Menschen, die höchstwahrscheinlich den Wurzelstock der jetzigen Chinesen bilden, den Wurzelstock, auf den viele andere verwandte Äste gepfropft

worden sind. Dieses ursprüngliche China — das Gelbe Land, gelb gefärbt durch den Löss der westlichen Steppe, von einem Gelben Fluß bewässert, der gelb von Schlamm in ein Gelbes Meer mündet, das aus denselben Gründen gelb ist — war bis etwa



Das Lössgebiet

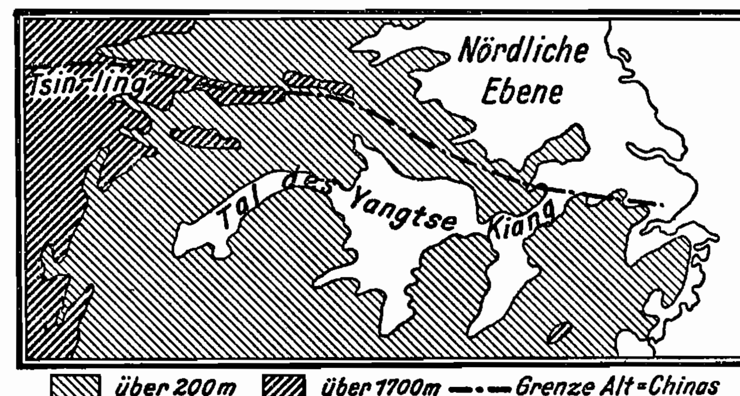
Löss ist feinster Staub, der von den landauswärts wehenden trockenen Winter-Monsunen aus den zentralen Trocken-Gebieten herausgeblasen wird: Er sammelt sich am Rande der Hochfläche.

zwei Jahrhunderte vor Beginn der christlichen Zeitrechnung der ausschließliche Schauplatz der chinesischen Kultur und vervollkommnete langsam in einem Zeitraum von 2000 bis 3000 Jahren die landwirtschaftlichen Methoden des Hackbaus und der Bewässerung, die bis zum heutigen Tage für die Rasse bezeichnend sind.

Aber warum blieben die Chinesen in dieser Weise auf den nördlichen Teil des Gebietes beschränkt, das wir jetzt als China kennen? Daß das Meer als Schranke wirkte, war vor dem Anbruch eines ozeanischen Zeitalters nur natürlich; daß die Hochfläche die Menschen nicht in ihre Wüsteneien zurückgelockt hat, ist ebenso natürlich; die nördlichen Länder, die durch einen schmalen Streifen tiefgelegenen Landes (schmäler als heutzutage) zwischen Gebirg und Meer zu erreichen waren, schienen zunächst nicht anziehender als die Hochflächen. Aber warum sind sie nicht nach Süden gezogen? Der Grund liegt darin, daß das mittlere und südliche China, die Becken des Yang-tse-kiang und Si-kiang, einen anderen Charakter haben als das Becken des Hoang-ho. Die Karte zeigt, daß sie hügelig sind, teilweise sogar gebirgig, und es wird besonders auffallen, daß sich gerade südlich des Wei und des mittleren Hoang-ho eine Gebirgskette, der Tsing-ling, hinzieht. Diese Kette und ihre östliche Fortsetzung waren lange Zeitalter hindurch mit Wald bedeckt, der den ackerbautreibenden Chinesen nicht lockte, ehe die Ebene an der Grenze ihrer Fassungskraft angelangt war. Nicht nur waren die Berge waldbedeckt, sondern das ganze Land südwärts war dank seinem wärmeren und feuchteren Klima mit Dschungeln überzogen und mußte sorgfältig gelichtet werden, ehe irgendeine organisierte Niederlassung darin möglich war.

Erst gegen Ende des dritten Jahrhunderts v. Chr. wurde der erste ernsthafte Versuch gemacht, die chinesische Herrschaft über diese Gebiete auszudehnen, wenn auch chinesische Ansiedler gewiß schon lange vorher langsam die chinesische Kultur südwärts getragen haben mochten. Der Vorgang wurde erst ein oder zwei Jahrhunderte später abgeschlossen, aber es ist bemerkenswert, daß der erste Versuch, den Süden wirksam zu beherr-

schen, von der kurzlebigen Dynastie Tsin gemacht wurde, deren Name dem zugrunde liegt, mit dem wir heute das Land bezeichnen — China. Der Kolonisierungsvorgang wurde aber praktisch erst unter einer Dynastie vollendet, die während der zwei letzten vorchristlichen und der zwei ersten nachchristlichen Jahrhun-



Die Südgrenze Altchinas

Südlich der Grenze waren Wälder und Dschungel.

derte regierte und nach der sich die Nordchinesen heute noch die „Han-Leute“ nennen.

Wie kam es aber, nachdem Südchina so verschieden von Nordchina ist, daß trotzdem die chinesische Kultur imstande war, wenn auch noch so langsam, Südchina mit Nordchina zu vereinigen? Wie geht es zu, daß China so gleichartig war und ist? Der Süden ist hügelig, aber er ist gut mit Flüssen und Flußtälern ausgestattet — mit Flüssen, die beständig Wasser führen, wenn sie auch infolge der Monsun-Regen in der Wassermenge nach den Jahreszeiten schwanken. Die Probleme der Bewässerung und der Landwirtschaft im allgemeinen sind etwas verwickelter, aber

sie sind nicht grundverschieden von denen des Nordens, und die Berghänge sind der Bebauung bis zu einer größeren Höhe zugänglich als weiter im Norden, so daß die gleiche Art von Kultur ermöglicht wird; hinter den Nordchinesen stand außerdem eine dreitausendjährige Erfahrung in Ackerbau und Bewässerungstechnik und damit ein so starkes geographisches Schwergewicht, daß sie sogar anscheinend große Schwierigkeiten leicht überwanden. Ein Volk mit anderen Gewohnheiten und Idealen, z. B. die Römer, würden wahrscheinlich oder sicher Südchina in anderen Richtungen entwickelt haben, aber die Chinesen entwickelten es auf die gleiche Art und Weise wie das Land im Norden, und nachdem einmal die Anfangsschwierigkeiten überwunden waren, zeigte es sich genau ebenso geeignet für die eigentümliche chinesische Kultur. Es ist kein bloßes zufälliges Zusammentreffen, daß der Gouverneur von Szetschwan, nachdem es dem nördlichen Reich angegliedert worden war, nicht wegen irgendwelcher Eroberungen im Andenken des Volkes fortlebt, sondern wegen seiner großen Bewässerungsanlagen, und daß sein Sohn und Nachfolger aus dem gleichen Grunde sogar noch berühmter geworden ist, so daß einer der prachtvollsten Tempel in ganz China ihm zu Ehren errichtet wurde.

Die Han-Dynastie regierte zu der Zeit, wo das Römische Reich in höchster Blüte stand, und obwohl viele Unterschiede bestehen, ist doch eine gewisse Übereinstimmung in den Problemen, die vor beiden Reichen standen. In beiden Fällen bestand ein weit ausgedehntes Reich, das durch irgendwelche Mittel zusammengehalten werden mußte; Mittel, durch die eine Verbindung zwischen den verschiedenen Teilen aufrechterhalten werden könnte. Die Römer haben, wie wir sahen, den Straßenbau erfunden. Den Chinesen, die an das Wasser gewöhnt waren, schien es viel na-

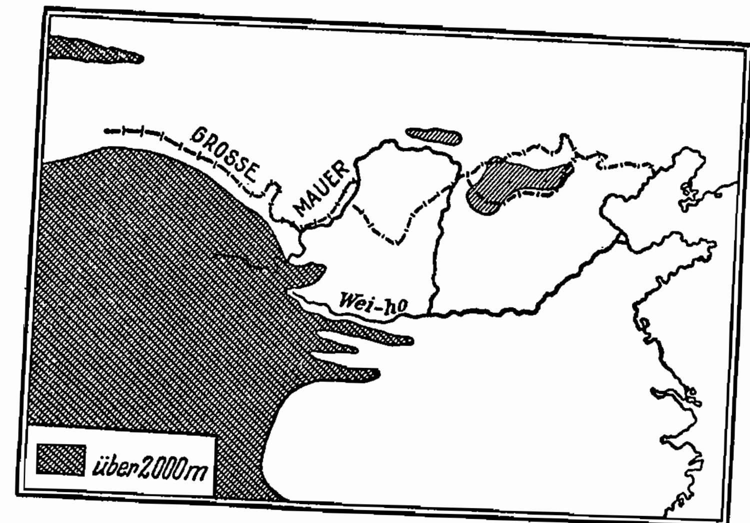
türlicher, den großen Yang-tse-kiang mit all seinen Nebenflüssen auszunützen — einen der prächtigsten Wasserwege der Welt. Das trug dazu bei, zu einem Ganzen zusammenzuschließen, was sonst wohl in kleinere Teile hätte zerfallen können. Diese kleineren Einheiten sind wohl vorhanden, meist in der Form von kleineren und größeren Flußbecken, aber der große Strom, nach dem sie alle hinschauen, hat sie miteinander verbunden. Im Süden spielte der Si-kiang eine ähnliche, wenn auch minder bedeutende Rolle.

Das Ergebnis ist zwiefach. Einerseits sehen wir, daß die kleinsten Flußbecken die kleinsten politischen Abteilungen sind, die den dauerhaftesten Grundzug in der ganzen chinesischen Geschichte bilden; die großen Flußbecken bilden die Provinzen, die unter wechselnden Namen immer und immer wieder in den aufeinanderfolgenden Perioden der Reorganisation erscheinen. Andererseits sehen wir, daß die Flußverbindungen als die einzigen naturgegebenen Wege angesehen werden, um darauf Handel zu treiben. Diese Idee ist dem Geist der Chinesen durch die hervorragende Güte einzelner Wasserwege so aufgedrängt worden, daß auch die übrigen, von Natur lange nicht so für den Verkehr geeignet, durch unendlich mühsame Arbeit in seinen Dienst gezwungen werden. Es ist bezeichnend, daß sogar noch heute die Chinesen die vorhandenen Straßen „trockene Wege" benennen — die natürliche Folge des Gedankenganges, daß der Weg ein nasser Weg, ein Fluß ist. So ist China ganz im besonderen ein Land der Flüsse, nicht nur weil Flüsse es durchströmen, sondern in dem Sinn, daß seine Geschichte in hohem Maße durch diese überaus wirksame Tatsache beeinflußt worden ist, ebenso wie wir gesehen haben, daß die Geschichte anderer Länder durch andere wirksame Tatsachen beeinflußt worden ist.

Es ist bedeutsam, daß China, als es schließlich mit dem Ende der Han-Dynastie um 220 zerfiel, wie das Weströmische Reich im fünften Jahrhundert, sich doch nicht in fast unzählige Teile auflöste, sondern nur in drei Teile: 1. das ursprüngliche China im Norden; 2. das untere Yang-tse-Tal; 3. Szetschwan, vom unteren Yang-tse durch die Reihe von Stromschnellen getrennt, die oberhalb des heutigen Ichang liegen. Es ist auch bedeutsam, daß sogar diese Trennung nicht viel länger als ein Menschenalter währte. China wurde nicht so sehr durch eine regierende Gewalt von einem Mittelpunkt aus zusammengehalten, als durch die Einheitlichkeit seines Volkes, das die gleichen Lebensideale und die gleichen Lebensgewohnheiten hatte, weil die geographischen Grundbedingungen im wesentlichen die gleichen waren oder weil sie angeglichen wurden.

Auch in einem anderen Sinne waren die Verhältnisse Chinas denen Roms ähnlich. Rom löste sich auf infolge unmittelbarer und mittelbarer Angriffe, die von außen, von der Ebene ausgingen. Es verteidigte sich, indem es den Rhein und die Donau zu Schutzwehren machte und indem es Festungswerke baute, um einbrechende Horden durch Waffengewalt abzuhalten. Ähnliche Verhältnisse nötigten die Chinesen schon in der frühen Zeit der Tsin-Dynastie, entlang der nordwestlichen Grenze eine große Mauer zu erbauen, um diese einzige Grenze, die für Angriffe offen stand, gegen die nomadischen Stämme der halb wüstenhaften Hochfläche zu verteidigen. Es ist aber bezeichnend für die chinesische Geistesverfassung, daß im Westen, wo der Hoang-ho kein Weg und ganz unbrauchbar für Bewässerungszwecke war, er dennoch nie als Schutzwehr verwendet wurde, sondern daß man sich auf die Große Mauer verließ.

Wir betrachten nunmehr im einzelnen den Einfluß der Hochflächen auf die chinesische Geschichte. In ihrem nördlichsten Teil wenigstens ist diese Hochfläche keine mit der Sahara vergleichbare Wüste, sondern eher ein Steppengebiet, mit weit ausgedehnten unfruchtbaren Strecken. In den weniger öden Teilen haben zu allen Zeiten der Geschichte Nomadenvölker gelebt und sind von dort auf dem einzigen Weg, dem Tal des Wei und des



Chinas große Mauer

Die große Mauer sollte China nur im Norden schützen: sie ist so angelegt, daß sie den Weg von Westen einbezieht, der durch das Wei-Tal nach China führt.

Hoang-ho entlang, nach den Ebenen Chinas hinabgezogen. Wie wir das schon in Altassyrien, in den von Mohammedanern überrannten Ländern und späterhin in Rußland gesehen haben, sind solche Steppenvölker wegen der durch ihre nomadische Lebensweise geförderten Tapferkeit und Ausdauer meist imstande, ein ackerbautreibendes Volk zu unterwerfen und zu beherrschen.

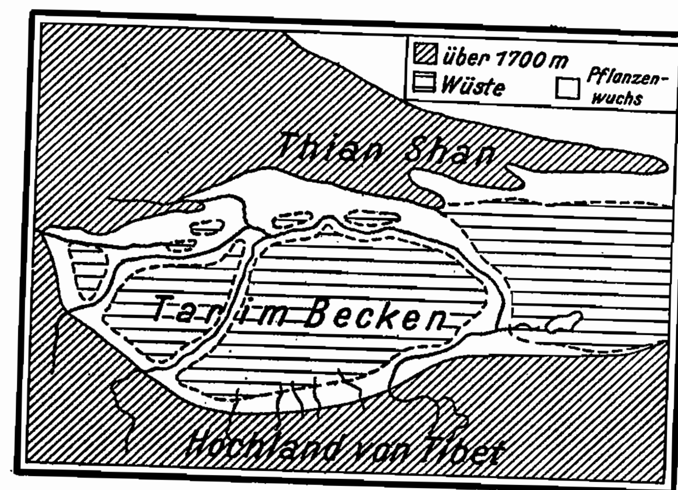
Es ist durchaus nicht unmöglich, daß die ersten Anfänge der

chinesischen Kultur weiter zurück verfolgt werden könnten als in die Zeiten, in denen wir Zustände von nicht mehr ganz barbarischem Zuschnitt im Tal des Wei finden. Man beachte, daß an der Nordwestecke der Hochfläche von Tibet ungeheure Gebirge einen weiten Bogen gegen den Tian-shan beschreiben und so eine Bucht der tiefer gelegenen Hochfläche einschließen, die allseits abgeschlossen ist, im Nordwesten und Süden durch Hochländer und im Osten durch die Wüste. Die große Höhe der umliegenden Gebirge preßt noch etwas Feuchtigkeit aus der trockenen Luft, so daß rings an ihrem Fuß eine Reihe von Oasen von großer Fruchtbarkeit liegt. Wenn Schutzlage etwas bedeutet, so dürfen wir erwarten, gerade in einer solchen Lage die Anfänge einer Zivilisation zu finden. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß die Anfänge einer ausgesprochenen chinesischen Kultur denen zu verdanken sind, die ihren Weg nach China unter der Deckung der Gebirge gefunden haben, von denen Tibet im Norden begrenzt wird, bis sie in das für sie ungleich anziehendere Tal des Wei gelangten.

Aber das war nicht die einzige Gelegenheit, wenn es eine solche war, bei der die Hochflächen-Völker in die Ebene hinabstiegen; andere Eindringlinge waren eher Steppen-Nomaden als seßhafte Ackerbauer, so daß man sie als Bedrohung empfand, was sich in der Erbauung der Mauer ausspricht. Immerhin war der Zuzug solcher körperharten Rassen nicht ohne Vorteile. Es ist wahrscheinlich nicht nur eine Folge des Klimas, daß die Bevölkerung um den Hoang-ho eine kräftigere Rasse ist als die des Südens. Sie ist es gewesen, die die erste Wucht der Angriffe zu tragen hatte und die in weiterem Umfang den Vorteil der Zumischung frischen Blutes genossen hat; diese Vermischung mag zum Teil in Kriegszeiten stattgefunden haben, zum Teil aber

wahrscheinlich auch in Zeiten des Friedens, und sogar Hochflächen-Stämme, die das Land als Eroberer betraten, sind schließlich in der allgemeinen Bevölkerung aufgesogen worden.

Es war um das Jahr 100 v. Chr., als die Chinesen, in der Erkenntnis, daß die beste Verteidigung der Angriff sei, den ersten erfolgreichen Versuch machten, ihre Herrschaft, wenn auch



Das Tarim-Becken

Das Tarim-Becken ist an seinen Rändern geschützt und gut mit Wasser versehen.

nur für kurze Zeit, über die Bewohner der Hochfläche auszudehnen. Auf den Zusammenbruch der Han-Dynastie und ihrer Macht folgte, wie wir gesehen haben, eine gewisse Auflösung und dadurch ging natürlich die Oberherrschaft über die Hochfläche wieder verloren. Als endlich China unter der machtvollen Herrschaft der Tang-Dynastie etwas nach 600 n. Chr. zur Ruhe kam, war es ebenso natürlich, daß neuerdings ein Versuch gemacht wurde, die Grenzen noch weiter auszudehnen. Bei beiden

Gelegenheiten war das Hauptziel des Vorgehens das Tarimbecken und bei beiden Gelegenheiten erwies sich der Einfluß der dazwischenliegenden Entfernung über nahezu undurchdringliche Wüsten als so stark, daß die Oberherrschaft, wenigstens auf lange Zeit, nicht anders als dem Namen nach bestehen konnte. Diese Gelegenheiten sind aber nichtsdestoweniger bemerkenswert, denn die Chinesen kamen dadurch in eine wenn auch nur flüchtige Berührung mit den westlichen Nationen, von denen sie durch die große Weite der Hochfläche und der großen Ebene und fast noch mehr durch die darauf befindlichen Völker getrennt waren.

Bevor wir die letzte und in gewisser Hinsicht größte Einwirkung betrachten, die von der Hochfläche ausging, müssen wir eine verwandte Erscheinung beobachten. Wir haben gesehen, daß in Europa ein Mittelpunkt der Kultur meist die Wirkung hat, ein anderes vielleicht weniger hochzivilisiertes, aber noch lebenskräftigeres Kulturzentrum zur Tätigkeit anzuregen; wir haben nun eine ähnliche Tatsache im Fall von China zu betrachten. Die Mandschurei liegt im Norden und ist von China durch den tief eingeschnittenen Golf von Petschili getrennt, der nur eine schmale Landbrücke zwischen seinem westlichen Ende und dem Rand der Hochfläche übrigläßt. Da sie weiter nördlich liegt, ist die Mandschurei als kälteres Land und überhaupt für eine frühe Kultur weniger geeignet als China. Immerhin lebten hier Menschen und im Laufe der Zeit wurden sie durch die benachbarte Kultur zur Tätigkeit angeregt, obwohl die geographischen Verhältnisse sie genügend abtrennten, um ihnen das Gefühl der Unabhängigkeit zu geben und die tatsächliche Unabhängigkeit zu gewährleisten. Ein Stamm dieser Mandschu — die Kitan-Tataren — dehnten ihre Herrschaft gegen Süden aus,

so daß um 900 n. Chr. eine halbfremde Macht im Norden des Gebietes saß, das einst China gewesen war. Diese Tataren beherrschten niemals einen großen Teil des Landes, aber sie wirkten so lebhaft auf die Einbildungskraft der wenigen Reisenden ein, die den Weg vom Westen dorthin fanden, daß von ihrem Namen der im Mittelalter gebräuchliche Name für China „Kathay“ abgeleitet wurde.

Dieses Erwachen der Mandschurei war ein neuer Zug in der chinesischen Geschichte, und seine Neuheit offenbarte sich in der Tatsache, daß nun erst Peking gegründet wurde. Bis dahin war die Hauptstadt Chinas abwechselnd bald hier, bald dort gewesen, im Tal des Wei oder des mittleren Hoang-ho. Von nun ab wird China, mit nur einer kurzen Unterbrechung von Peking aus regiert. Man beachte die Bedeutsamkeit seiner Lage innerhalb, aber gerade noch knapp innerhalb der nördlichen Ebene, am Ausgang des schmalen Durchzugweges aus der Mandschurei, zwischen den Hochländern im Westen und dem Golf von Petschili im Osten: ein Mittelpunkt für die Organisation des Landes von einer mandschurischen Basis aus, wie Wien ein Mittelpunkt ist, von dem aus die Österreicher Ungarn organisieren konnten, wie London ein Mittelpunkt ist, von welchem aus die von gegenüberliegenden Küsten Europas gekommenen Angelsachsen und Normannen England organisieren konnten, wie Edinburg der Mittelpunkt ist, von dem aus die Engländer Schottland organisierten, oder aber wie Dublin der Mittelpunkt ist, von dem aus die von Anglesea über das Meer gefahrenen Männer Irland organisieren konnten. Die erwachte Mandschurei sandte noch eine zweite Horde, um die erste zu ersetzen und um noch einen größeren Teil von China zu beherrschen, während die ausgesprochene chinesische Macht immer weiter und weiter nach Sü-

den gedrängt wurde, bis sie sich nur mehr in dem Yang-tse- und Si-kiang-Becken hielt, also in dem Hügelland.

Dann wurden die Völker der Hochfläche endlich wieder zur Tätigkeit erweckt, vielleicht durch den Einfluß Chinas, vielleicht auch durch den Einfluß des Islam. Dschingis Khan beherrschte zunächst alle Völker von seiner Heimat im Altai aus und zog mit seinen Mongolenhorden gegen Westen und Osten von der Hochfläche in die tieferliegenden Ebenen. Sein Sohn und sein Enkel setzten die Erobererlaufbahn fort und unterwarfen alles, auch Chinesen und Tataren, ihrer Herrschaft. Da sie von außen kamen, war es ihnen ganz gleichgültig, wo ehemals Grenzen gewesen waren, und so wurde der Versuch gemacht, die Eroberungen über diese hinaus auszudehnen. Zu Land hatte diese Politik einen gewissen Erfolg; es ist bemerkenswert, daß in der dritten Generation, unter Kublai Khan, der Versuch auch zur See gemacht wurde, gegen das Land, das wir als Japan kennen; aber ein solcher von ausgesprochenen Landbewohnern gemachter Versuch war zum Scheitern verurteilt. Die Japaner wehrten den Angriff auf ihre Heimat ab, und wieder sehen wir, wie ein großes Reich, dessen Macht auf seinen Landbewohnern beruhte, von rauhen Seeleuten in der Meerenge von Tsushima gestellt und geschlagen wurde, wie Xerxes bei Salamis und wie Rußland etwa sechshundert Jahre später wenige Seemeilen von der gleichen Stelle entfernt geschlagen werden sollte.

Der Einbruch der Mongolen war eine Eroberung und wie alle Eroberungen durch Rassen, deren Kulturideale tiefer stehen als die der Besiegten, und deren Macht auf ihrer körperlichen Tapferkeit und Abhärtung beruht, endete sie damit, daß die Eroberer verweichlichten, die Herrschaft verloren und aufgesogen

wurden. Nun liegt es in der Natur der geographischen Bedingungen, daß China von Ländern umgeben ist, deren Völker eine weniger fortgeschrittene Kultur besitzen, wenn sie auch tapfer und abgehärtet sind; infolgedessen wurde China im Laufe seiner langen Geschichte niemals von überlegenen Rassen erobert und seine Völker haben stets ihre Eroberer aufgesogen. Nichtsdestoweniger bezeichnet diese Mongolen-Invasion im dreizehnten Jahrhundert einen weiteren entschiedenen Fortschritt, denn die Gebietserweiterungen, die sie vornahmen, nahmen sie im Namen Chinas vor und sie blieben bestehen, auch nachdem die Eindringlinge selbst verschwunden waren.

Auf die Aufsaugung der Mongolen folgte, wie es in der Natur der Dinge lag, die dritte bedeutende geschichtliche Periode rein chinesischer Herrschaft, die der Ming-Dynastie, vom vierzehnten bis zum siebzehnten Jahrhundert, während welcher ein Versuch gemacht wurde, das Land von Nanking aus zu regieren, — von einer zentraleren Lage aus also, als sie das Wei-Tal oder die nördliche Pfortenlandschaft hat. Obwohl Nanking nur einige Jahre Hauptstadt blieb und bald hinter Peking zurücktrat, ist doch die Tatsache, daß eine solche Stelle überhaupt als Sitz der Regierung für das ganze Land gewählt wurde, bezeichnend für eine Entwicklung in den Ideen. Peking trat an seine Stelle, weil man so nah als möglich an den Zugangspforten vom Norden her sein wollte. Diese Voraussicht war berechtigt, wenn auch aufs lange Rennen nutzlos, denn im siebzehnten Jahrhundert unternahmen die Tataren der Mandschurei zum dritten und letztenmal die Eroberung von ganz China und diesmal mit Erfolg. Die Eroberung geschah nicht plötzlich. Zwei Menschenalter verflossen von dem Zeitpunkt an, wo die Tsing in der Mandschurei zu Macht und Einfluß gelangten, bis zu dem

Zeitpunkt, wo sie imstande waren, sich Pekings zu bemächtigen, und erst ein Menschenalter später erkannte ganz China ihre Herrschaft an, wobei die letzte Provinz, die sich dazu bekannte, naturgemäß Fukien im Südosten war. Wie die Mongolen die chinesische Oberherrschaft ausgedehnt hatten, so verfolgten jetzt die Mandschu ihre Eroberungen über die Grenzen des eigentlichen China hinaus, indem sie ihre Macht in der Mongolei durch Eroberung erweiterten und dann befestigten und noch in den letzten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts ihre Herrschaft über Tibet hinaus, sogar über den Himalaya hinweg trugen, wo sie die Nepalesen bis zum Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts anerkannten.

Bevor wir nun die letzte große Reihe geographischer Bedingungen betrachten, von der die chinesische Geschichte beeinflußt worden ist, wollen wir überschauen, was wir schon gesehen haben. Im wesentlichen läßt es sich so zusammenfassen, daß dank dem Vorhandensein von drei Strömen, die selbst das Ergebnis weiter abliegender Boden- und Klimaverhältnisse sind, China ein gleichartiges Volk hervorgebracht hat, dessen wesentliche Einheit noch dadurch verstärkt worden ist, daß im Westen ein Hochland von ungeheurer Breitenausdehnung lag. Diese beiden Grundzüge, das Stromsystem und das Hochland, sind die beiden naturgegebenen Bedingungen, die am tiefsten auf die chinesische Geschichte eingewirkt haben.

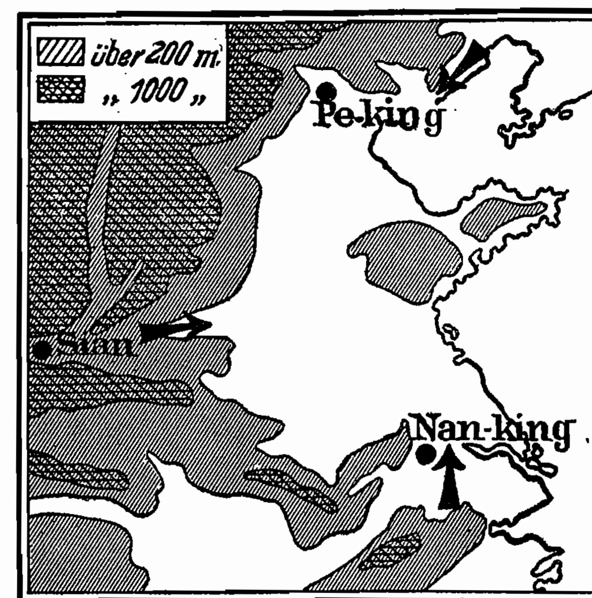
Andere geographische Bedingungen haben die gleichen Ergebnisse gezeitigt: die Lage Chinas mit Front gegen den offenen Ozean, an der Straße zur See nach Nirgendwohin, und das Fehlen eines Mittelmeeres sind große, stumme, negative Bedingungen, die in unberechenbarem Maß dazu beigetragen haben, die Chinesen in ihren Gewohnheiten als ausgesprochene Landbewohner zu bestärken und sie daran zu verhindern, Seeleute zu werden. Auch wurden die Chinesen nicht, wie etwa die Normannen, durch die Armut eines kalten unfruchtbaren Landes dazu gezwungen, zur See zu gehen. Es stand kein wirksamer Volksdruck hinter ihnen, wie das bei den Sachsen der Fall war. China war weit genug, daß der Volksdruck, der von der Hochfläche oder der Mandschurei ausging, sich erschöpfen konnte, ehe die Meeresküste erreicht wurde, und zudem war immer noch das südliche Land da, in dem dieser Druck sich weniger fühlbar machte. Kein Weg führte zum Meer, wie das bei den Phöniziern der Fall gewesen war. Die Küste Chinas ist ein großer, weiter Bogen ohne Halbinseln, die den Menschen zur See locken konnten, wie das bei den Griechen der Fall gewesen war. China ist nie eine Seemacht gewesen, weil nichts seine Völker je dazu verlockt hat, etwas anderes zu sein als reine Landbewohner, und zwar Landbewohner, die vom Ackerbau abhingen, denen vierzig Jahrhunderte lang die gleichen Lebens- und Denkgewohnheiten eingeprägt wurden; so daß sogar dann, wenn Stämme von der Hochfläche eingebrochen sind und die Zügel der Macht ergriffen, sogar wenn Millionen von Einwohnern hingemordet wurden, China nicht in unzählige Bruchteile zerfallen ist wie das Römische Reich. Die Gleichartigkeit seines Volkes, die bis zu einem hohen Grad die Folge geographischer Verhältnisse ist, hat sich immer durchgesetzt.*

* Man darf die Rolle der ideographischen Schriftzeichen nicht übersehen, die es den Chinesen in allen Teilen Chinas ermöglicht, einander zu verstehen; sie haben zweifellos einen ungeheuren Einfluß geübt, aber Einheit der Sprache hat weder Deutschland noch Italien daran verhindert, in unabhängige Staaten auseinanderzufallen; sie hat die Trennung zwischen Norwegen und Dänemark nicht verhindert und auch nicht die zwischen Britannien und den Vereinigten Staaten von Amerika. Geographische Verhältnisse sind stärker gewesen.

Es ist die Entdeckung des Ozeans durch die westliche Kultur, die allmählich eine weitere wichtige Ursachenreihe auf die Geschichte Chinas einwirken ließ. Bis dahin waren die Japaner — deren Kultur von China ausgegangen war — die einzigen Seeleute gewesen, mit denen China in Berührung gekommen war, und diese Berührung war nicht freundschaftlich, denn die Japaner der Frühzeit hatten die Küsten des Festlandes nur zum Zweck von Raubzügen heimgesucht, wie die Normannen die Küsten Europas heimgesucht haben. Die letzte und vielleicht die wichtigste Reihe solcher Beutezüge fand zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts statt, kurz, bevor sich die frühesten Einwirkungen der Entdeckung des Ozeans durch die Westvölker auf die Chinesen fühlbar machten; und die einzige Folge war, wie auch früher, daß die Bewohner weiter landeinwärts und von der Küste weg zogen, an der sich die Seeleute einzig sicher fühlten. Es ist bezeichnend, daß bis zum dreizehnten Jahrhundert unserer Zeitrechnung die Chinesen niemals auch nur von Formosa gehört hatten, das nur siebzig Meilen von ihrer Küste entfernt lag, und erst 1682 davon Besitz ergriffen, nachdem zuerst die Portugiesen und dann die Holländer Handelsstationen auf der Insel errichtet hatten. Sogar dann wurde sie nur infolge der Thronbesteigung einer neuen fremden Dynastie besetzt, die nach neuen Gebieten für ihre Eroberungslust auslugte, und nachdem sie einmal erobert war, wurde sie während der zwei Jahrhunderte, die sie im chinesischen Besitz blieb, wenig geschätzt.

Infolge der wachsenden Schwäche der Regierung, die mit der zunehmenden Verweichlichung der Mandschu-Herrscher und mit dem Aufgehen ihrer Anhänger in der allgemeinen Volksmasse einherging, ist China mehr und mehr in die Enge zwischen zwei Kräftegruppen geraten: Kräfte, die von der Landseite aus wir-

ken und die es von früher her kennt, und Kräfte, die von der Seeseite aus wirken und die neue Einflüsse in die chinesische Geschichte hineintrugen. Die Kräfte europäischen Ursprungs, die zur See kommen, müssen sich von Süden aus nähern; und daraus entsteht eine neue Sachlage. Bis dahin habe der strate-



Jetzige und frühere Hauptstädte Chinas

Diese drei Städte liegen an den Ecken der dreieckigen Ebene.

gische Mittelpunkt Chinas in der nördlichen Ebene gelegen. Chinesische Hauptstädte lagen gewöhnlich an einer der drei Ecken des Dreiecks, entweder in Peking, auf der Wacht gegen Angriffe von Norden und längs des Golfs von Petschili; oder in Sian auf der Wacht gegen Angriffe aus dem Wei-Tal, oder aber die Hauptstadt wurde an den Rand der Ebene verlegt, wo sie jedoch, wie in Nanking, in Berührung mit dem südlichen Stromsystem

blieb. Mit dem Herbeikommen von Seemächten aus dem Süden gewannen die südlichen Seehäfen Chinas eine neue Bedeutung. Die im Jahre 1842 geöffneten Vertragshäfen liegen alle in dem hügeligen Süden, zwei in Fukien und einer gerade über der südlichen Grenze. Der Zugang nach China geht durch Kanton oder Schanghai, nicht durch Peking oder Sian.

Und doch bleiben auch Peking und Sian Zugänge zu China. Die Mandschu sind von der Eroberfläche verschwunden. Die Mongolen, durch den Buddhismus gezähmt, haben ihren früheren Wagemut verloren; aber noch bleiben allerhand Möglichkeiten in der jenseits liegenden Ebene. Die aus der Ebene kommenden Kräfte erreichten die Mandschurei auf dem kürzesten Weg über die Hochfläche, und Rußland stand dicht davor, China durch die alte Pforte, den Golf von Petschili entlang, zu betreten. Diese ist für den Augenblick, wenn auch nicht auf die Dauer verschlossen; aber es bleiben noch die alten Einfallswege bei Sian durch die Dsungarische Pforte zwischen dem Altai und dem Tian-shan, unter dem Schutz der Gebirge, und es gibt einen vielbegangenen Weg durch die Steppe vom Baikalsee her, der durch leichte Übergänge in den nördlichen Bergen nach Peking zieht. Die politische Lage ist höchst spannend; die Geschichte Chinas ist noch nicht abgeschlossen; wie der Ausgang sein wird, kann nur die Zeit lehren.

Was auch noch kommen möge, eines können wir sicher behaupten, daß einerseits die Kraft des chinesischen Volkes nicht erschöpft ist, wenn es auch die seiner mandschurischen Herrscher gewesen sein mag; andererseits, daß die Geschichte durch die geographischen Verhältnisse und durch einige der großen Kräfte bestimmt werden wird, die entweder von der Land- oder der Seeseite auf China wirken; besonders wird das Zusammen-

spiel dieser Kräfte in steigendem Maße dazu beitragen, die Einheit Chinas zu fördern und es gleichartiger zu machen als je zuvor. Die Eisenbahn und das Dampfschiff, diese charakteristischen modernen Kräfte zu Land und zur See, sind im Begriff, das in gegenseitiger Ergänzung zuwege zu bringen. China wird nur eine Hauptbahnlinie haben; das ist in keinem anderen Lande so. Sie ist schon halb gebaut, und wird von Peking über Hankau nach Kanton gehen, von der Hauptstadt des Nordens nach der des Südens. Sie wird zu beiden Enden vom Meer gespeist werden, und außerdem in der Mitte durch die blühende Yang-tse-Schiffahrt. Auch der Zuweg bei Sian ist von nicht geringerer Bedeutung, denn über die Hochfläche hinweg, durch die Dsungarei und Sian wird sicherlich in Zukunft eine große Bahnlinie rechtwinklig auf die chinesische Bahnlinie stoßen, und als Zubringer von der Landseite her dienen. Diese und alle die Nebenlinien, die gebaut werden müssen, um das große Wasser-Verkehrsnetz zu ergänzen, können nicht anders, als China zu einer Einheit machen und als solche erhalten. Diese Einheit verbürgt Dauer, so daß die Menschen fähig sein werden, Energie zu beherrschen, um sie entweder zu ersparen oder möglichst vorteilhaft anzuwenden.

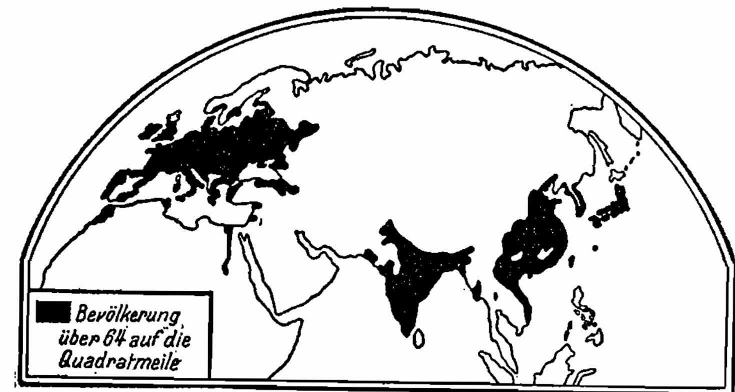
XIV

DAS WARME LAND: INDIEN

Wenn wir wiederum als Vorbereitung für die weitere Arbeit das überblicken, was wir schon beachtet haben, zeigt sich, daß wir das Wachstum von zwei Kulturen in ihrem Werden verfolgt haben, von denen eine jede ein Viertel der Gesamtbevölkerung der Erde betrifft — eine in Europa, die andere in China; die eine in mannigfachen Formen auftretend, weil in vielfältiger Weise durch die verschiedensten geographischen Verhältnisse beeinflußt; die andere ein gleichartiges Gewächs, das sich stetig auf den anfänglichen Linien weiterentwickelte, infolge der überwältigenden Bedeutung einer einzigen Reihe solcher Verhältnisse, während sie beide durch die Kulturen der offenen Steppenländer im großen Kernland der Alten Welt beeinflußt worden sind. Das Dasein einer jeden dieser Kulturen scheint davon abhängig gewesen zu sein, daß man einen Anfang in kleinem Maßstab hatte machen können, und daß man genügend Schutz genoß, um kleine Gemeinschaften organisieren zu können, in denen man Energie sammeln konnte.

Wenn wir nun das dritte Gebiet mit einer dichten Bevölkerung in der Alten Welt betrachten, nämlich Indien, wird uns sofort die Tatsache auffallen, daß es einen ganz bestimmten Typ der Kultur gibt, der indisch genannt zu werden verdient, daß

aber doch Indien niemals von innen aus als Ganzes organisiert worden ist, wie es China jahrhundertelang gewesen ist, und daß auch die indische Kultur nicht den Einfluß über die ganze Welt hin ausgeübt hat, wie die europäische. Und diese bestimmte Form der indischen Kultur nimmt viel verschiedenere Gestalten an als die chinesische, ja sogar als die europäische. Während ferner die Kultur Europas ein zusammenhängendes Wachstum aus den in Ägypten und Babylonien gelegten Keimen zeigt und



Die drei Gebiete der Alten Welt mit dichter Bevölkerung

die Chinas sich in natürlicher Folge aus den Anfängen im Weital entwickelte, können die Ursprünge der indischen Kultur nicht auf so einfache Wurzeln zurückverfolgt werden und die indische Geschichte ist viel tiefer durch äußere Einwirkungen mitbestimmt worden.

Wir wollen die geographischen Verhältnisse betrachten.

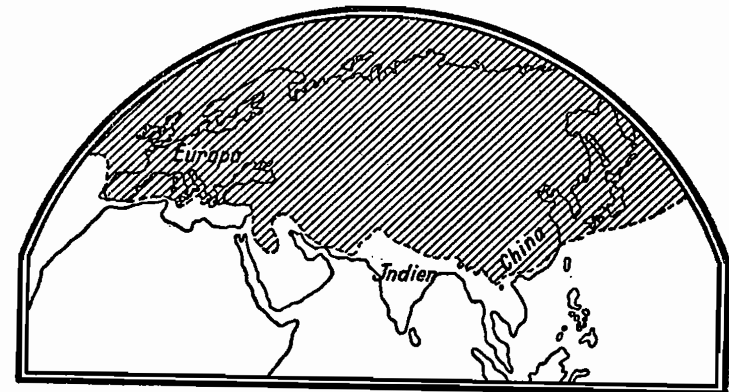
Wie China und anders als Europa hat Indien kein Mittelmeer: es gibt keine Häufung von Inseln nahe der Küste; das Land ist warm und im großen und ganzen fruchtbar. Es besteht also für die Bewohner, sich auf das Meer hinaus-

zuwagen, weder Verlockung, wie im Mittelmeer, noch Notwendigkeit, wie in Skandinavien; sie sind auf der frühen Stufe als ausschließliche Landbewohner stehen geblieben, denen das Meer nicht vertraut ist.

Es gibt Hochländer und Tiefländer; die Karte zeigt die großen Hochländer des Nordens und Nordwestens, den Himalaya, in dessen Rücken die Hochfläche von Tibet liegt; diese setzt sich ostwärts und südostwärts in vielen großen Gebirgsketten fort, die durch tief eingeschnittene Täler getrennt sind, und westwärts in einem fächerförmig ausstrahlenden Gebirgszug, der gegen die iranische Hochfläche zu absinkt. Innerhalb der Halbinsel gibt es ein zweites, viel niedrigeres und flacheres Hochland, mit steilem Abfall im Westen, gegen Osten sanft geneigt und in hohem Maß von den Flüssen abgetragen, die dieser Abdachung entlang fließen; es gibt ein sehr schmales Tiefland im Westen und ein breiteres Tiefland im Osten. Zwischen den nördlichen Gebirgen und der südlichen Hochfläche liegt die große Schwemmland-Ebene, die sich auf 3200 km von der Mündung des Ganges zu der des Indus erstreckt; ohne einen Stein auf ihrer ganzen Oberfläche, außer an den hügeligen Rändern, und so langsam mit etwa 0,2 m auf 1 km ansteigend, daß für das Auge die Neigung ganz unmerklich ist. Hier gibt es weder die wechselnde Bodengestaltung der Balkan- oder der italischen Halbinsel, noch die Zentralisation, die Frankreich zu dem gemacht hat, was es ist.

Sogar wenn man die klimatischen Verhältnisse betrachtet, fällt eine Gleichförmigkeit auf, die sich in der Lebensweise des Volkes spiegelt. Obwohl man mit Recht von Indien sagen kann, daß es fast jede Art von Klima besitzt und obwohl überall in Indien auf den Bergen Luftkurorte zu finden sind, deren Klima

während eines größeren oder kleineren Teils des Jahres recht angenehm ist, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß dies Ausnahmen sind und daß das Land als Ganzes heiß ist, und zwar nicht nur im Sommer, sondern auch im Winter. Im Winter ist fast ganz Indien wärmer als irgendein Teil von China und natürlich wärmer als irgendein Teil von Europa. Das ist der eine große Unterschied zwischen Indien und den beiden ande-



Eurasien: Temperatur

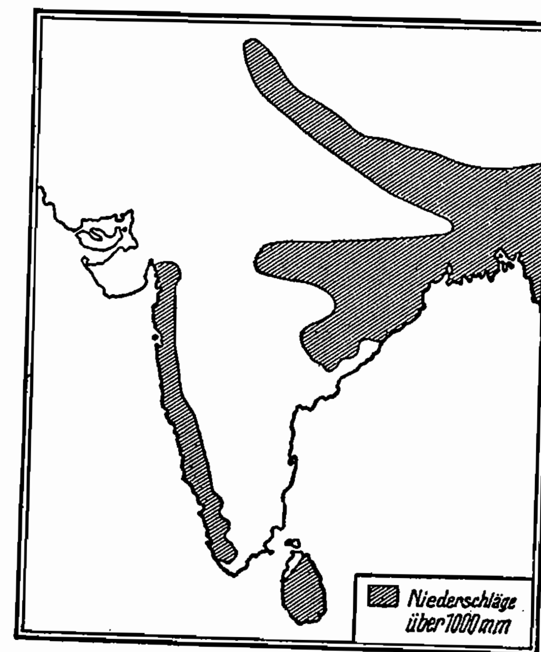
Indien ist im Winter wärmer als China und Europa.

ren großen Landräumen mit dichter Bevölkerung — ein Unterschied, der hinreicht, um die verschiedene geschichtliche Entwicklung weitreichend zu erklären. Es ist weniger notwendig, zu allen Jahreszeiten körperliche Energie zu ersparen, indem man Kleider trägt.

Diese allgemeine Feststellung bedarf jedoch der Einschränkung. Das nordwestliche Grenzland kennt Kälte, wie sie in keinem anderen Landesteil vorkommt. Im Winter ist das Penjab der kälteste Teil Indiens, während Sind und die Hochländer von

Belutschistan im Westen, wenn auch im Sommer und untertags übermäßig heiß, nachts sogar im Herbst schon Frost haben können. Es ist also zu erwarten, daß der indische Typ der Kultur an dieser Stelle in einer etwas abgewandelten Form auftreten wird.

Wenn wir die Niederschläge und den Einfluß von Hitze und Regen auf den Pflanzenwuchs betrachten, so sehen wir, daß die nördliche Ebene an ihrem östlichen Zugang von Feuchtigkeit durchtränkt ist und daß sie sich so wenig über den Meeresspiegel erhebt, daß das Wasser nicht abfließen kann; also ist sie naß und sumpfig und deshalb mit Dschungeln bedeckt. Wenn man nach Westen geht, ändern sich die Verhältnisse unmerklich. Es fällt weniger Regen und das Wasser hat etwas mehr Möglichkeit, abzufließen, bis 1600 km vom Meer entfernt die Wasserversorgung ungenügend wird. Je mehr man gegen die Mündung des Indus fortschreitet, desto trockener wird das Land und die letzten 640 km sind Steppe oder Wüste. Die westlichen Abhänge der südlichen Hochfläche und die südlichen Abhänge des Himalaya und die Hochländer im Nordosten des Meerbusens von Bengalen werden im Sommer auch von Regen durchtränkt und halten genug Feuchtigkeit zurück, um das Wachstum von Wäldern zu ermöglichen, die in den tiefer gelegenen und feuchteren Teilen in Dschungel übergehen. Der Südwest-Monsun, der die West-Ghats überschwemmt, weht die geraden Flußtäler der Narbada und Tapti hinauf und trägt an dieser Stelle schwere Niederschläge weiter landeinwärts als irgendwo anders, während weiter östlich der Luftstrom auf den anderen trifft, der unmittelbar aus dem Meerbusen von Bengalen herkommt, so daß vom Ursprung dieser Flußtäler schwere Niederschläge über das Land ausgehen, die sogar die Küstenstriche südlich der Gangesmündung erreichen. Hier besteht der Boden aus schwerem schwarzen Lehm, so daß ein Gürtel, teils Wald, teils Dschungel und neuerdings auch bebautes Land sich durch den nördlichen Teil der Halbinsel von Gujerat bis zum Mahanadi-Delta ausdehnt. Südlich dieses Gürtels ist, mit Ausnahme der Flußtäler und der Küstenebene, das Land trockener und zum größten Teil mit Gras bewachsen.



Indien: Niederschlagsgebiete

Der meiste Regen fällt im Sommer.

Die gleichen Verhältnisse walten in großen Räumen vor; das Land ist schwer zu organisieren und in Zucht zu halten. Der Grund ist nicht nur der, daß es zu groß ist, um als Ganzes von einem Volk organisiert zu werden, das nicht an Organisation ge-

wöhnt ist — das wäre weiter nicht verwunderlich; Europa ist sogar heute noch, wenn auch organisiert, so doch nicht unter einer Regierung organisiert — vor allem auch der, daß die natürlichen Teilgebiete zu groß sind; es gibt keine Kinderstube wie Ägypten oder Babylonien oder das Wei-Tal, wo das Leben verhältnismäßig leicht, die natürliche Gebietseinheit klein ist, so daß die Menschen die Methoden der Regierung und Organisation erlernen können, und wo dennoch Voraussicht erforderlich ist.

Während so Hitze und Feuchtigkeit zusammenwirken, um die Sonnen-Energie in einer Form festzuhalten, die sich für menschlichen Gebrauch eignet, ist doch weniger Anreiz vorhanden, diese Energie für den einzelnen zu ersparen, und auch weniger Anreiz und Fähigkeit, Gemeinschaften zu organisieren, um Energie zu ersparen oder die ersparte Energie zu schützen. Die indische Kultur hat immer hinter anderen Kulturen in der genialen Begabung zur Organisation zurückgestanden, und sowohl im Krieg wie im Frieden haben Einwanderer mit mehr oder weniger Erfolg die Völker organisiert und beherrscht, zu denen sie gekommen waren.

Und woher sind diese Einwanderer gekommen? Um die Antwort zu verstehen, muß man die klar ersichtliche Tatsache im Auge behalten, daß Indien die Halbinsel eines Festlandes ist. Es ist einerseits viel näher an dem trockenen Kernland Zentralasiens, der Heimat der Nomaden, als Europa oder auch China, und andererseits ist doch das Land, wenn es auch wenig dazu beiträgt, die Eingeborenen auf die See zu locken oder gar zu treiben, doch von der See aus zugänglich. So ist Indien sowohl zu Land von Nordosten und Nordwesten als zur See von Süden her von kleinerem oder größerem Völkerzuzug erreicht worden.

Von jenseits der waldbedeckten Nordost-Grenze sind die Men-

schen allein und zu zweien eingewandert und haben die Dschungeln Indiens betreten. Diese Zuwanderer waren keine Organisatoren; sie haben keine Staaten gegründet. Ein Waldgebiet ist, wie wir gesehen haben, zu allen Zeiten eine der mächtigsten



Indien: Waldgebiete

Es gibt drei Gürtel: (1) Den Himalayagürtel; (2) den mittelindischen Gürtel; (3) den West-Dekhan-Gürtel.

Schranken für organisierte Bewegung gewesen, und wenn diese Wälder obendrein zu beiden Seiten tief eingeschnittener, steilwandiger Täler wachsen, von denen eines hinter dem anderen liegt, dann braucht man sich nicht darüber zu verwundern,

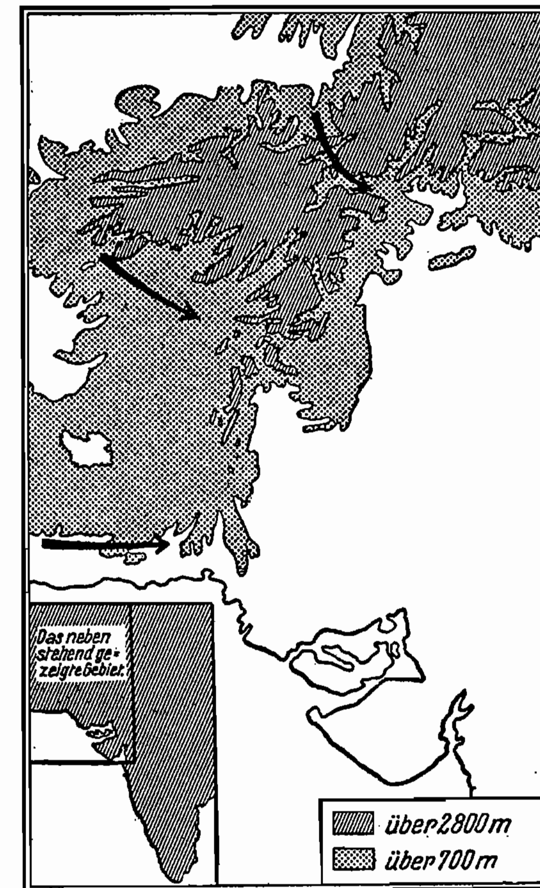
warum dieser nordöstliche Zugang niemals als solcher wirksam benützt worden ist.

Ganz anders steht es an der Nordwest-Grenze. Hier ist es, wie wir gesehen haben, trocken; keine Wälder versperren den Weg und Indien steht hier in Berührung mit zwei männlichen Kulturen. Jenseits der verhältnismäßig schmalen, wenn auch hohen Gebirgsketten, die fächerförmig vom westlichen Ende des Himalaya ausstrahlen, liegt die große Ebene mit ihren Steppenvölkern, während an den nördlichen und südlichen Gebirgsrändern der iranischen Hochfläche, wo Flüsse von den Bergen herabströmen, Wege in die Länder mit alter Kultur führen — nach Persien und Babylonien und Assyrien. Völker, die von den Bergen auf die nordwestliche Ebene Indiens hinabblickten, wurden verlockt, hinabzusteigen, denn es weht dort bisweilen eine erfrischend kühle Luft, die der heimatlichen gleicht und an die sie gewöhnt und auf die sie vorbereitet sind.

Aus dem Nordwesten also sind nach Nordindien allein, zu zweien, zu Tausenden und Hunderttausenden Einwanderer und Kaufleute, Verbannte und Eroberer eingeströmt. Einige sind an der Schwelle geblieben. Assyrer und Griechen hatten lang vor Alexanders Zeit dieses Land erreicht und waren nicht weitergekommen. Alexander führte seine Heere in das Herz des Penjab, aber die fremden Verhältnisse trieben seine Krieger zur Meuterei und er zog sich zurück. Andere sind aber, sowohl vor als nach Alexander, von der Nordwest-Grenze aus mehr oder minder weit in das Innere von Indien vorgedrungen.

Das Meer ist ebenfalls ein Weg, der allen offen steht, die daran gewöhnt sind, ihn zu benützen, so daß die eigentliche Halbinsel Indien zu jeder Zeit von seefahrenden Völkern beeinflußt worden ist; in geringerem Maß in früheren Zeiten durch die

höher zivilisierten Menschen des trockenen Westens und die rauheren Leute des feuchten Ostens; während in den späteren



Die Zuwege nach Indien aus Nordwesten

Jahren die organisierenden Kräfte über See gekommen sind, zuerst auf dem Wege um das Kap und dann von Westen her.

Diese Völker, aus dem Norden, Westen und von der See her

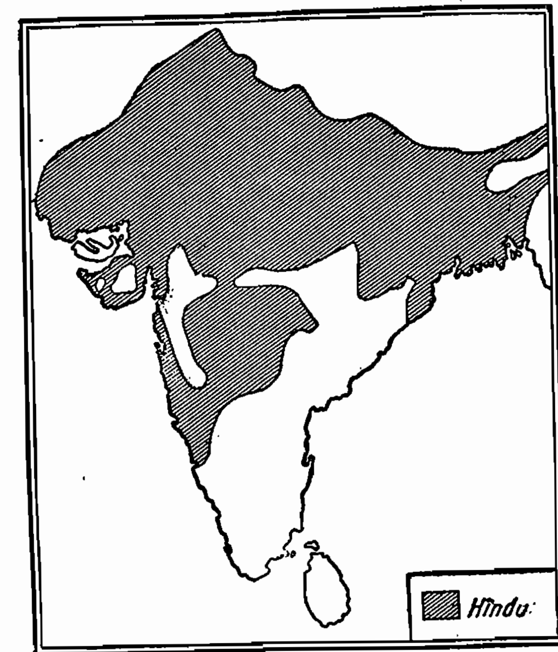
kommend, haben einerseits meist etwas Höheres mitgebracht als schon vorhanden war, andererseits waren sie aber geneigt, das zu zerstören, was sie an Kultur schon vorfanden, und bis zu einem gewissen Grad die ursprüngliche Bevölkerung Indiens aus ihren ursprünglichen Wohnsitzen zu verdrängen.

Es ist natürlich, daß die frühesten eingeborenen Völkerschaften in dem hügeligen Wald- und Dschungelgürtel gelebt haben, der sich quer über den nördlichen Teil des Dekkan erstreckt. Hier fanden sie nicht nur Schutz gegen Neuankömmlinge, sondern auch Nahrung, um ihr Leben zu fristen. Diese Wälder sind denen Europas insofern ähnlich, als sie Schutz gewähren, weichen aber darin von ihnen ab, daß, während in den kälteren europäischen Wäldern das Leben nur durch Voraussicht und unter Mühe erhalten werden konnte, und während es dort der Mühe wert war, Teile des Waldes zu lichten und Niederlassungen zu gründen, in diesen indischen Dschungeln das zum bloßen Leben unbedingt Notwendige leicht zu erlangen ist und deshalb wenig Ansporn zum Fortschritt besteht.

Diese ursprünglichen Eingeborenenvölker wurden von alters her durch den Einwandererstrom gestört, der schon vor der ersten Dämmerung frühgeschichtlicher Zeit aus dem Nordwesten floß, ob mehr aus der großen Ebene oder der iranischen Hochfläche, wissen wir nicht. Diese ersten Ankömmlinge wurden zum Teil nach Südosten getrieben und zum Teil von den sich aufeinander folgenden Wellen von Rassen verschiedenen Ursprungs aufgesogen, die während der dreitausend Jahre nach 2500 v. Chr. alle sicher aus dem Norden kamen und die sich allmählich in der nördlichen Ebene Indiens niederließen, indem sie den Dekkan mit dem Waldgürtel gegen Süden denen überließen, die früher dagewesen waren. So sind die natürlichen Unterschiede zwischen

nördlicher Ebene und südlicher Hochfläche noch durch die Tatsache gesteigert worden, daß jeder Teil von Völkern mit anderen Rasseneigenheiten bewohnt wurde.

Unter diesen Völkern wurde allmählich eine gewisse Organi-



Indien: Verteilung der Hindu

Die Bevölkerung Indiens besteht überwiegend aus Hindu. Die hemmende Wirkung des Waldgürtels für die Ausbreitung nach Süden ist augenfällig.

sation geschaffen, eine wirksamere im Norden, wo sich Königreiche drei Jahrhunderte lang hielten, weniger wirksame im Süden; aber es fehlt uns darüber bezeichnenderweise an Kenntnis. Denn das bloße Nichtvorhandensein einer Überlieferung läßt auf Mangel an Organisation an irgendeiner Stelle schließen. Ziem-

lich sicher ist nur, daß Menschen mit verschiedenen Rasseneigentümlichkeiten dort lebten, sich in geordneten Gemeinschaften organisierten, und daß die Unterschiede in hohem Grad von geographischen Bedingungen abhingen. Die nördliche Ebene ist eine Einheit. Im Südosten, in Bengalen, ist sie feucht und von Natur mit Dschungeln bedeckt; im Nordwesten, im Penjab ist sie trocken, und im Westen, in Sind ist sie noch trockener, so daß der Indus ebenso wie der Nil in seinem Unterlauf keine Nebenflüsse mehr empfängt. Zwischen diesen beiden Extremen liegt ein Gebiet, das etwa dem alten Mittelland entspricht, jetzt die Nordwest-Provinz genannt, wo die Niederschläge für menschliche Bedürfnisse genügend, aber doch nicht übermäßig sind. Das ist das Gebiet, in dem sich bis zum heutigen Tag die dichteste Bevölkerung befindet, in den Städten sowohl als auf dem Lande.

Um 600 n. Chr. waren diese drei Gebiete mehr oder weniger wirksam durch drei Völkergruppen organisiert worden; aber wenn auch diese drei Gebiete vorhanden sind und sich merklich voneinander unterscheiden, gehen sie doch auch wieder unmerklich ineinander über, und weder zwischen ihnen noch innerhalb ihrer gibt es natürliche Grenzen, da die Einwohner die Flüsse nicht als Grenzen betrachten, sondern als Verkehrskanäle und als wohltätige Wasserspender. So ist Reibung fast unvermeidlich, außer unter einer festen Regierung. Eine feste Zentralregierung bestand aber nicht, und eine stets lebendige Quelle der Unruhe lag in den beständigen Einfällen der Steppenvölker, Hunnen, Tataren und Skythen, die im fernen Osten unmittelbar oder mittelbar die gleichen unruhigen Zustände verursachten. Zeitweilig erfolgte angesichts der gemeinsamen Gefahr eine Einigung, aber das Band war nicht stark genug, um dauernd zu halten.

Es gab auch noch ein viertes Gebiet, das einen ziemlich hohen Grad der Kultur erreicht hatte. Im Osten des Indus und ihm entlang zieht ein Gürtel, 320 km breit und 800 bis 1000 km lang, der füglich eine Wüste genannt werden kann. Sein nordöstlicher Teil liegt wie ein Keil zwischen dem Penjab und dem Mittelland, während zwischen dieser Wüste und dem durch den Norden der Halbinsel hinziehenden Waldgürtel ein Gebiet liegt, das höher als die Ebene und doch gegen Angriffe aus dem Nordwesten und Süden geschützt ist. Dieses Land, Rajputana, ist weniger fruchtbar als das Mittelland, und weniger anziehend für Eindringlinge, deren Sinn nach Raub steht, und es war genügend organisiert, um einige Jahrhunderte lang den Angriffen zu widerstehen, die darauf gemacht wurden.

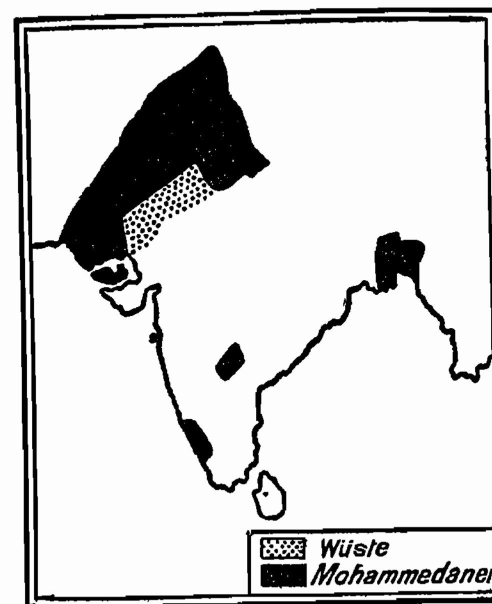
In den äußersten südöstlichen Ebenen der Halbinsel, weit ab von den Einbrüchen, durch die die nördliche Ebene beunruhigt wurde, gelang es der Frühbevölkerung, die sich eines gewissen Maßes von Schutz erfreute, offenbar auch, Staaten zu begründen, die in einer oder der anderen Form länger als ein Jahrtausend dauerten, und das so gegebene Beispiel scheint jenseits des Meeres in Ceylon befolgt worden zu sein und ebenso in dem unteren und oberen Teil des Cauvery, so daß diese unabhängige Staaten wurden und jahrhundertelang blieben. Doch war hier das Leben leicht und es gab wenig Ansporn zum Fortschritt über das Maß hinaus, das nötig war, um dem Druck von Norden Widerpart zu halten; so wurden keine Fortschritte gemacht, die sich mit denen in Europa vergleichen lassen. Diese Staaten lösten ihre eigene Aufgabe, gut zu leben; als sie aber auf gleichem Fuß einer höheren Kultur gegenübertreten wollten, konnten sie sich nicht dagegen halten.

Mit dem Zuzug einer Kultur von höherem Typ und von Völ-

kern, die geschriebene Urkunden hinterließen, betreten wir festeren Boden. Der Islam verbreitete sich nicht nur westwärts nach Europa, sondern auch ostwärts nach Indien. Als Religion verdrängte er Formen des Heidentums, denen er offenbar überlegen war; die Träger der Religion organisierten Länder, wo die Formen der Regierung ärmlich und die Regierungen schwach waren. Europa widerstand dem Anprall aus Gründen, die wir schon festgestellt haben. Indien unterlag dem gleichen Anprall in fast der gleichen Gestalt, und das Ergebnis spiegelt in merkwürdiger Weise die Unterschiede zwischen Europa und Indien. Indien wurde schließlich mehr oder weniger von den Mohammedanern erobert und regiert, aber der Islam ergriff nie wirklich Besitz von den Völkern Indiens, und außer den Abkömmlingen derer, die seine Anhänger waren, als sie Indien betraten, gibt es nur wenige strenge Mohammedaner im Lande.

Hier ist nicht der Ort, um mehr als andeutungsweise zu sagen, daß dies nicht überraschend ist. Als letzte der großen Religionen fand der Islam schon andere Religionsformen vor, denen die Gläubigen fest anhingen und die organisiert waren, sowohl in Europa als in Indien und China. Wenn aber alles andere gleich ist, besteht das fort, was ist. Es könnte scheinen, als ob das „verwirrte Dschungel von ungeordnetem Aberglauben, Dämonen, Halbgöttern, Hausgöttern, Stammesgöttern, Ortsgöttern, kosmischen Göttern", die den Hinduismus ausmachen, sich nicht mit dem Islam oder dem Christentum vergleichen könne; aber für die Bewohner dieses heißen und größtenteils feuchten Landes, die weniger fähig sind, die Wirklichkeit hinter der äußeren Erscheinung zu sehen, ist die Tatsache, die sich ihnen am meisten aufdrängt, nicht die Existenz einer allerhöchsten unwandelbaren Gottheit, wie sie sich im Geist des Wüstenwanderers

als fester Richtpunkt bildet, sondern die Myriaden von wechselnden Formen, die das Leben annimmt. Vor ihnen steht keine ideale Einheit, der sie nachstreben; deshalb gibt es einerseits, weil die Neigung zum Zerfall in Teile so ausgesprochen ist und weil es nichts gibt, das Indien in der gleichen Weise einen

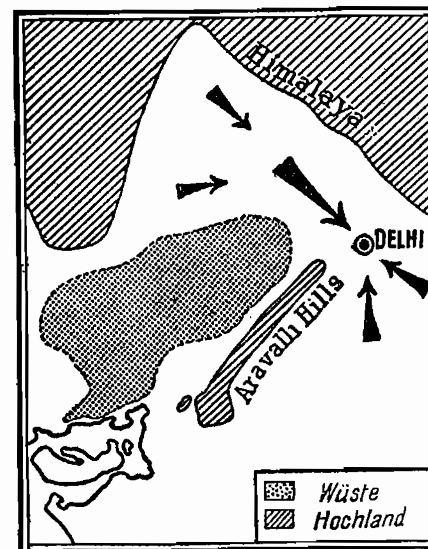


Indien; Verteilung der Mohammedaner

Sie wohnen 1. im Indus-Tal westlich der Wüste, 2. an dem Einfallstor zwischen dem nördlichen Ende der Wüste und dem Himalaya.

könnte, wie die Kreuzzüge Europa einten, Gelegenheit für ein Eroberervolk, diese Uneinigkeit zu benützen, um die Herrschaft zu erlangen; andererseits aber gibt der Islam den Bewohnern Indiens keine befriedigende Erklärung des Lebens und sie haben ihn deshalb nicht angenommen.

Vom siebenten bis zum sechzehnten Jahrhundert kam eine mohammedanische Völkerwelle nach der anderen nach Indien. Die Araber kamen natürlich zuerst zu Land die Küste entlang, aber sie erreichten nichts Dauerndes; dann kamen die Turkvölker, etwas vor 1000 n. Chr. und später über die iranische Hochfläche und durch Afghanistan. In wenig mehr als einem Jahrhundert hatte, hauptsächlich infolge der Zwietracht zwischen den Hindu-Herrschern, die ganze nördliche Ebene die mohammedanische Herrschaft anerkannt. Das trockene Penjab wurde mohammedanisch und ist es geblieben, als feste Burg der Orthodoxen; aber anderswo hat das Volk, obwohl es sich der Oberherrschaft beugte, doch seine angestammten Religionsformen beibehalten. Zunächst wurden die von den neuen Völkern eroberten Länder von Machtmittelpunkten in Afghanistan aus regiert; aber nach Vollendung der Eroberung der nördlichen Ebene zu Beginn des dreizehnten Jahrhunderts wurde Delhi zum Sitz der wirklichen Macht. Nun beachte man, wo Delhi liegt: Sind und das Penjab, obwohl sie dem ganzen Lande den Namen gegeben haben, bilden doch nur den Vorraum Indiens, zu dem ein verhältnismäßig schmaler Zugang von 240 km Breite zwischen der Indischen Wüste und dem Himalaja führt. Am Ausgang dieses Durchlasses liegt Delhi. Hier ist auch das wirkliche Tiefland am schmälsten; dem östlichen Rand der Wüste entlang streicht der Höhenzug der Aravalli-Hügel, einer der ältesten Gebirgszüge der Welt und jetzt, wie alle alten und dauerhaften Gebirgszüge, sehr abgetragen. Er ist gegen Süden zu am höchsten, setzt sich aber als ein höhergelegener Landstrich bis gegen Delhi zu fort, das so in einem Tor zwischen den Hügeln im Süden und dem Himalaja im Norden liegt. Hinter ihm liegt das mohammedanische Land, vor ihm das Land, das nie ganz mohammedanisch geworden ist und das regiert werden mußte; von diesen beiden Räumen aus laufen in Delhi die Wege zusammen. Hier ist die natürliche Hauptstadt Indiens nördlich des Waldgürtels, so daß wieder und wieder, von der Zeit an, wo der Norden zuerst durch die Mohammedaner organisiert worden ist, bis



Die Lage von Delhi

Delhi liegt am einen Ende des Durchganges zwischen Wüste und Himalaya.

zu unseren Tagen, eine Stelle innerhalb eines Radius von wenigen Kilometern als Regierungssitz und Organisationsmittelpunkt gewählt und Delhi genannt worden ist. Einige Jahre lang wurde Agra, etwas weiter gegen die Ebene zu gelegen, als Mittelpunkt ausersehen, aber die überlegenen Vorzüge von Delhi sind stets anerkannt worden.

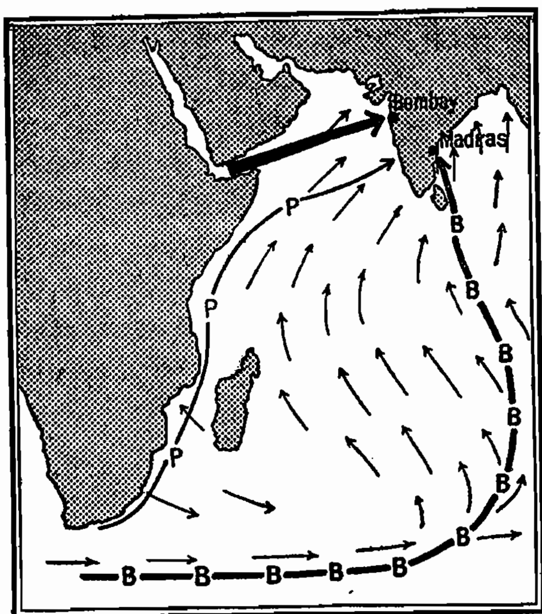
Lange Zeit hindurch war aber Delhi nur die Hauptstadt des

Nordens; erst im vierzehnten Jahrhundert wurde der erste Versuch gemacht, den südlich des Waldgürtels gelegenen Teil Indiens unter mohammedanische Herrschaft zu bringen. Dann zogen Heere durch die ganze Länge und Breite des Dekkan und der Versuch war zeitweilig erfolgreich; aber man hatte zu viel unternommen; gleichzeitig war ein drittes mohammedanisches Volk im Begriff, in Indien einzubrechen und die bestehenden Zustände zu stören, so daß binnen weniger Jahre die entfernteren Provinzen die Oberherrschaft Delhis abschüttelten. Die zentrale Gewalt hatte nicht nur gegen die Neigung zum Auseinanderfallen zu kämpfen, dazu gegen die Schwierigkeit, ein unterworfenes Volk zu beherrschen, das mit anderen Augen ins Leben schaute als seine Besieger, und gegen die Schwierigkeiten, die aus den natürlichen Verschiedenheiten zwischen Bengalen und dem Dekkan und den Nordwest-Provinzen entstanden; sie wurden nun auch noch durch neue Zuwanderer geschwächt, die auch diesmal ihren Weg durch die nordwestlichen Pforten fanden. Diesmal waren es Tataren aus den Steppenländern Zentralasiens. Von etwa 1250 an zog Schar auf Schar in das Penjab; sie vermehrten so die Zahl der Mohammedaner in Indien und schwächten zunehmend die Regierung, die sie dort vorgefunden hatten. Der Zusammenbruch der Zentralregierung in Delhi zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts kam infolge der Verwüstungen, die von der Invasion Timurs oder Tamerlans verursacht wurden. Er kehrte nach Samarkand zurück, hinterließ aber Indien wieder in Teile zerfallen, mit unabhängigen Staaten im Dschungel von Bengalen, im trockenen Penjab, in den Grasländern des Dekkan und in den Ebenen des Südens, einige unter mohammedanischer, andere unter indischer Herrschaft.

Während eines Zeitraums von eineinhalb Jahrhunderten bestand keine Zentralgewalt. Dann gelangten neuerdings Abkömmlinge von Timur, die Moguln oder Mongolen, von Zentralasien aus nach Indien, und nach wechselnden Schicksalen begannen sie um 1556 eine zentrale Regierung von Delhi aus zu begründen. Zwischen 1556 und 1605 hat Abkar — ein großer Zeitgenosse der Königin Elisabeth — eine Macht fest begründet, die so lange dauerte, bis sie allmählich in die Hände der Briten hinüberglitt. Schritt für Schritt reorganisierte er das ganze Land nördlich des Waldgürtels auf gesünderen wirtschaftlichen Grundlagen, als es je zuvor versucht worden war, konnte aber seine Herrschaft zunächst nicht viel weiter ausdehnen. Seine Macht beruhte hauptsächlich darauf, daß es ihm gelang, obgleich er Mohammedaner war, die männlicheren unter den Hindu, die in den herberen Ländern des Nordens und Westens lebten, zu einigen, und die anderen Volksteile, die die Uneinigkeit schürten, in Schach zu halten. Fünfzig Jahre später versuchte sein Enkel Aurangzeb während seiner fünfzigjährigen Regierung mit mehr Erfolg, Südindien unter seine Herrschaft zu zwingen, und er beherrschte auch tatsächlich einen größeren Teil von Indien als irgendeiner seiner Nachfolger; aber bei seinem Tode wiederholte sich die alte Geschichte, die Gegensätze setzten sich wieder durch, und 1739 brachen frische Horden aus dem Nordwesten in die Ebenen Nordindiens ein, um die Zentralregierung zu stürzen und Raub davonzuschleppen.

Aber zu dieser Zeit machte sich schon die Macht derer geltend, die von Süden her über das Meer Indien erreicht hatten. Portugiesen und Holländer hatten Franzosen und Briten den Platz geräumt und nun fingen die Briten an, die Herrschaft über die uneinigen Staaten zu ergreifen, die bis dahin Indien ausgemacht hatten. Da sie vom Sommermonsun über das Meer getragen

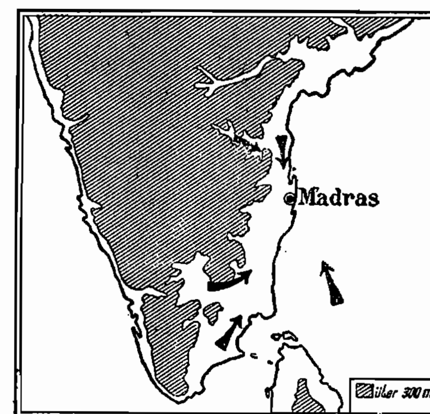
wurden, näherten sie sich natürlich dem Lande von Süden und Südosten her; die Landesteile, die sie zuerst erreichten, waren also die Karnatik-Küste und Bengalen. In diesen Ländern, die am weitesten von der Quelle der Unruhe im Nordwesten und auch von den Mittelpunkten der Macht entfernt lagen, wurden nun



Die Skizze zeigt den Sommer-Monsun, —P— die Portugiesische Route entlang der Küste Afrikas, —B— die britische Segelroute nach Madras und Kalkutta. → die nördliche Dampferroute nach Bombay.

Madras und Kalkutta als Regierungssitz ausersehen, und von Madras und Kalkutta aus verbreitete sich die britische Macht nach Nordwesten durch die Ebene und nach Westen durch den Dekhan. Auch von Westen her wurde das Land betreten, zuerst solange man den westlichen Weg dicht unter der Küste Afri-

kas nahm und dann wieder, als der Suezkanal eröffnet war, und zwar in Surat, der ältesten britischen Station, und in Bombay, der ältesten britischen Besitzung, die lange Zeit weniger Bedeutung hatte als Madras oder Kalkutta, die aber jetzt Madras weit an Bevölkerungszahl übertroffen und Kalkutta erreicht hat. Bis zur Eröffnung des Suezkanals war dieser Zugang weniger brauchbar, so daß in den Unruhen, die auf den Zusammenbruch der Mogulherrschaft folgten, die Reorganisation des



Die Lage von Madras

Landes unter britischer Herrschaft vorwiegend von Kalkutta und Madras, weniger von Bombay aus ins Werk gesetzt wurde und daß eingeborene Staatenbünde Zeit hatten, sich in den entfernteren westlichen und nordwestlichen Landesteilen zu bilden — die Mahratten auf der trockenen Hochfläche östlich von Bombay und die Sikhs in dem trockenen Land des Penjab. Es ist möglich, daß ohne das Dazwischentreten Britanniens einer oder der andere dieser Staatenbünde versucht haben würde, die Herrschaft über das ganze Land zu erlangen. Jedenfalls waren es

diese Bünde, gegen die sich die britische Macht schließlich durchsetzen mußte, und es bedurfte größerer Fähigkeit und Kraft, um sie zu unterwerfen, als anderwärts erforderlich gewesen war. Das fern von allen Zugängen zur See gelegene Penjab ist erst seit etwa einem halben Jahrhundert unter unmittelbare britische Herrschaft gekommen. Seit dieser Zeit ist keine Ausdehnung der britischen Macht durch Anwendung militärischer Gewalt mehr erfolgt, wenn auch Landesteile wegen Mißregierung oder mangels eines direkten Kronerben in den britischen Machtbereich übergegangen sind.

So also sieht Indien aus: zum größten Teil von Fremden regiert, was aber mit großen Gebieten immer der Fall gewesen ist; gegenwärtig von Kalkutta aus organisiert, weil dort der Zugang von der Ebene zum Ozean liegt, aber in Zukunft von Delhi aus, weil diese Stadt einzig in ganz Indien darauf Anspruch machen kann, daß von ihr aus Indien schon einmal regiert worden ist; mit sogenannten Eingeborenenstaaten, die auf keine längere Dauer zurückblicken als die britische Herrschaft in Indien selbst — der größere Teil unter ihnen despotisch von Fürsten regiert, die ihren Untertanen so fremd sind wie irgendein Engländer; Indien, das eine dichte Bevölkerung aus dem Vorrat an körperlicher Energie erhält, die aus den Erzeugnissen seines heißen feuchten Landes gewonnen wird, und doch noch nie imstande gewesen ist, sich selbst zu regieren oder eine dauernde Regierungsorganisation aufrechtzuerhalten; so verwaltet und regiert, daß weniger Vergeudung ersparter Energie vorkommt als je, seit der inneren Anarchie ein Ende gemacht worden ist und seit der Nordwesten — jetzt nicht nur von Kalkutta aus zugänglich, sondern durch eine Bahnlinie die ganze Länge des Industales hinauf — in starker Hand gegen jede Gefahr von Ruhestörungen oder Herrschgelüsten, von Afghanistan oder jenseits ausgehend, bewahrt worden ist. Ein Fortschritt ist erzielt worden. Und doch sind die britischen Herrscher lediglich Herrscher; die Lebensbedingungen in Indien sind von denen in Britannien so verschieden, daß sie niemals daran denken dortzubleiben; sie verbannen sich selbst zeitweilig nach Indien und kehren „heim“, wenn ihre Arbeit dort getan ist. Sie lassen sich nicht einmal so nieder, wie sich die mohammedanischen Eroberer in Delhi niedergelassen haben, und wenn sie sich je niederließen, so würden sie überwältigt oder aufgesaugt, so sicher wie andere Einwanderer überwältigt und aufgesaugt worden sind. Außerdem bleibt, wenn auch die Steppenvölker der Ebene jenseits Afghanistans gezähmt und organisiert worden sind, doch der Weg so offen, wie er es von jeher gewesen ist, und niemand kann voraussagen, was gefährlicher ist, organisierter Angriff oder der Einfall locker verbundener Horden.

Die geographischen Grundlagen bleiben unverändert die gleichen. Die heiße feuchte Festland-Halbinsel ist immer noch nach der See und nach dem Nordwesten zu offen. Die Europäer von jenseits des Meeres haben in ihrem nordischen Heimatland mit seinen mannigfaltigen und schwierigen geographischen Verhältnissen gelernt, härtere und immer härtere Nüsse zu knacken; sie haben gelernt, sich Indien zu nähern und es zu regieren, aber sie sind an die Lebensbedingungen in Indien selbst nicht gewöhnt, wo die Einwohner zwar fähig sind, sich leicht körperliche Energie zu verschaffen und an Zahl zuzunehmen, aber doch dieses Leben so bequem finden, daß es für sie keinen Ansporn gibt, in größerem Maß Energie zu ersparen und sie beherrschen zu lernen. Der Europäer bleibt nicht in Indien und der Eingeborene ist noch nicht fähig, das Land so wirksam zu regieren wie der Europäer.

XV

DIE AFRIKANISCHEN GRASLÄNDER: EINFLUSS-GEBIETE

Es ist nun offenbar, wie der allgemeine Verlauf der Geschichte in Europa und Asien durch die geographischen Grundlagen mitbestimmt worden ist und besonders, wie drei Kulturtypen sich allmählich an den Rändern der großen Ebene entwickelt haben. Bisher haben wir in dieser ganzen Entwicklung Afrika nur insoweit beachtet, als der schmale Streifen längs des Mittelmeeres in Betracht kam; vom übrigen Afrika war nichts anderes zu sagen, als daß die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien um das Kap herum eine der hervorragenden geschichtlichen Tatsachen ist.

Nun sehen wir eine Reihe scheinbar außergewöhnlicher Tatsachen vor uns. Während die Geschichte in Ägypten begann,* während viele der frühesten Ereignisse sich an den nördlichen

* Der Leser darf nicht vergessen, daß vor der ägyptischen Zeit jahrtausendelang der Mensch Fortschritte in der Kunst gemacht hatte, Energie anzuwenden und zu ersparen, und zwar unter den verschiedensten Bedingungen menschlichen Lebens auf der Erde. Es sind viele Versuche gemacht worden, zu einer Schätzung zu gelangen, wie lange der Mensch sich schon auf diesem steilen Anstieg abmüht; die Schätzungen schwanken zwischen zehntausenden und hunderttausenden von Jahren. Unser Wissen ist aber so kärglich, daß es nicht lohnt, diese Theorien zu besprechen; die Entwicklung der Kultur in Ägypten bildet ein überzeugendes Anfangskapitel.

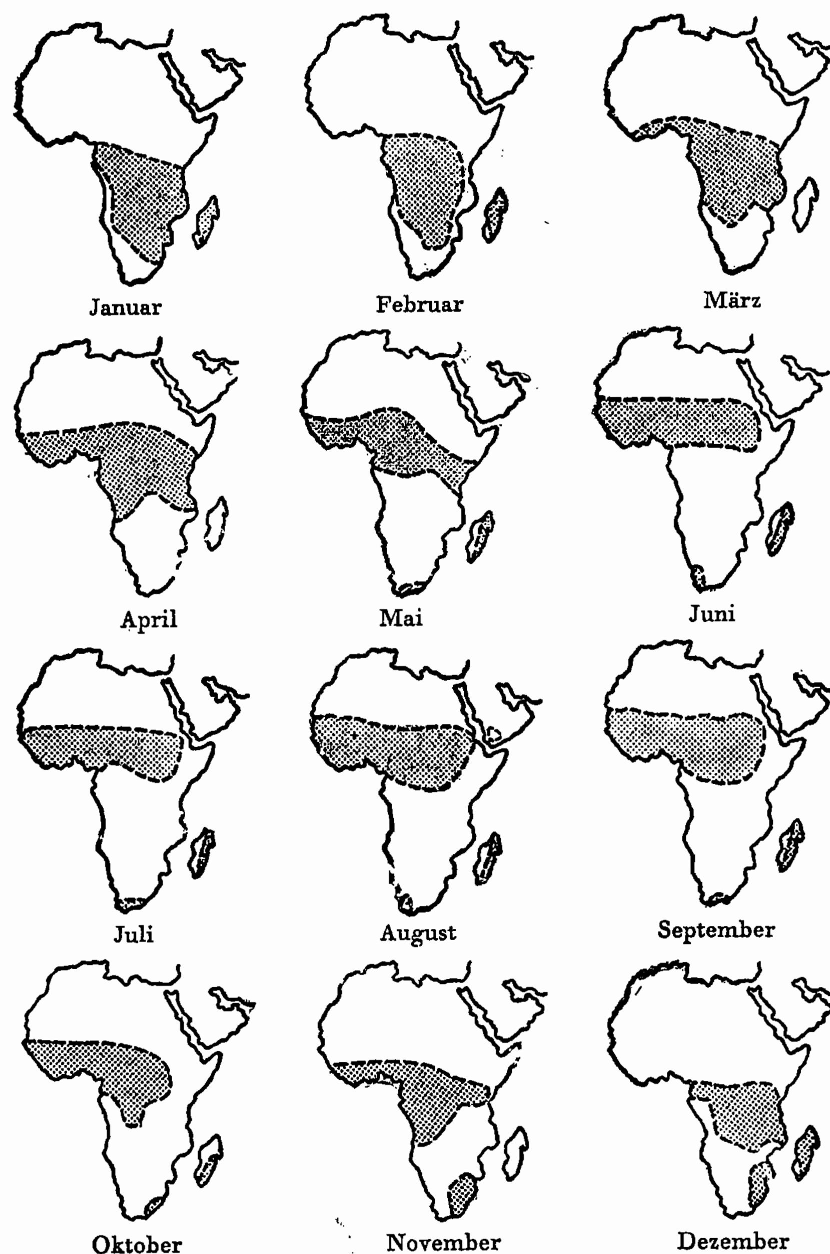
Küsten von Afrika abspielten, blieb dennoch das ganze übrige afrikanische Festland der zivilisierten Welt bis vor fünfhundert Jahren unbekannt. Obwohl tatsächlich der Weg nach Ostindien längs den Küsten Afrikas entdeckt worden war, ehe Kolumbus über den Atlantischen Ozean nach Amerika segelte, so blieb dennoch Afrika der dunkle Erdteil bis zur zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts, während Spanisch- und Portugiesisch-Amerika erobert und Nordamerika der Sitz einer großen Zivilisation wurde, die sich mit der Europas messen kann.

Wir haben im 2. Kapitel von dem Fehlen eines Ansporns gesprochen, der die eingeborenen Rassen im äquatorialen Afrika angeregt haben könnte, Energie zu ersparen; wir wollen nun die Tatsachen mehr im einzelnen betrachten, um zu sehen, ob sie einen Schlüssel zu dieser außergewöhnlichen Geschichte liefern.

Die Karte des Bodenreliefs zeigt uns, daß Afrika als Ganzes hoch über dem Meeresspiegel liegt und daß die Ränder steil zu großen Tiefen abfallen. Auf Karten, die Temperaturschwankungen im Verlauf des Jahres verzeichnen, zeigt sich, daß Afrika in Meereshöhe niemals kalt ist; zu allen Jahreszeiten ist der größere Teil des Landes warm und breite Landesteile sind heiß. Das Gebiet größter Hitze ist aber nicht beständig, sondern pendelt mit der Sonne nördlich und südlich des Äquators, da die Wärme von einem bestimmten Strahlenbündel sich auf einem engeren Raum verbreitet, wenn es die Erdoberfläche rechtwinklig zur Achse des Strahlenbündels trifft, als in einer anderen Lage; oder in anderen Worten: ein bestimmtes Gebiet empfängt mehr Wärme, wenn die Strahlen senkrecht einfallen, als wenn sie in einem mehr oder weniger geneigten Winkel einfallen. Teils infolge der geringeren durchschnittlichen Höhe des Landes im Norden, teils infolge der größeren Landmasse auf der

Nordseite, nicht nur in Afrika selbst, sondern auch im Norden und Nordosten dieses Kontinents, werden die höheren Temperaturen im Norden gemessen.

In gewissem Zusammenhang mit diesem Hin- und Herpendeln des Gürtels größter Hitze ist das stark ausgebildete Hin- und Herpendeln der Regenzonen, wie es in den beifolgenden Karten zu sehen ist. Regen entsteht durch Abkühlung der Luft, die genötigt ist, in Höhen aufzusteigen, wo sie sich ausdehnt und wo deshalb ihre Temperatur sinkt. Dieses Aufsteigen kann die Folge eines Zusammentreffens mit einem Hindernis sein, so z. B. einem Abhang, dem entlang sie aufsteigen muß. Aus diesem Grunde ist die Westabdachung des Dekkan im Sommer so feucht, denn die südwestlichen Winde werden gezwungen, aufzusteigen und sich durch Ausdehnung abzukühlen. Die westlichen Winde, die gegen die höhergelegenen Landesteile von Britannien wehen, bewirken, daß der Westen feucht ist, während ebenso hoch, aber weiter östlich gelegene Teile verhältnismäßig trocken sind, weil kein weiterer Aufstieg stattfindet. Es ist aber nicht nur das Land, das den Wind zum Aufsteigen veranlaßt; ein schwerer Luftstrom, der sich unter einen leichteren schiebt, meist weil dieser wärmer ist, veranlaßt diesen, aufzusteigen und auch dann muß er sich abkühlen. Einzig dieses Zusammenwirken von Luftströmen kann zu Niederschlägen auf offenem Meer führen, aber auch über Landmassen, die so flach sind, daß die Luft durch das bloße Hinströmen über sie nicht zum Aufsteigen gezwungen wird, und es kann natürlich auch als Nebenursache an regenreichen Hängen mitwirken. Der Regenfall über dem wärmeren Teil von Afrika kann etwa in der gleichen Weise zustande kommen. Die Luft im Äquatorialgürtel ist erhitzt und kühlere Winde von Norden und Süden können sich darunterschieben; diese wer-



Afrika: Niederschläge

Die punktierten Gebiete haben mehr als 100 mm Niederschläge; diese Regenzone wandert im nördlichen Sommer nordwärts, im südlichen Sommer südwärts.

den, da sie die Neigung haben, die gleiche Richtung einzuhalten, so abgelenkt, daß sie im allgemeinen aus der östlichen Richtung wehen. Aber es ist keineswegs sicher, daß die Verhältnisse so einfach liegen; es gibt einerseits Anzeichen, die darauf schließen lassen, daß die Luft in den äquatorialen Gegenden in verhältnismäßig dünnen Schichten nicht in großen Massen steigt und fällt, und andererseits zeigen Untersuchungen der obersten Luftschicht, daß eine ganze Reihe von Annahmen über die Beziehungen zwischen Luftdruck, Luftströmungen und Niederschlägen, die auf den in Bodennähe gemachten Beobachtungen beruhen, im Licht einer genaueren Kenntnis nachgeprüft werden müssen.

Was auch immer die Ursachen der Schwankungen sein mögen, ohne Zweifel besteht ein Hin- und Herpendeln des feuchten und trockenen Gürtels, so daß es im Westen sieben klimatische Zonen gibt: da ist ein schmaler Streifen entlang der Küste des Mittelmeeres, der am meisten Regen im Winter hat; dann folgt ein breiterer Gürtel, die Sahara, auf dem Regen selten ist und der sich von Osten nach Westen durch den ganzen Kontinent erstreckt, mit dem nördlichen Wendekreis als Achse; diesem folgt ein etwas schmälerer Gürtel, der Sudan, mit feuchtem Sommer, aber trockenem Winter; die äquatorialen Gebiete haben dauernd Regen, am stärksten, wenn die Sonne um Mittag senkrecht am Himmel steht; nach Süden zu wiederholen sich diese Zonen, aber es muß beachtet werden, daß im Norden „Sommer“ ist, wenn im Süden „Winter“ ist und umgekehrt und daß die Zonen im Süden eine geringere Ausdehnung in der geographischen Länge haben, teils wegen des kleineren Flächenraums des Landes und teilweise weil im Osten ein Ozean liegt. Die Ausdrücke „Winter“ und „Zone“ sind in diesem Fall etwas irreführend. Das trockene Gebiet im Süden — die Kalahari — erhält bedeutend mehr Regen als die Sahara, und das Gebiet, das Winterregen empfängt, ist nur ein schmaler Landstreifen im äußersten Südwesten. Im Osten nördlich des Äquators ist der Einfluß der großen Landmasse im Osten so stark, daß sich die Zonen der Westküste durch den ganzen Festlandbereich fortsetzen. Südlich des Äquators hat die Ostküste Sommerregen.

Die Wirkung dieser Verteilung der Niederschläge auf die Pflanzenwelt ist sehr auffällig. Unter dem Einfluß der schweren Regen und der starken Hitze sind zu beiden Seiten des Äquators mächtige Wälder emporgewachsen, die einen großen Teil des Kongobeckens und der Küste am Golf von Guinea einnehmen, während ein ähnlicher, wenn auch nicht so dichter Wald die Küste des Indischen Ozeans südlich von Sansibar begleitet; wo so selten Regen fällt, daß er etwas Außergewöhnliches ist, dehnt sich die große Wüste Sahara aus; aber andererseits gibt es infolge des Regenmangels zu einer Jahreszeit ein ausgedehntes Grasland, in einigen Teilen einem Park ähnlich, in anderen Teilen sich der Wüste nähernd, das grasfressenden Tieren Nahrung bietet, besonders allen Arten von Rindvieh und Wild, die imstande sind, große Hitze zu ertragen. Dieses Grasland dehnt sich vom westlichen Sudan durch ganz Afrika und südwärts fast bis zum Kap und erfüllt fast das ganze Festland südlich der äquatorialen Wälder.

Das sind also die großen geographischen Grundverhältnisse, die den Menschen beeinflußt haben, den zivilisierten, halb zivilisierten, barbarischen und wilden. Der große äquatoriale Wald ist kein Gebiet, in dem die Kultur gedeihen kann, aber es muß daran erinnert werden, daß er wie alle Wälder die Fortbewegung organisierter Banden hindert, die zu friedlichen oder kriegerischen Zwecken kommen. In Ägypten, von beiden Seiten durch

die Wüsten geschützt und mit einer doppelten Wasserversorgung aus dem äquatorialen Gebiet ständiger Niederschläge und aus Abessinien mit seinen Sommerregen, konnten die Menschen zuerst die Ersparnis von Energie im großen Maßstab erlernen; und wir haben gesehen, daß sie das auch taten. Auf den großen flachen Strecken Graslandes konnten die Menschen wandern, wie die Steppenvölker Eurasiens, aber wenn auch wesentliche Ähnlichkeiten vorhanden sind, dank der Ähnlichkeit der Verhältnisse, gibt es doch auch ebenso wesentliche Unterschiede, weil die Unterschiede in den natürlichen Bedingungen groß sind. In Afrika ist es niemals kalt; keine Vorbereitungen brauchen getroffen zu werden, um der Kälte zu widerstehen; Kleidung, eine Notwendigkeit für den Steppenbewohner, ist keineswegs unentbehrlich und damit fällt eine Notwendigkeit weg, die zur Energieersparnis führt. Die Grasländer sind, außer der Wüste entlang, nicht so trocken wie die Steppen Asiens und sogar die trockenen Länder sind nicht so zusammenhängend. Die Folge davon ist einerseits, daß größere Möglichkeiten bestehen, den Boden zu bearbeiten und kein Zwang, ein ausschließliches Hirtenleben zu führen; andererseits, daß die reinen Hirtenstämme danach trachten, die ackerbautreibenden zu beherrschen, wie die wandernden Araber die in Oasen lebenden beherrschen und wie die Nomaden Zentralasiens die Bauern in den Grenzgebieten bis vor wenigen Jahrhunderten beherrscht haben. Es ist also weniger Notwendigkeit, körperliche Abhärtung und Ausdauer zu entwickeln und es besteht eine größere Wahrscheinlichkeit, die fast einer Sicherheit gleichkommt, daß die mächtigeren Hirtenstämme, die selbst weniger zivilisiert sind, die Ausbildung sparsamer Gewohnheiten auch bei denen verhindern werden, die sie beherrschen.

Wirklich besteht die Geschichte Afrikas südlich der Sahara, soweit man überhaupt von einer Geschichte sprechen kann, in der Geschichte der verhältnismäßig langsamen Bewegungen der verschiedenen Hirtenstämme innerhalb dieser Grasländer. Sie ließen sich für einige Zeit in gewissen Gebieten nieder, sie unternahmen etwas Ackerbau, sie gründeten eine militärische Organisation, die es ihnen ermöglichte, entweder Tribut von den unterworfenen Stämmen zu fordern oder sie auszurotten, aber sie gründeten nie etwas, was einem zivilisierten Staat ähnlich wäre. Trotzdem scheint das Vorhandensein der alten Kultur im Norden und der Völker, die mit dieser Kultur in Fühlung standen, besonders zu beiden Seiten des Roten Meeres, immer einen gewissen Einfluß ausgeübt zu haben. Die langsamen Bewegungen dieser Hirtenvölker scheinen fast immer irgendwie im Nordosten ihren Ursprung genommen zu haben, in stärkerem oder geringerem Maße in Berührung mit dieser Kultur; sie haben zwei Hauptwege eingeschlagen, westwärts durch den Sudan und südwärts über die Hochfläche, so daß die Frühbevölkerung, wie die Buschmänner und Hottentotten, noch weiter südwärts gegen das Kap zu oder auch in den Wald gedrängt wurde und ihre Namen in mehr oder minder verstümmelter Form auf die Länder übertrug, in denen sie die Europäer fanden. Zulu und Matabele, Mashona und Massai sind alle innerhalb der letzten tausend Jahre nach Süden in die Gebiete gezogen, die wir nach ihnen benennen.

Im Sudan sind die Verhältnisse etwas anders gelagert, denn dort sind die Menschen unmittelbarer und ununterbrochener durch die angeregt worden, die an den Küsten im Süden des Mittelmeeres wohnten und die sowohl vor als nach der Verbreitung des Islam in geringer Anzahl ihren Weg durch die Wüste fanden und indem sie sich mit der Negerbevölkerung vermisch-

ten, diese lehrten, auf mannigfache Weise Energie zu ersparen. Hier in den feuchteren parkähnlichen Landschaften wird Baumwolle gepflanzt und mit Indigo gefärbt; hier gibt es Steinhäuser und ummauerte Städte mit einer nach Tausenden zählenden Bevölkerung und hier haben die mischblütigen Abkömmlinge nordischer Einwanderer Staaten gegründet, die Jahrhunderte gedauert haben. Aber das ist auch das höchste, was gesagt werden kann. Dieser Kulturtyp ist in seiner höchsten Entwicklungsform doch weniger wirksam als der, von dem er angeregt worden ist. An der Ostküste ist auch arabischer Einfluß in geschichtlicher Zeit fühlbar gewesen; Staaten sind begründet worden; aber dieser Einfluß hat nicht darauf hingewirkt, Energie zu ersparen, sondern eher auf das Gegenteil.

Innerhalb der Grenzen des Waldes und wo dieser dicht genug ist, um als Schutz gegen die Überfälle der Hirtenvölker zu dienen, aber wo er doch noch nicht dicht genug ist, um jede Initiative zu ersticken, ist es möglich, daß einige Stämme, ursprünglich von der nordischen Kultur dazu angeregt, eine Zuflucht gefunden haben, und daß sie in der Lage waren, ihre eigenen Methoden zu einem befriedigenden Leben auszugestalten; aber das waren Ausnahmen und im allgemeinen wurden nur sehr geringe Fortschritte gemacht.

Es ist also ziemlich klar, daß von den Eingeborenen Afrikas nicht viel zu erwarten ist; wir haben nun noch zu untersuchen, warum es den Kulturvölkern so lange unbekannt geblieben ist. Die Gründe dafür sind zwiefach. Einerseits standen greifbare Schwierigkeiten der Erforschung und Niederlassung im Weg; andererseits gab es für zivilisierte Menschen dort nicht viel Anziehendes. Die Schwierigkeiten waren offensichtlich; Wüsten und Wälder empfangen den Ankömmling an der Westküste von

Marokko bis südlich des Kongo, außer wo der Sudan in Senegambien das Meer erreicht, und hier war es auch, wo die ersten Versuche zur Niederlassung gemacht wurden. Südlich des Kongo zieht der trockenste und am meisten wüstenhafte Teil der Kalahari an der Küste entlang, und an der entgegengesetzten Ostküste ist Waldland. Wenn sie von jenseits des Meeres kamen, reisten die Forscher in Booten landeinwärts und suchten nach Flußmündungen, in denen sie aufwärts fahren könnten; aber in den tiefen Meeresteilen, die Afrika umgeben, haben die Gezeiten geringe Spannung; da, wo genug Regen fällt, um einen Abfluß der Gewässer zu ermöglichen, bilden die Flüsse, ehe sie ins Meer münden, Deltas, die schwer zu durchfahren sind. Die Flüsse selbst sind, abgesehen von den Gebieten mit beständigen Niederschlägen, meist für die Schiffahrt ungeeignet, da sie abwechselnd aus reißendem Wildwasser und Reihen von Wasserlöchern bestehen; sogar wenn sie schiffbar sind, erreichen sie doch ihr Delta erst, nachdem sie in Wasserfällen und Stromschnellen von den Hochflächen im Innern des Landes herabgestürzt sind. Die Länder selbst sind heiß, in vielen Teilen herrscht das Fieber; sie scheinen dem weißen Mann fremdartig, gleichen in nichts der Heimat und reizen ihn nicht zur Ansiedlung. Auch die Verlockung zum Forschen war nicht groß; in Afrika gab es weder eine Überlieferung von aufgespeicherten Geldschätzen noch von den Reichtümern und Gewürzen Indiens. Die Menschen fuhren an diesen ungastlichen Küsten vorüber und setzten ihre Reise fort, um Länder zu erreichen, in denen es Reichtum zu holen gab.

Und doch haben die geographischen Verhältnisse sogar das Vorwärtsschreiten des weißen Mannes bestimmt. Niederlassungen wurden eher an einer Stelle gemacht als an einer anderen; diese

Niederlassungen dehnten sich eher in einer Richtung als in einer anderen aus. Die Gründe für diese Niederlassungen waren teilweise örtlicher Art; teilweise hingen sie mit anderen Tatsachen in anderen Ländern zusammen. Es bestanden frühe Niederlassungen in Senegal und Gambia, weil diese Länder eher erreicht wurden und weil hier, zwischen Wüste und Wald, die Bedingungen etwas günstiger waren als anderswo. Eine ähnliche Stellung weiter südlich an der Küste von Angola wurde frühzeitig von den Portugiesen besetzt.

Das Kap besaß anscheinend keine Vorzüge; es gab dort weder Gewürze, noch Schätze, noch Sklaven und es war wenig daraus zu machen, so daß die Portugiesen vorzogen, die weiter nördlich gelegenen Küsten zu besetzen, die näher an Indien, dem Ziel der Fahrt lagen, und so das Kap für die Holländer frei ließen.

Die Herrschaft ging zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts an die Briten über, als ganz Europa unter den Fußtritten Napoleons lag und es dringend notwendig war, außenliegende Gebiete, die als französische Stützpunkte dienen konnten, zu besetzen und festzuhalten. Man fand, daß einerseits das Klima des Kaplandes von dem Britanniens nicht so sehr verschieden sei und andererseits, daß es der bequemste Ort für Zwischenlandungen auf der Fahrt nach Indien sei, wenn man eine andere Route einschlug als die Portugiesen, die dicht unter Land fuhren. Im Vertrauen auf die Beständigkeit der Westwinde und Passate verloren seegewohnte Männer keine Zeit, indem sie gegen die Winde aufzukreuzen suchten, sondern nutzten die Winde möglichst zu ihrem Vorteil aus, und schlugen den Kurs ein, der auf der Kartenskizze S. 308 eingezeichnet ist und der sie im Süden von Afrika in Landnähe brachte.

So haben Geographie und Geschichte wie immer, so auch hier zusammengewirkt, um die Wahl der menschlichen Niederlassungen mitzubestimmen. Die weitere Entwicklung ist ebenfalls durch das bestimmt worden, was ist und was gewesen war. Der Niedergang Portugals in seiner Stellung als Großmacht trug dazu bei, das Gedeihen der portugiesischen Kolonien zu beeinträchtigen, während die von Natur gesunde Küste von Portugiesisch-Ostafrika, das, wie wir gesehen haben, von feuchten Wäldern eingesäumt ist, wenig Anregung zu ausgedehnteren Niederlassungen bot. Von Senegal aus drangen die Franzosen wirklich nach Osten vor und indem sie zum Oberen Niger gelangten, besetzten sie ein Gebiet, das dazu beitrug, ihre Herrschaft in Nordafrika zu befestigen. Aber der wirksamste Vorstoß wurde natürlich vom Kap gegen Norden gemacht, über den höchsten Teil einer verhältnismäßig kühlen, offenen Hochfläche weg, den Teil des Kontinents, der sich am besten zur Ansiedlung für Menschen eignet, die an die besonderen Verhältnisse Europas gewöhnt sind. Am Kap landeten die Portugiesen überhaupt nicht; die Holländer, denen es vor allem um Geldgewinn zu tun war, die aber nicht vom kolonisatorischen Instinkt getrieben wurden, hielten das Kap einfach als eine Zwischenstation auf dem Wege nach Indien fest, wo man zu Reichtum gelangen konnte; in der Heimat konnten nur wenige Männer entbehrt werden und diejenigen, die kamen, hatten stets die Absicht, nach Hause zurückzukehren. Die Briten taten mehr; von Anfang an wurden Niederlassungen gegründet, und Ausbreitung kam in Gang; sie traten den alten Einwohnern, den Buschmännern und Hottentotten entgegen; sie traten auch den späteren Ankömmlingen, den Zulu und Matabele entgegen und brachten sie dazu, friedlich zu leben, und schließlich brachten sie auch die Abkömm-

21*

linge der ursprünglichen holländischen Einwanderer, die nicht an eine zentralisierte Herrschaft gewöhnt und weiter nach Norden gewandert waren, unter die eine Regierung. Mit der Herrschaft über die Länder, die mehr oder weniger für weiße Ansiedlung geeignet sind, entstand der Traum einer britischen Herrschaft, die sich von Norden nach Süden erstrecken sollte. Einmal wurde dieser Anspruch in Frage gestellt, als er mit dem französischen Anspruch zusammenstieß, ein Gebiet zu beherrschen, das sich quer durch den ganzen Kontinent erstreckte; aber in Faschoda oder richtiger im Englischen Kanal, wo die überlegene Flotte lag, wurde entschieden, daß die Wasser des Nil, ob sie nun von Alexandria aus oder von der Ostküste erreicht würden, unter einer und derselben Herrschaft bleiben sollten. Ein zweites Mal wurde er in Frage gestellt, und Deutschland setzte eine Zeitlang den Anspruch durch, ein Gebiet zu besitzen, das ebenfalls von der Ostküste aus erreicht wurde und das, im Zusammenschluß mit dem von Belgien besetzten, die britischen Besitzungen im Süden von denen im Norden trennte, das aber die Möglichkeit eines Bahnbaues vom Kap nach Kairo über die Hochfläche weg nicht verhindert hätte; aber schließlich entschied die überlegene Seemacht und die Freiheit, die sie für Transporte über See gewährt, daß Ostafrika unter britische Herrschaft kam.

Den ganzen Verlauf der Küste von Guinea entlang waren von den verschiedenen Nationen von dem Zeitpunkt der ersten Entdeckungsfahrten an Burgen, Festungen oder befestigte Niederlassungen gegründet worden, aber diese führten zu keinem erfolgreichen Weiterschreiten, denn die ganze Küste entlang zieht sich als Schranke die Brandung und dahinter lag der Wald, dicht und schwer zu durchschreiten, schon wegen der rein phy-

sischen Hindernisse, und durch Fieber und wilde Menschen noch unnahbarer gemacht. Erst in den letzten Jahren ist dieser Wald durchdrungen und das Land der Halbblut-Mohammedaner im Norden unterworfen worden. Wie zu erwarten ist, wurde dieses Land zuerst auf dem am wenigsten schwierigen natürlichen Zugang erreicht, nämlich durch den einen großen Strom, den Niger; es ist jetzt im Begriff, organisiert zu werden, wird durch eine Bahn mit der Küste verbunden und so in das System der Weltwirtschaft einbezogen, hauptsächlich als ein Gebiet, das für die europäischen Fabriken Baumwolle liefern kann, während die Waldgebiete am Niger fast noch unerforscht sind.

Das Land südlich des Äquator, das dieser Region des Sudan, des Senegals und des oberen und mittleren Niger entspricht, gewinnt ebenfalls an Bedeutung. Je mehr das Land weiter gegen Norden zu von der Südküste Afrikas organisiert worden ist, desto mehr hat es sich als kostspielig und unwirtschaftlich erwiesen, die Verbindung zu einem Teil des fernen Südens ausschließlich durch eine lange Bahnlinie aufrechtzuerhalten; die offene Hochfläche liegt näher am Osten als am Westen und ist vom Westen streckenweise durch das Trockengebiet der Kalahari getrennt, so daß weiter und weiter nördlich gelegene Häfen an der Ostküste wichtig geworden sind; aber ein jeder dieser Häfen ist auch entsprechend weiter von Europa entfernt und es scheint nun wahrscheinlich, daß das Gebiet des oberen Sambesi auf billigerem Weg von der Westküste erreicht werden kann, die vor Jahrhunderten von den Portugiesen besetzt worden ist.

So ist Afrika, das lang nur von barbarischen Völkern bewohnt war und das wegen geographischer Verhältnisse unerforscht geblieben ist, in letzter Zeit aus natürlichen Gründen und unvermeidlich unter den Völkern aufgeteilt worden, auf die es an-

kommt, und diejenigen, auf die es am meisten ankommt, haben bei der Teilung auch am meisten zu sagen gehabt. Aber noch bleiben die eingeborenen Rassen bestehen; sie sind noch zum größten Teil Hirtenvölker und ihre Behandlung ist eine noch ungelöste Frage.

XVI

DIE NEUE WELT:

GESCHICHTE VOR KOLUMBUS: SPANISCH-AMERIKA

Bis hierher haben wir unsere Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf die Alte Welt eingestellt; wir haben gesehen, wie sich drei Typen von Kultur am äußersten Rand der großen zentralen Ebene entwickelt haben, die sie alle drei beeinflußt hat. Die europäischen Menschen haben bei ihren Bemühungen, mehr Energie zu erwerben und zu ersparen, die unmittelbare Verbindung mit den anderen hergestellt und haben so halb zufällig Amerika entdeckt. Es erhebt sich nun die Frage: wieso haben die Europäer Amerika entdeckt, ehe die Amerikaner Europa entdeckten? Oder wir können die Frage auch anders ausdrücken: Warum haben die Eingeborenen Amerikas weder Lust noch Fähigkeit gehabt, außerhalb ihres eigenen Landes Energie zu beherrschen?

Eine Prüfung der geographischen Verhältnisse liefert uns die Antwort; wir werden sehen, daß die Lebensbedingungen so grundverschieden waren und sind, daß der Gang der Geschichte ebenfalls ganz anders sein mußte.

Welches waren also die geographischen Grundlagen von ausschlaggebender Bedeutung? Eine der wichtigsten, wenn nicht

die wichtigste, ist die sehr offenkundige, daß die Neue Welt kleiner ist als die Alte und besonders, daß in den Wüstengürteln sehr wenig Land ist. Die Verhältnisse lassen sich mit denen in Afrika vergleichen; infolge der geringen Ausdehnung der Landräume und des Fehlens von Land im Osten gibt es nur kleine Räume, die Wüste genannt werden können und deshalb auch keinen Raum, wo eine frühe Kultur sich hätte entfalten können. Das Vorhandensein des Wüstengebietes im Norden der Alten Welt, innerhalb dessen sich die frühen Kulturen entwickeln konnten, war zum Teil eine Folge des Umstandes, daß eine große zusammenhängende Landmasse vorhanden war — und die mittleren Teile eines weit ausgedehnten Landraums müssen notwendig trockener sein als seine Ränder — und zum Teil eine Folge des Vorhandenseins eines großen Landgebietes in Nordafrika, das im Bereich der Passatzone liegt und außerdem so gelagert ist, daß es das große Kernland Asiens nordöstlich vor sich hat.

Nun ist aber in der Neuen Welt keine große zusammenhängende Landmasse, die sich irgendwie mit der in der Alten Welt vergleichen ließe; die beiden Landgebiete in den Breiten der Wüstengürtel haben sowohl nach Osten wie nach Westen eine geringe Ausdehnung, das im Norden liegt im schmälsten Teil des Kontinents und das im Süden hat etwa die Ausdehnung Afrikas in der gleichen Breite, und was noch wichtiger ist, es gibt im Osten beider kein Land. Statt trockene Gebiete zu sein, sind sie im Gegenteil feucht, wenigstens auf ihren Ostseiten, wo die Passatwinde zuerst auf Land treffen. So haben die eigentlichen Wüstengebiete natürlich nur geringe Ausdehnung. In Südamerika nehmen sie nur einen schmalen Streifen längs der Westküste ein; in Nordamerika sind die öden Gebiete wenn auch nicht ganz so schmal, so doch auch klein. Die Ausdehnung wird

in jedem Fall durch das Bodenrelief mitbestimmt, das auch bei der Ausdehnung anderer landschaftlicher Typen mitbestimmend wirkt.

Die gesamte Anordnung der Landschaften in der Neuen Welt in ihren allgemeinsten Grundzügen ist überaus einfach, wenn auch natürlich eine Einzelgliederung nötig ist, falls wir verstehen wollen, inwiefern sie als bestimmender Einfluß gewirkt hat. In jedem Kontinent finden sich drei große Hochländer, die durch Tiefländer getrennt sind. Entlang der Westküste zieht sich das Kordillerenhochland, breiter in Nordamerika, besonders in seinem mittleren Teil, schmäler und höher in Südamerika, in beiden Fällen von Ketten höherer Gebirge begleitet, denn das Felsengebirge ist lediglich diejenige Gruppe von Ketten, die den östlichen Rand der breiteren mittleren Teile der Nordamerikanischen Kordillere bezeichnet. Im Osten der Kordillere befinden sich in jedem Kontinent zwei viel ältere Hochländer, die bis auf ein niedriges Niveau abgetragen worden sind — in Südamerika die Hochflächen von Guayana und Brasilien und in Nordamerika das Hochland der Apalachen und der große Laurentische „Schild", der so tief liegt, daß die Hudson-Bai, sein Mittelstück, von der See überschwemmt ist, so daß wir es nur mit einer Anstrengung der Einbildungskraft überhaupt noch eine Hochfläche nennen können. Die Kordillere ist eben gegen die alten harten Gesteinsmassen im Osten aufgefaltet worden und wo diese fehlen, wie im Gebiet von Westindien, hat sich die Kordillere ausgedehnt und bildet weite, auseinandergezogene Ketten, die zum Teil so niedrig sind, daß sie entweder knapp über dem Meeresspiegel liegen, wie in Mittelamerika, oder daß nur ihre höheren Teile über Wasser emporragen, wie in dem großen Bogen der Westindischen Inseln, oder aber, daß sie ganz untergetaucht sind.

Zwischen diesen Hochländern ist ein Tiefland, das sich in jedem Kontinent nach drei Richtungen erstreckt. In Nordamerika erreicht es seine größte Ausdehnung in der Ebene, die sich zwischen dem Felsengebirge und den Apalachen ausbreitet, am tiefsten gelegen, entlang der Nord- und Südachse da, wo der Mississippi fließt, nach Osten und Westen mit einer dem Auge unmerklichen Steigung sich erhebend, die aber doch so beständig ist, daß die Oberfläche schon 1,5 km hoch liegt, wo sie die unvermittelt im Westen aufsteigenden Berge erreicht. Zwischen dem Laurentischen Schild aus altem harten Felsgestein einerseits und den Apalachen andererseits liegt der schmälere Teil des Tieflandes, durch den der St. Lorenzstrom und der Mackenzie sich ihren Weg nach dem Atlantischen Ozean und dem N. Polar-Meer bahnen. In Südamerika liegt das große Tiefland zu beiden Seiten des Äquators, wird durch den Amazonenstrom und seine Nebenflüsse entwässert und hat einen verhältnismäßig schmalen Ausgang nach Osten zwischen den Hochflächen von Guayana und Brasilien. Nach Süden erstreckt sich eine Ebene, die von den Anden im Westen und von der Hochfläche Brasiliens im Osten begrenzt wird; während sich nördlich zwischen dem nordwestwärts gerichteten Bogen der Anden und der Hochfläche von Guayana ein viel kleineres Tiefland findet, durch das der Orinoko fließt.

Allerlei Folgen ergeben sich aus der Art und Weise, in der die Ausdehnung der Klimaprovinzen durch diese Bodengestaltung beeinflußt wird. Die äquatorialen Wälder der heißen feuchten Amazonasebene bedecken ein weites Gebiet, indem sie sich fast quer durch den ganzen Kontinent erstrecken und an den östlichen Abhängen der Anden emporziehen. Andererseits ist die Wüste Südamerikas, zwischen den Anden und dem Meer eingeschlossen, naturgemäß sehr schmal. Das Gebiet, das man als dem Sudan entsprechend betrachten kann, ist das Savannenland des Orinoko, von verhältnismäßig kleinem Umfang und mit einem Klima, das von dem des afrikanischen Sudan in verschiedenen wichtigen Einzelheiten abweicht; das gleiche gilt von den Savannen in den inneren Hochländern Brasiliens, die überdies aus alten harten Gesteinen bestehen, von denen das wenige Regenwasser, das überhaupt fällt, rasch wieder abfließt.

In Nordamerika ist das ödeste Gebiet in dem Hochland im Westen des südlichen Teiles des Felsengebirges. Die wenigen Flüsse, die sich von diesen trockenen Höhen gen Westen ergießen, fließen in tiefen schmalen Einschnitten, weit unter dem Niveau des ebenen Landes, und tragen so eher dazu bei, es noch trockener zu machen, als es ohnehin ist. Südlich dieser Wüste verengert sich das ganze Land und die Gebirgsränder nähern sich einander in dem großen Pik von Orizaba. Die östlichen Gebirgsränder, die von den Passatwinden mit Regen übergossen werden, sind feucht und dicht bewaldet, aber die mexikanische Hochfläche zwischen den Gebirgen ist verhältnismäßig trocken und empfängt im Winter monatelang nur sehr wenig Regen. Es gibt dort auch ein trockenes Gebiet, auf dem Gras wächst, auf den Hochebenen östlich des Felsengebirges; dieses entspricht den Steppen Asiens, ist ihnen aber keineswegs an Ausdehnung vergleichbar, denn gegen Norden und Osten ist das Land von Wäldern bedeckt, in denen im Norden Nadelwald überwiegt, die gegen den Atlantik zu in gemischten Wald übergehen und gegen den Golf von Mexiko zu schon fast tropischen Charakter annehmen. In Südamerika gibt es nur ein einziges Gebiet, das einigermaßen den Steppen entspricht, nämlich das östlich der Anden im jetzigen Argentinien gelegene Land.

So kommt es, daß diejenigen Gebiete, die denen in der Alten Welt entsprechen, wo die Menschen unter einfachen Verhältnissen dazu angeregt oder dazu genötigt wurden, Anstrengungen zu machen, um das Leben zu fristen, in Amerika nicht die gleiche Eignung haben, die sie zu Kinderstuben der Kultur macht. Es gibt keinen mächtigen Strom, der durch eine Wüste fließt und der zu einer Jahreszeit Wasser im Überfluß führt und Ernten ermöglicht und in der anderen so austrocknet, daß die Pflanzenwelt verdorrt. Es gibt kein Land, das gleichzeitig so warm ist, daß das Leben sich leicht erhalten kann und wo doch ein starker Ansporn darauf hinwirkt, die Voraussicht zu fördern, so daß Vorräte an Nahrung und anderen Gütern gesammelt werden, und wo genügender Schutz gegen die Einbrüche derer besteht, die den so aufgespeicherten Reichtum wegnehmen könnten.

Sogar die Steppenländer haben nur geringe Ausdehnung und die Völker, die für die Steppen der Alten Welt charakteristisch sind, glänzen durch Abwesenheit; das ist zum Teil die Folge eines anderen Mangels, den die Neue Welt im Vergleich zur Alten Welt aufweist: von all den Tierarten, die sich von Gras ernähren und die in Asien und Afrika gezähmt worden sind, ist keine einzige in Amerika einheimisch. Es gab keine Kamele, Pferde, Esel, Schafe oder Ziegen und vor allem fehlte, bevor es von Europa aus eingeführt wurde, völlig das Rindvieh, das eine der frühesten Formen darstellt, mit der Energie erspart wurde. Es gab keine Lasttiere, durch die der menschlichen Energie die Aufgabe erspart werden konnte, Sachen von einem Ort zum andern zu befördern, es gab auch keine Milch und keines der Nahrungsmittel, die aus Milch gemacht werden. Diese Feststellung bedarf vielleicht einer ganz leichten Einschränkung. Bisons oder Büffel, wie sie oft fälschlich genannt werden, zogen in unzähligen Herden durch die Grasländer und es ist kein einleuchtender Grund dafür vorhanden, warum sie nicht gezähmt wurden. Es wird manchmal behauptet, daß sie unzähmbar seien. Ob dem so ist oder nicht, die Tatsache bleibt bestehen, daß sie niemals gezähmt worden sind und daß diese Tiere allein das Dasein von körperlich tüchtigen Nomadenvölkern ermöglicht hätten, die durch ihre Fortbewegung einerseits die Bewohner der weit abgelegenen Gebiete an den Rändern der Steppe hätten beeinflussen können und doch andererseits so viel Seßhaftigkeit gehabt hätten, als aus dem Besitz ersparter Energie oder ersparten Kapitals fließt. Die Nomaden der Neuen Welt müssen notgedrungen mit leichtem Gepäck reisen; das mag rasche Bewegung ermöglichen, es verleiht aber keine unwiderstehliche Wucht. In der Neuen Welt dürfen wir also keine großen Wanderbewegungen ganzer Völker erwarten, die alles vor sich wegfegen, ähnlich denen, die wir schon in der Alten Welt gesehen haben. Aber sogar der von den Negern ausgebildete Typ der Kultur war ganz unmöglich, soweit er auf den Besitz von Rindern gegründet war, denn der Bison war in Südamerika nicht vorhanden.

Es fehlen also alle die Bedingungen, die in der Alten Welt eine verhältnismäßig rasche Entwicklung der Frühkulturen möglich machten und förderten.

In Nordamerika erstreckt sich das Landgebiet, das am trokkensten und am meisten der Wüste ähnlich ist, ungefähr vom Nordwesten des Golfs von Mexiko am innersten Winkel des Golfs von Kalifornien vorbei. Hier ist es zu allen Jahreszeiten warm und im Sommer sogar heiß, so daß das Leben überall da, wo es überhaupt möglich ist, verhältnismäßig bequem ist. Obwohl die Flüsse meist tief unter dem allgemeinen Niveau des Landes fließen, können sie doch stellenweise von kleinen Gemeinschaften

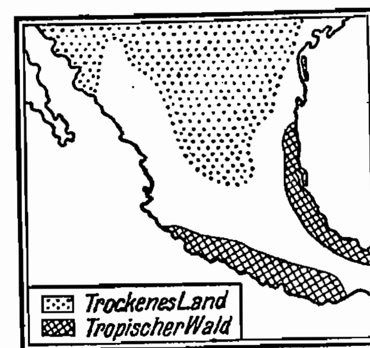
zur Bewässerung benützt werden. Weiter nach Süden steigt die Hochfläche von Mexiko beträchtlich an, ist verhältnismäßig trocken, durch das trockene Land im Norden und ebenfalls durch die dichten Wälder schwer zu erreichen, welche die tiefer liegenden Abhänge gegen Osten und Süden bedecken. Hier ist also ein warmes Land, das von den aus dem Hochland herabströmenden Flüssen mit Wasser versehen wird, wodurch der Regenfall ergänzt wird, der im Sommer reichlich, im Winter hingegen kärglich ist, und das ein gewisses Maß von Schutz genießt. In dem Wüstengebiet gegen Norden konnte der Wasservorrat nur eine weit zerstreute Bevölkerung unterhalten, aber auf der mexikanischen Hochfläche besteht die Möglichkeit für kleine Gemeinschaften, hier und da miteinander in Berührung zu kommen. Es besteht weder der gleiche Schutz noch die gleiche Grundlage für eine dichte Bevölkerung wie in Ägypten, aber immerhin ist es das Ägypten ähnlichste Gebiet nördlich des Äquators in der Neuen Welt.

Daß die Wüste und der Wald als Schranke keineswegs zuverlässig waren, können wir aus dem ersehen, was wir von der Geschichte Mexikos wissen. Wenig genug ist davon bekannt, aber es scheint wahrscheinlich, daß eine Reihe von Wellen kriegerischer Völker aus dem trockeneren Norden hereingeschlagen ist, von denen eine jede die fortgeschrittenere Form der Kultur, die sie vorfand, teilweise zerstörte und sich dann zum Erben dieser Kultur machte. Einige mögen lediglich als wandernde Jäger aus den trockenen Ebenen östlich der Felsengebirge gekommen sein, andere mögen einige Kenntnis von der Kunst, Energie zu ersparen, mitgebracht haben, die sie in den kleinen zerstreuten Gemeinschaften der wüstenhaften Länder gelernt hatten — so den Hausbau mit getrockneter Erde „adobe"

oder die Kultur des Maises als Nahrungsmittel, oder der Baumwolle für Kleidung. Jedenfalls finden wir in Mexiko kleine Stammesgemeinschaften, die in ständigen „Pueblos", steinernen Gemeinhäusern wohnen, sich in Baumwolle kleiden und deren Hauptnahrungsmittel aus Korn besteht, das in besonderen Kornspeichern in diesen Pueblos aufbewahrt wird. Bünde von zwei oder drei dieser Pueblos beherrschen zeitweilig andere auf kleine Entfernungen, erheben Tribut von Korn und Baumwolle und



Mexiko: Relief



Mexiko: Vegetation

werden dann ihrerseits wieder genötigt, die Oberherrschaft anderer Bünde anzuerkennen.

Hier ist unleugbar ein bedeutender Fortschritt erzielt worden. Nur durch ein seßhaftes Leben können große Vorräte an Energie in anderer Form als der von Herden angesammelt werden. Diese Völker hatten sich seßhaft gemacht, um Energie in Form von Nahrungsmitteln anzuhäufen, und zwar in einer Art, die sogar heute noch länger aufbewahrt werden kann als irgendwelche andere, wenn sie auch am meisten Mühe bei der Zubereitung erfordert. Die Früchte, die von dem Wilden gegessen werden, können sofort nach dem Pflücken verzehrt werden; es bedeutet

einen Fortschritt, wenn er Wurzeln ausgräbt, denn die meisten davon erfordern irgendwelche Zubereitung, ehe sie gegessen werden können; aber Saatkorn, durch Geschlechter von Landwirten ausgewählt und verbessert, so daß es immer größer wird, verlangt nicht nur Sorgfalt und Aufmerksamkeit beim Anbau, um den größtmöglichen Nutzen aus ihm zu ziehen, sondern verlangt auch noch umständliche Zubereitung nach der Reife, ehe es in den für Nahrungszwecke günstigsten Zustand gelangt; man erinnere sich der mannigfachen Vorgänge, durch die das Korn gehen muß, ehe es verzehrt wird und vergleiche sie mit denen, die nötig sind, um Äpfel oder Bananen, oder Rüben und Kartoffeln eßbar zu machen. Weizen kannten die Bewohner der Neuen Welt nicht, aber den Mais, das Korn der Indianer, die Getreideart der Neuen Welt. Er verlangt weniger Sorgfalt während des Wachstums als der Weizen, auch die Zubereitung ist weniger umständlich, und er war in einer oder der anderen Art über den ganzen Kontinent verbreitet. Er kann von einem Stamm angebaut werden, der nur lang genug an einem Ort bleibt, um im Wald eine Lichtung zu machen, die Saat auszustreuen und der dann, wenn die Saat reif geworden ist, zurückkehrt, um sie zu ernten und zu verzehren. In diesem Fall werden wenig Ersparnisse gemacht. Er kann aber auch auf trockenem Land angebaut werden, das bewässert wird, und ein Teil der Ernte kann dann aufbewahrt werden; das taten die früheren Bewohner von Mexiko. Und nicht nur hatten sie so aus den Zeiten des Überflusses genügend Energie erübrigt, um für die Zeiten der Not vorzusorgen, sondern sie wurden auch durch diese Ersparnis von Energie in die Lage gesetzt, sich zu schützen; die Pueblos waren wirkliche Festungen, in die sich die ganze Bevölkerung zurückziehen konnte, und da sie von ihren angesammelten Vorräten

lebten, waren sie in der günstigen Lage, Angriffen eine Zeitlang standzuhalten. Außerdem war nicht ihre ganze Zeit mit dem bloßen Streben nach Erhaltung des Daseins ausgefüllt, sie hatten genügend Energie übrig, um sich einigen Schmuck des Lebens gestatten zu können, sie fertigten einfache Bildhauerarbeiten an und sammelten hübsche Zieraten aus Gold und Silber, die sie gemacht hatten.

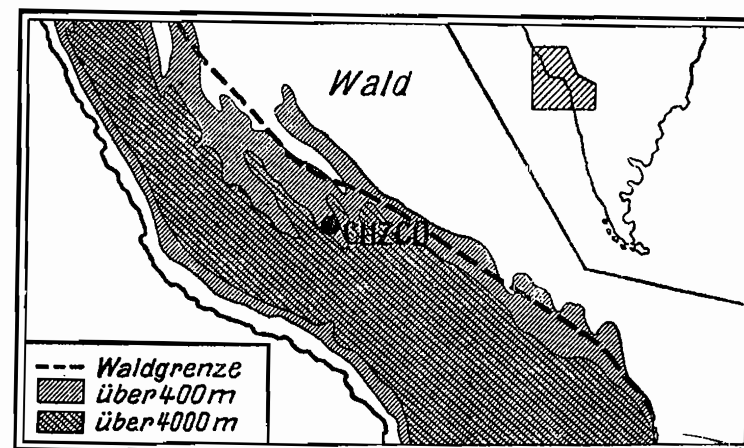
Aber doch stand dieser Fortschritt in der Beherrschung der Energie nicht auf einer sehr hohen Stufe. Die geographischen Verhältnisse und die Geschichte dieser Völker verlegten den Nachdruck auf die kleinen Einheiten. Es gab nichts, was Zusammenschluß im großen hätte anregen können. Die Herrschaft, die eine Gruppe von Pueblos über die anderen ausübte, war in keiner Weise ein Königtum oder eine Regierung; es war keine Gebietsausdehnung damit verbunden. Sie bestand lediglich in einer Erhebung von Tribut unter Drohungen — also in Erpressung. Es gab keine Vorkehrungen, um das Gebiet, aus dem Tribut erhoben wurde, nach außen zu schützen, so daß mehr Energie hätte erspart werden können; es gab keine Idee der Nationalität; es war nicht einmal ein militärischer Despotismus, wie in Assyrien; die zeitweilig obenauf befindlichen Pueblos konnten ihre Oberherrschaft nur deshalb ausüben, weil die anderen, schwächeren Pueblos ebenfalls uneinig waren; Tribut wurde nur deshalb erpreßt, weil man völlige Vernichtung fürchtete, falls man ihn verweigerte. Die Bedeutung Mexikos liegt darin, daß man hier eine wirksamere Methode der Energie-Ersparnis entwickelt hatte, als anderswo in kleinen Gemeinschaften, denn es war auch hier keine soziale oder politische Organisation entwickelt worden, die über die elementarste Form hinausgegangen wäre. Nicht nur sehen wir einen beständigen Wechsel in den

herrschenden Pueblos — die Azteken waren nur gerade obenauf, als die Spanier kamen und sie waren es erst seit einigen Menschenaltern gewesen —, sondern es wurden auch bei feindlichen Angriffen von außen ungenügende oder gar keine Versuche gemacht, zu einer Einigung zu gelangen, ja, es geschah eher das Gegenteil. Das erklärt, wieso sich die Spanier mit solcher Leichtigkeit und mit nur einer Handvoll Männern so rasch zu Herren über das ganze Land machen konnten.

Es gab noch ein zweites Gebiet, in dem der mexikanische Kulturtyp ebenfalls ausgebildet worden war; möglicherweise besteht irgendein Zusammenhang zwischen den beiden, aber einstweilen wissen wir wenig mehr, als daß in der tiefgelegenen Halbinsel Yukatan östlich von Mexiko und von ihm durch ein Waldgebiet getrennt, ein Volk gelebt hat, das so weit oder sogar weiter als irgendein anderes Volk auf dem Kontinent gekommen war. Das Klima von Yukatan ist insofern eine Ausnahme an der Golfküste, als es nur während einiger Sommermonate viel Regen empfängt, während die umliegenden Gebiete zu allen Jahreszeiten Überfluß an Regen haben; diese sind waldbedeckt, während Yukatan ein Grasland und Wasser dort wertvoll ist.

In Mexiko und Yukatan waren die Verhältnisse nicht ganz unähnlich denen in den Gebieten, wo in der Alten Welt die ersten Kulturfortschritte gemacht wurden. In dem anderen Gebiet, das wir betrachten müssen, besteht zwar eine merkwürdige grundlegende Ähnlichkeit, doch sind die stärker hervortretenden Tatsachen grundverschieden. In Nordamerika sind die Grasländer klein im Vergleich zu denen Eurasiens, und das einzige Tier, das allenfalls hätte gezähmt werden können, was aber nicht geschehen ist, war der Bison, so daß es kein Volk gab, das den Hirtenvölkern der Alten Welt vergleichbar wäre. In Südamerika

ist das kühle Grasland sogar noch auf ein kleineres Gebiet beschränkt, und wenn auch das tropische Grasland größere Ausdehnung hat, so haben wir gesehen, daß dort nicht einmal der Bison heimisch ist; die Wüste ist wenig ausgedehnt und der große tropische Urwald bedeckt alles übrige. So ist kein triftiger Grund vorhanden, zu erwarten, daß besondere Fortschritte



Das breite Hochland im Westen Südamerikas

Kuzko, wenig über 3500 m hoch gelegen, ist nicht so heiß wie das Tiefland auf beiden Seiten.

in der gleichen Richtung wie in der Alten Welt dort gemacht worden wären.

Doch bestehen in Südamerika Bedingungen, wie man sie nirgendwo anders auf der ganzen Erdkugel findet. Aus der großen von Urwald bedeckten Ebene des Amazonengebiets erhebt sich im Westen das Anden-Hochland, 300—400 km breit und über 3000 m hoch, während seine Gebirgsumrandung noch 1500 m höher ansteigt; der östliche Gebirgsrand ist waldbedeckt, der westliche überblickt eine trockene und staubige Ebene. Die tiefer

gelegenen Teile der mittleren Hochfläche sind verhältnismäßig warm und trocken, die Nächte aber sind kühl. Dieses Klima ist eine natürliche Folge großer Höhe in Nähe des Äquators; weiter vom Äquator entfernt wäre Land in dieser Höhe zu kalt, und sogar in diesen Breiten sind noch höher gelegene Landstriche, etwa in der Höhe der Gebirgsumrandung, zu kalt für das Dasein primitiver Völker. Dazu kommt, daß der mittlere Teil der Hochfläche nicht zusammenhängend ist. Die umrandenden Bergzüge rücken zusammen und teilen das bewohnbare Land in Becken, die wohl untereinander zugänglich sind, aber doch nur eben mit Schwierigkeiten; während auch innerhalb dieser Becken das Land keineswegs eben ist, sondern Berg und Tal dort abwechseln.

Hier ist also ein weiteres Gebiet, wo — wenn überhaupt — eher als irgendwo anders in Südamerika sich ein höherer Typ der Kultur entwickeln konnte, und hier fanden die Spanier die Inka, wie sie die Azteken in Mexiko fanden; ein Volk, das bis vor kurzem das ganze Land beherrscht, aber nur ein Erbe angetreten hatte, das zweifellos mit einigen Rückschlägen unter verschiedenen Händen durch viele Jahrhunderte entwickelt worden war. Aber diese hatten ihr ganzes Gebiet wirklich organisiert, was die Azteken nicht getan hatten, und die Organisation ihres eigenen Heimatlandes um Kuzko war wahrscheinlich viel älteren Datums als die Erbauung der aztekischen Pueblos. Vielleicht ist sogar die Entwicklung in einer oder der anderen Form schon so frühzeitig vor sich gegangen, daß in den frühesten Zeiten das ganze Gebiet, das, wie man weiß, raschen Niveauschwankungen ausgesetzt ist, einige hundert Meter tiefer gelegen war als heute, und daß damals das Leben an Stellen möglich war, wo das Klima heutzutage zu kalt ist, um z. B. Korn reifen zu lassen.

In den verschiedenen Becken der Hochfläche also, bis zu einem

gewissen Grad durch die menschenleeren Gebiete hoher und kalter Gebirgsschranken und anderer dazwischenliegender Hochlandteile geschützt, haben menschliche Gemeinschaften Methoden zur Ersparnis von Energie entdeckt und sie nach und nach verbessert. Mit Wasser aus den kälteren Bergen bewässerten sie fruchtbare Böden, pflanzten und speicherten Kartoffeln und Mais auf, die einen einheimisch, der andere zweifellos durch Einwanderer aus dem Osten eingeführt, die zunächst wohl die eingeborene Bevölkerung mit Untergang bedrohten, dann aber durch Blutmischung kräftigten. Durch die Benützung des einzigen Tieres der Neuen Welt, das Völker zähmten, die nicht der Jägerklasse angehörten, wurden sie instand gesetzt, Energie auf mancherlei Arten, die den anderen Völkern unbekannt war, anzuwenden und zu ersparen. Das Lama, ein Tier von der gleichen Art wie das Kamel, ist wie sein größerer Verwandter in trockenen Ländern heimisch, aber anders als das Kamel hat es seine Heimat auf den Hochflächen. Das Lama wurde als Lasttier, wenn auch nicht als Zugtier gebraucht, es lieferte Nahrung, wenn auch keine Milch und außerdem die Rohmaterialien für die Kleidung; ihm hat nicht zuletzt der Andenstaat die Möglichkeit eines Wachstums seiner Herrschaft zu danken. Nachdem sie das natürliche Gebiet organisiert hatten, von dem Kuzko der Mittelpunkt ist, beherrschten die Inka die verschiedenen sozialen Organisationen, die sich in ähnlichen Becken im Norden und im Süden entfaltet hatten; da sie aber keine bloßen Erpresser waren wie die Azteken, hatten sie auch das Ganze organisiert. Sie taten noch mehr: sie stiegen in die westliche Küstenwüste hinab, sie herrschten und organisierten auch dort und machten einen Staat aus einer größeren Anzahl von kleineren Gemeinschaften, die durch Ausnützung des Wassers, das in Flüssen aus den Höhen

über die Berge herabströmte, die bewässerten Landstriche ringsum bebauten und so auf eine der ägyptischen ähnliche Weise Energie gewannen. Trotzdem standen diese Gemeinschaften fremden Eroberern viel mehr offen als die in Ägypten, und waren doch zu vereinzelt, um sich zu einiger Abwehr gegen Eindringlinge zusammenzuschließen, die mit einer organisierten Macht kamen.

Es mag seltsam scheinen, daß auf der Inselkette, aus der Westindien besteht, kein Volk gewesen ist, das eine ähnliche Kultur entwickelt hätte wie die Griechen. Wie wir erwarten können, waren die meerbestimmten Lebensbedingungen nicht ganz ohne Wirkung, denn die Inseln waren von mindestens zwei Rassen bewohnt, die leicht von einer Insel zur anderen übersetzen konnten; die Einfälle der zweiten dieser Rassen, der Kariben, die dem Meer um diese Inseln den Namen gaben, wurden durch die Ankunft der Spanier unterbrochen. Aber es fehlten dort zwei Grundbedingungen, die dazu beitrugen, die griechische Kultur zu entwickeln. Einerseits kamen die Einwohner aus einer Gegend, wo es nur eine tiefstehende Kultur gab, — sie hatten ursprünglich die Waldländer zwischen dem Orinoko und dem Amazonenstrom bewohnt, vielleicht sogar noch weiter südlich gelegene, und waren nur dadurch Schritt für Schritt hinausgelockt worden, die Inseln zu besetzen, daß die erste unter ihnen, Trinidad, in Sicht der Orinokomündung liegt und weil auf diesem Fluß eine gewisse Vertrautheit mit der Schiffahrt erworben worden war. Andererseits sind die festländischen Küsten des Karibischen Meeres ebenso wie die darin liegenden Inseln regenreich und zum größten Teil waldbedeckt, haben also gerade die natürlichen Bedingungen, die nie zu hoher Entwicklung führen. Die Lage der Griechen war ganz anders; die Länder rings um das Mittelmeer

waren die Heimatgebiete derer, die gelernt hatten, wie man gut lebt, und welches auch der Ursprung der Griechen sein möge, so kamen sie doch jedenfalls aus einem Stamm, der schon gewisse Fortschritte gemacht hatte. Wir haben es vielleicht so dargestellt, als ob die Kultur Ägyptens sich ausschließlich bodenständig entwickelt hätte, aber es darf nicht vergessen werden, daß hinter den Ägyptern lange Zeiten der Entwicklung lagen. Die Bewohner Westindiens kamen aus Ländern, wo frühe Entwicklung am allerwenigsten zu erwarten ist, und sogar nachdem sie sich hatten verlocken lassen, über See zu gehen, haben sie sich wenig weiterentwickelt. Zudem waren die Inseln der Griechen nicht nur trocken und sonnig, mit Verhältnissen, die zur Entwicklung anregten, sondern die Küsten des östlichen Mittelmeeres waren die Heimat von Menschen, die es gelernt hatten, unter den verschiedensten Verhältnissen gut zu leben, und wenn die Griechen nach anderen Ländern segelten, sahen sie Menschen, die das Leben anders angriffen als sie selbst, während die Kariben und ihre Vorgänger sich — mit Ausnahme der Meeresumgebung, die wirklich einen gewissen Einfluß ausübte — Bedingungen ausgesetzt sahen, die wenig von denen des Festlandes abwichen, von dem sie kamen, und auf ihren Seereisen, wohin diese auch führen mochten, wenig zu sehen bekamen, was ihnen neu war. Es entwickelte sich demzufolge auch auf den Westindischen Inseln kein bemerkenswerter Fortschritt.

So gab es also zwei Gebiete in der Neuen Welt und nur diese zwei, die sich mit denen in der Alten Welt vergleichen ließen und wo die Menschen sich über den Stand von Wilden durch die Tatsache erhoben, daß dort einerseits das Leben verhältnismäßig leicht und kleine Gemeinschaften vor feindlichen Überfällen geschützt waren, und daß andererseits doch genügend

Ansporn zum Ersparen von Energie vorhanden war. Das heißt, diejenigen Länder in der Neuen Welt, wo Fortschritte gemacht wurden, glichen denen in der Alten Welt darin, daß sie warm und verhältnismäßig trocken waren; dennoch war der Fortschritt nicht so rasch, weil die Verhältnisse nicht ganz so günstig lagen. Es war natürlich, daß die Völker der Alten Welt die der Neuen entdeckten und nicht umgekehrt, denn die Rassen auf den Hochflächen waren die einzigen Leute, die weit über den Stand von Wilden hinausgekommen waren, und sie blieben außer Berührung mit dem Ozean. Sie lebten in einer Umgebung, die für eine frühe Entwicklung weniger günstig war als Ägypten, und noch weniger günstig für weitere Ausdehnung zu sein scheint. Hoch oben auf den andinen und mexikanischen Hochflächen ist die Verbindung schon zwischen den anliegenden Hochlandgebieten schwierig, um so mehr die mit den Tiefländern zu beiden Seiten und dem Meere jenseits. Handel gab es, wenn überhaupt, nur wenig; man machte sich keine Gedanken über die Gestalt der Erde; noch weniger ahnte man, daß diese Frage eine praktische Bedeutung haben könnte, oder daß es andere Länder gebe, die Reichtümer besitzen, die man auf dem Weg über den Ozean erreichen könnte.

Der Ozean wirkte auf diese Völker noch nicht einmal furchterregend, da er ja noch kaum bekannt war; diese Höhen, sogar unter modernen Verhältnissen seitab gelegen und schwer erreichbar, waren die Heimat von Menschen, für die es keinen Anreiz gab, Wege in andere Länder zu suchen, von deren Dasein sie durchaus nichts wußten. Wenn so auch die Verhältnisse in anderen Teilen des Kontinents der Art waren, daß sie allenfalls die Sitze einer fortgeschritteneren Kultur hatten werden können, so fehlten doch völlig die Anreize, die den Fortschritt der europäischen Kultur verursachten. Wenn man sich die Länge der Perioden klar macht, während welcher der menschliche Fortschritt vor sich gegangen ist, und dazu die Vorzüge der Alten Welt, mit der Neuen verglichen, dann wundert man sich weniger darüber, daß die Kultur in der Neuen Welt hinter der in der Alten zurückstand, sondern eher darüber, daß sie so wenig zurückstand.

Die in der Neuen Welt bestehenden Verhältnisse gestatteten zwar nicht die Entstehung einer fortgeschrittenen Kultur, doch wurden sie dadurch wichtig, daß sie unmittelbar und mittelbar bestimmten, wie sich die verschiedenen Formen der Kultur, die ihren Ursprung in Europa hatten, bei der Verpflanzung auf den neuen Boden entwickeln konnten; unmittelbar, weil Bodengestalt und Klima darüber entschieden, wo sich die Menschen niederließen, die schon gelernt hatten, Energie zu beherrschen und noch mehr beherrschen wollten, und die sich mit möglichst geringem Aufwand an Energie weiterbewegen konnten; und auch mittelbar, weil es nämlich leichter war, in der einen Richtung handelnd vorzugehen, als in einer anderen, und zwar infolge der Nachwirkung der früheren Geschichte. Wir haben schon gesehen, wie die Entdeckung der Neuen Welt unter spanischer Leitung vor sich ging und warum es gerade Westindien war, das zuerst und vor den Ländern Nordamerikas entdeckt wurde, weil es in der gleichen Breite lag wie die Länder, aus denen die Gewürze zu kommen pflegten und in der Richtung, nach der die Passatwinde von Nordafrika aus wehen. Es war aber ein Unterschied zwischen Westindien, wohin die Spanier kamen, und Ostindien, wohin sie gekommen zu sein meinten und wohin die Portugiesen tatsächlich kamen. Weil Ostindien von Menschen bewohnt war, die in organisierten Gemeinschaften leb-

ten, wenn auch weniger fortgeschritten als die Europäer, war es eine Quelle von Handelsgütern, von Dingen, die entweder an sich wertvoll waren oder als wertvoll angesehen wurden, und die Portugiesen erlangten sofort das, was sie suchten, und brachten es in ihren Schiffen zurück. Westindien aber, in dem Menschen einer weit niedrigeren Stufe wohnten, hatte nur wenig zu liefern, und die spanischen Versuche, zu kolonisieren, gingen anfänglich nur langsam vonstatten. Sie wären wohl noch langsamer vonstatten gegangen und hätten sogar mit einem vollkommenen Fehlschlag geendet, ohne das Vorhandensein dieser Gemeinschaften, die etwas weiter fortgeschritten waren als die anderen, und von denen wir gesprochen haben — auf dem mexikanischen Hochland, im Tiefland von Yukatan und auf der Anden-Hochfläche mit dem Wüstentiefland im Westen. In beiden Fällen führte die Entdeckung der Kultur im Tieflande zu der Kenntnis der Kultur auf der Hochfläche, und die Spanier konnten sich rasch zu Herrschern eines Gebietes aufwerfen, das, falls es von wilden Stämmen bewohnt gewesen wäre, erst nach Jahren, wenn nicht nach Jahrhunderten, zu organisieren gewesen wäre. Die wesentlichen Teile des spanischen Herrschaftsbereiches in der Neuen Welt waren die Länder, in der die Kultur schon gewisse Fortschritte gemacht hatte und wo man, wenn auch keine Gewürze, so doch Schätze von Gold und Silber erbeuten konnte, den äußeren Schmuck dieser Kultur, den die Spanier fälschlich für Reichtum erachteten. Die übrigen Länder unter spanischer Herrschaft in Mittelamerika, dem Norden Südamerikas und Westindiens, wurden nur als Beigabe zu den wesentlichen Teilen angesehen; nach einer eiligen Suche nach Gold wurden diese verbindenden Gebiete nur militärisch besetzt und zum größten Teil lang in ihrem ursprünglichen Zustand belassen.

Mit dem Zusammenbruch der spanischen Macht entglitten diese der spanischen Herrschaft und zerfielen in Staaten, die noch den spanischen Stempel tragen. In Westindien, das kein



Mexiko und Peru waren die wichtigsten Eroberungen der Spanier; der Rest des Landes wurde zwar gehalten, brachte aber nur wenig ein

Gold besitzt und für die Beherrschung derjenigen Länder, wo Gold reichlich vorhanden, nicht wesentlich war, machten die Spanier keinen Versuch, mehr als ein paar Inseln zu besetzen

und erlaubten anderen Seemächten, die übrigen Inseln zu beanspruchen, zu kolonisieren und zu organisieren. Die Hochflächen, noch von den Abkömmlingen derer bevölkert, die einst die Spanier dort vorgefunden hatten, und immer noch schwer zugänglich, haben immer noch die Neigung, sich in Einheiten zu erhalten, die merkwürdig mit denen übereinstimmen, die vor der Ankunft der Spanier bestanden. Außer Fühlung mit der modernen Kultur, mit zahlenschwacher Bevölkerung auf großen Räumen, gehen dort Revolutionen vor sich, die dahin wirken, sie in noch kleinere Einheiten zu zersplittern. Mexiko, die Hochfläche zwischen der Wüste im Norden und dem Wald im Süden im Zusammenhang mit dem trockenen Tiefland von Yukatan, steht nach zwei Seiten gegen das Meer zu offen und ist die am meisten spanische unter den spanischen Kolonien. In Peru, das sowohl das Hochland rings um die früheren Machtsitze der Inka wie auch die bewässerte Wüste im Westen in sich schließt, besteht die Hälfte der Bevölkerung noch aus Inka-Indianern. In Bolivien, das beim Vordringen der Inka nach Süden unter deren Herrschaft gekommen war und das keine Küstenebene hat, sind drei Viertel der Bevölkerung von rein indianischem Blut. Ekuador, das die Inka bei ihrem Vordringen gegen Norden unterworfen hatten, und zwar erst ein halbes Jahrhundert vor der Entdeckung, hat eine überwiegend indianische Bevölkerung. Kolumbien, das niemals unter der Herrschaft der Inka gewesen ist, aber eine Kultur von ähnlichem Typ besessen hat und das der spanischen Macht im Karibischen Meer durch die Flußtäler des Magdalenenstroms und des Kauka leichter zugänglich war, ist spanischer als die anderen südamerikanischen Staaten. Mexiko, die Stadt am See, wehrhaft als Verteidigerin der Aztekischen Pueblos, und Kuzko, der strategische Mittelpunkt für die

Eroberungen der Inka, sind Mittelpunkte moderner Staaten geblieben, wenn auch Lima, von den spanischen Eroberern in der trockenen westlichen Wüste, die einst von Peru beherrscht wurde, gegründet, nunmehr infolge einer seltsamen aber natürlichen Umkehrung zu dem Mittelpunkt geworden ist, von dem aus Peru regiert wird. Verakruz und Kallao, Häfen für den Verkehr mit Ländern jenseits des Ozeans, von denen die früheren Bewohner nicht einmal träumten, verdanken ihre Lage den Bedürfnissen der erobernden Spanier.

Die kleinen waldbedeckten Staaten Mittelamerikas, eigentlich noch unkolonisiert, kaum organisiert und mit geringem inneren Zusammenhang, hätten weniger Bedeutung als die Staaten auf der Hochfläche ohne die Tatsache, daß sie in näherer Fühlung mit den Gewässern zweier Ozeane stehen und daß sie das natürliche Durchzugsgebiet für solche Menschen sind, die besser imstande sind als der Eingeborene oder Halbblutindianer, Energie durch die modernsten Wirtschaftsmethoden zu beherrschen.

Im fernen Süden jedoch, wo die Spanier ursprünglich nur mit halbem Herzen an die Aufrichtung ihrer Herrschaft herangegangen waren, wachsen die wichtigsten Staaten empor, die ihr Dasein der spanischen Initiative verdanken. Chile und Argentinien, im wesentlichen die Tiefländer zu beiden Seiten der hohen, kalten und unbewohnten Gebirgsschranke, haben Landräume, die sich den in Westeuropa üblichen nähern. Das Klima in diesen Gebieten gleicht einigermaßen dem, an das die Menschen europäischer Abkunft gewöhnt sind und so ist es ihnen möglich, mit allen den geschichtlichen Vorzügen, die in dieser Abkunft liegen, Länder zu kolonisieren, in denen unter primitiven Verhältnissen kein rechter Fortschritt möglich war. Die



Südamerika: Temperatur

Chile und Argentinien haben ein bedeutend kühleres Klima als das übrige Südamerika.

Organisation geht von Buenos Aires und Santiago aus, die Regierungsmethoden haben noch mancherlei von ihrem spanischen Ursprung bewahrt, und nach und nach wird immer mehr Land gegen Norden und Süden besiedelt und für Erzeugung von mehr Energie im Dienste der modernen Welt ausgenützt. Da sie leichter zugänglich und von Menschen bewohnt sind, die es verstehen, Energie wirtschaftlicher anzuwenden und mehr Energie in verwendbarer Form hervorzubringen, werden Chile und Argentinien, zu denen noch Uruguay gezählt werden darf, voraussichtlich größere Bedeutung erlangen, als die weiter nördlich gelegenen Andenstaaten.

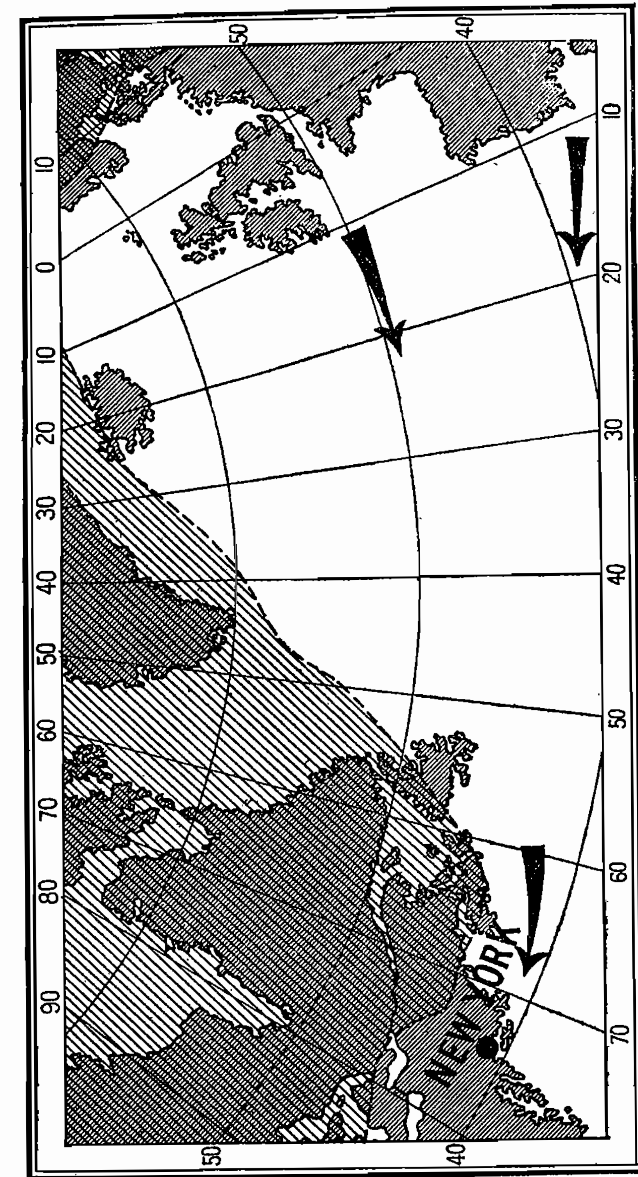
Es darf übrigens nicht übersehen werden, daß die Portugiesen auf dem Wege nach Ostindien einen Teil von Südamerika entdeckten und infolge der päpstlichen Bulle sich mit den Spaniern in die Rechte teilten, die der Papst zu verleihen in der Lage war. Sie gründeten hier und dort im Küstenland Brasiliens und im Mündungsgebiet des großen Amazonenstroms einige Stationen und machten Ansprüche auf ein weites Gebiet geltend, das lange Zeit als so wertlos erachtet wurde, daß man ihre Ansprüche nicht bestritt. So wurden die Grundlagen für einen modernen Staat gelegt, der allerdings große Möglichkeiten hat, wenn auch sein wichtigster Teil immer noch die steil abfallenden südöstlichen Küstenländer sind, die nach der See zu offen liegen und verhältnismäßig kühl sind.

Wieder sehen wir, wie der Verlauf der Geschichte und die Herausbildung moderner Zustände als Grundlage der weiteren Geschichte durch die geographischen Verhältnisse mitbestimmt worden ist, die einerseits zu Taten angespornt und andererseits bestimmt haben, wo und wie die wirksamste Betätigung stattfinden könne.

XVII

KOHLE: DIE VEREINIGTEN STAATEN

Die Neue Welt liegt nicht so günstig wie die Alte, um an einer bestimmten Stelle eine frühe Kultur zu entwickeln, und so gibt es dort kein Land wie Ägypten. Aber wenn auch die geographischen Bedingungen unverändert bleiben, so können sie doch verschieden auf den Gang der Geschichte einwirken, je nachdem die Menschen fähig sind oder nicht, Energie in bestimmter Art und Weise zu benützen. Der Ozean war lange Zeit eine Schranke, jetzt ist er eine freie Straße für den allgemeinen Verkehr. So sehen wir in den Landgebieten Amerikas, die sich wenig für eine frühe Entwicklung eigneten, heutzutage eine Großmacht emporwachsen, weil seine Energie wirtschaftlicher verwendet und erspart werden kann, nachdem die Menschen einmal gelernt haben, wie dies zu machen sei. Die ersten Stufen in seiner Geschichte ließen wenig von der zukünftigen Bedeutung ahnen. Nicht nur die Spanier fuhren über den Ozean. Aus Gründen, die mehr mit der Geographie der Alten Welt, als mit der der Neuen zu tun hatten, folgten ihnen Franzosen, Holländer und Engländer auf den Fersen, hielten sich aber im allgemeinen weiter nördlich, zunächst noch auf der Suche nach einem Seeweg nach Ostindien. Die Franzosen folgten dem St. Lorenz und Mississippi, gelangten auf diese Weise weit land-



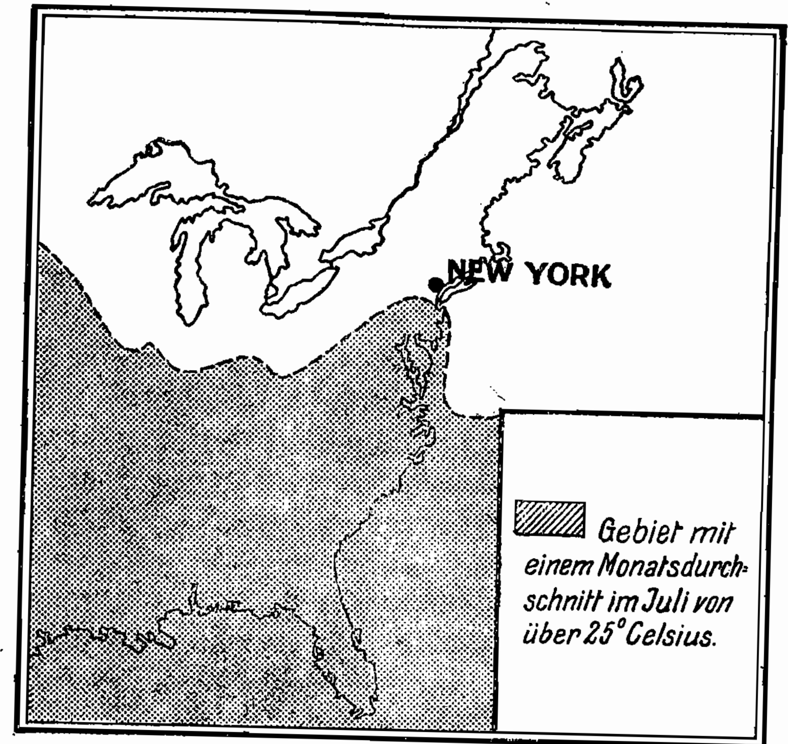
Newyork ist das erste Einfallstor von Europa her, das im Winter eisfrei ist

einwärts und erhoben Ansprüche auf weite Gebiete in den großen Tiefländern, die von diesen Strömen durchflossen werden. Die Engländer besiedelten die östlichen Küsten, bevor und auch nachdem die Holländer von dort vertrieben wurden, die durch die Ereignisse in Europa ihrer Ausgangsbasis beraubt worden waren. Die bewaldeten Höhen der Apalachen Neu-Englands und die Ebenen jenseits, die von den Franzosen in Anspruch genommen wurden, bildeten eine doppelte Schranke, morphologisch sowohl als politisch, die diese Niederlassungen einschloß, und niemand hätte denken können, daß hier der Anfang einer Staatenbildung lag, die sich innerhalb von ein bis zwei Jahrhunderten zu einer der Großmächte der Welt entwickeln sollte. Dieses Wachstum ist teils den geographischen Grundlagen zu danken, teils den geographischen Verhältnissen, durch die Europas Geschichte bestimmt wurde, und zum Teil einer weiteren Entdekkung, die lehrte, Energie mit mehr Vorteil zu gebrauchen.

Die Niederlassungen befanden sich außerhalb der klimatischen Grenzen der äußersten Winterkälte und der äußersten Sommerhitze. Es gibt allerdings an der ganzen Küste Nordamerikas keinen Ort, dessen Klima sich mit dem Britanniens vergleichen ließe; aber die tatsächlich besiedelten Länder haben größere Ähnlichkeit mit dem Heimatland als irgendwelche andere nördlich oder südlich davon. Die klimatischen Bedingungen erklären größtenteils die Lage der bedeutendsten amerikanischen Städte und besonders die von Neuyork.

Die bewaldeten Hochländer bildeten eine Schranke, und das war gut; die kleinen Gemeinschaften in Neu-England und Virginien wurden so zusammengehalten; das Land, auf das man Anspruch erhob, war auch wirklich besiedelt und nicht wie der große Landraum zwischen der Mündung des Mississippi und

der Mündung des St. Lorenz ein weites Gebiet, in dem sich hier und da ein wandernder Franzose, Jäger oder Missionar herumtrieb. Und doch führt durch diese Schranke ein bequemer Zuweg zum Ozean, der auf etwa 250 km landeinwärts für die Ge-

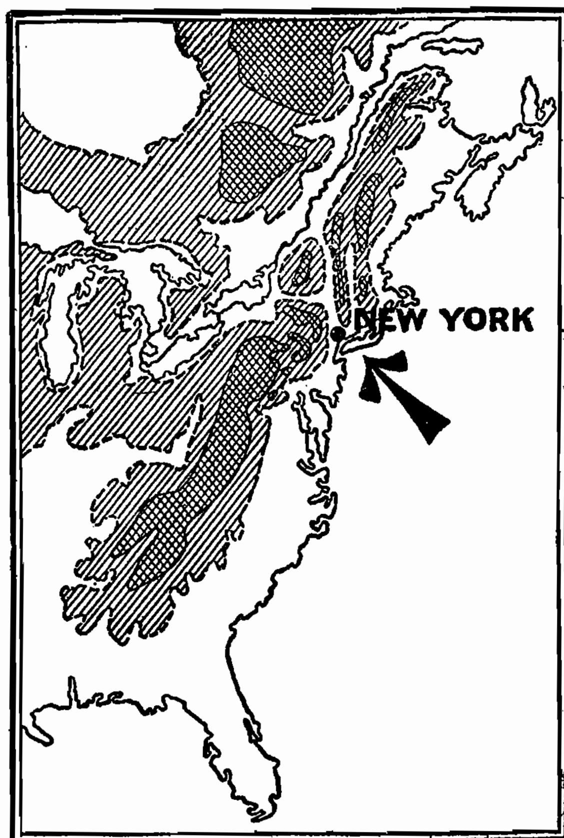


Das östliche Nordamerika: Sommerwärme

zeitenströme leicht zugänglich ist. Auf diesen geschützten Gewässern segelte zuerst Henry Hudson mit seinen Holländern auf der Suche nach dem Seeweg nach Ostindien; durch das nach seinem Erforscher benannte Tal sowie durch das Tal seines Nebenflusses Mohawk konnte man die Tiefländer im Westen erreichen. Als die Zeit gekommen war, konnten die englischen

Siedler die französische Linie von der inneren Stellung aus durchbrechen und das mittlere Tiefland wirksam besetzen.

Die Niederlage der Franzosen war nicht nur eine Folge dieser



Die Hudson-Mohawk-Lücke

Newyork liegt am Eingang zu dieser Lücke, die allein bequem ins Innere führt.

Tatsachen. Wären die Franzosen am St. Lorenz von Frankreich aus nachdrücklich unterstützt worden, hätte der Ausgang anders sein können; die französische Kolonialpolitik war aber, wie

wir gesehen haben, infolge geographischer Einwirkungen nicht beständig; die Siedler wurden von Frankreich aus nicht energisch unterstützt. Die stärkere strategische Lage der Briten wurde wirksam ausgenützt und das Land wurde britisch, wenn auch auf den nördlichen Ufern des St. Lorenz eine Gemeinschaft bestehen blieb, in der französisch gesprochen wird, wo Sitten und Gebräuche französischen Ursprung verraten, wo man sich aber doch nicht von Frankreich abhängig fühlt.

Eben weil das Land an der Ostküste Nordamerikas andersartig ist, sind die politischen Einheiten dauerhafter als in den von Spanien eroberten Ländern. Das Land wurde wirklich kolonisiert; Männer und Frauen von großer Tatkraft ließen sich nieder und ersparten Energie, die sie durch eigene Anstrengung aus dem Boden gewannen. Die Rasse blieb rein, es gab keine Mischlinge; diejenigen Leute, die über Regierungsart und gesellschaftliche Sitte bestimmten, waren keine Soldaten und ehelosen Priester, deren Feldgeschrei „Ruhm, Gold und Kirche“ hieß *; es waren meist ausgesuchte Leute von ausgesprochener Persönlichkeit. Kolonisation währt länger als Eroberung, ist aber von dauerhafterer Wirkung. Die späteren Ankömmlinge, teils Leute von anderen Völkern und Rassen, die andere Sprachen redeten, wurden nach und nach aufgesaugt und trugen zur Stärkung des Ganzen bei.

Aber sogar diese Vorzüge hätten wohl nur einen geringeren Erfolg gehabt, jedenfalls keinen so raschen, ohne eine große Erfindung, eine der größten Entdeckungen der Welt; sie kommt an Bedeutung der des Ozeans gleich, wie der des Eisens und

* Anm. d. Übers. „Glory, Gold und Gospel“, eine nicht übertragbare Alliteration. Gospel wird wohl, soweit die Spanier in Betracht kommen, richtiger mit Kirche als mit Evangelium übersetzt.

Feuers, und hat eine der großen Revolutionen der Weltgeschichte verursacht, weil es die Entdeckung einer neuen Methode war, wie Energie beherrscht werden kann.

Wir haben festgestellt, daß die grundlegenden Erfordernisse des menschlichen Lebens Nahrung und Kleidung sind. Die Energie, die ein jedes menschliche Wesen befähigt, Arbeit zu leisten, nimmt es durch die Nahrung auf. Energieverluste des einzelnen werden in unseren Gebieten bis zu einem hohen Grad durch die Kleidung vermieden. In sehr frühen Zeiten oder unter wilden Rassen mögen Nahrung und Kleidung auf andere Weise erlangt worden sein; im ganzen Laufe aber der geschichtlichen Zeit und bei allen Völkern, die je mitgezählt haben, hat man Nahrung und Kleidung unter zweierlei grundlegenden gesellschaftlichen Bedingungen erworben: sie wurden entweder von mehr oder minder gezähmten Tieren gewonnen oder durch Bebauung des Bodens. Alle Nahrung und alle Kleidung, die man brauchte, wurde von jedem Einzelmenschen oder jedem Familienverband oder allenfalls von einer ganz kleinen Gemeinschaft von Menschen hergestellt. Jede dieser Gemeinschaften war praktisch von der ganzen übrigen Welt unabhängig, außer sofern eine Einmischung von außen erfolgte: wenn sich andere mit Gewalt in den Besitz der Vorräte an Nahrungsenergie und Schutzkleidung setzen wollten.

Energie wurde also hauptsächlich durch Einzelwesen erspart; mechanische Arbeit wurde ausschließlich von Menschen oder Tieren verrichtet, und die äußerste Grenze der Arbeitsleistung lag in der Arbeitsmenge, die einige wenige Menschen oder Tiere unter den gegebenen Umständen leisten konnten. Es gab eine oder zwei Ausnahmen dieser fast allgemeinen Regel, aber diese zeigen nur mit größerem Nachdruck, wie allgemein die Regel

gilt, daß Ackerbau und Viehzucht das Wichtigste waren und daß die Höchstleistung des einzelnen das Äußerste war, was man anstreben konnte.

Mühlen zum Mahlen des Kornes gab es in späteren Zeiten; sie wurden durch Wind- oder Wasserkraft getrieben. Wir sehen noch heute auf dem Lande hier und da eine solche Mühle. Wir betrachten sie aber eher als malerische Vorwürfe, kaum als besonders wertvolle Arbeitswerkzeuge. Wenn wir sie sich mühsam drehen sehen, so kommt uns angesichts der alten Rumpelkästen alles eher zum Bewußtsein, als daß sie viele Jahrhunderte lang die größten Maschinen waren, die Maschinen, von denen die bedeutendste den Menschen bekannte Kraftmenge geliefert wurde. So klein die Mühle ist, sie war doch fast das einzige Werkzeug, wo eine größere Energiemenge benützt wurde, als sie der Körper eines einzelnen Menschen liefert. Sie ist das einzige Werkzeug, durch das eine andere Energie als reine Nahrungsenergie im Dienste des Menschen verwendet werden konnte. Es war schon eine bedeutsame Revolution, als man die tägliche häusliche Arbeit des Kornmahlens aufgegeben hatte und statt dessen den Vorrat einmalig in einer der Gemeinde gehörigen Mühle mahlen ließ, durch eine Kraft, die freilich nach unseren heutigen Begriffen nur schwach war. Der Müller war in diesen Zeiten eine wichtige Persönlichkeit, die Mühle ein wichtiger Mittelpunkt. Viele Städte und Dörfer verdanken ihre Lage dem Vorhandensein einer Mühle am Fluß, nicht allein in Britannien, sondern überall in der Alten Welt und in den Teilen der Neuen, die seit mehr als hundert Jahren besiedelt sind. Die Wichtigkeit dieses sehr schwächlichen Versuches, Kraft auszunützen, zeigt uns klar, wie geringfügig die stärksten Kraftwerke waren, an die man sich wagen konnte.

Durch die Mühle wurde ein kleiner Teil der häuslichen Mühe zur Vorbereitung der Nahrung überflüssig gemacht, aber die ganze Kleidung, jeder Stich daran, mußte mit der Hand gemacht werden, um die Wärme-Energien des menschlichen Körpers zu sparen. Vom Gerben des Leders bis zum Scheren der Schafe, dem Pflanzen des Flachses bis zur Anfertigung des Gewandstücks wurden alle Handgriffe von einzelnen Menschen ausgeführt und meist entweder von dem einzelnen selbst, der es tragen sollte oder von einem Mitglied seiner Familie. Ein großer Fortschritt war gemacht, als das Weben zu einem Gewerbe wurde und als der Stoff, allerdings noch durch die Kraft eines einzelnen Menschen, aber doch mit Hilfe eines Webstuhls gewoben wurde. Darin lag die Bedeutung der Weberzünfte des Mittelalters in Oberitalien und die Bedeutung von Britannien, weil es Schafe züchten konnte.

Es gab sehr wenig Handel. Der Handel beruht darauf, daß irgendeine Sache billiger, d. h. mit geringerem Aufwand an Energie, an einem Ort hervorgebracht werden kann, als an einem anderen und daß sie billig von dem Ort der Herstellung an den Ort des Verbrauches gebracht werden kann. Noch während des ganzen Mittelalters, also in der ganzen geschichtlichen Zeit, bis vor etwa hundert Jahren, waren sperrige Güter nur in Ausnahmefällen den Transport wert. Die Kosten, d. h. den Aufwand an Energie, den es verursachte, umfangreiche schwere Gegenstände auf große Entfernungen zu verschicken, waren unverhältnismäßig hoch, so daß der Energieaufwand, den der Transport erforderte, mit dem zusammengerechnet, den ihre Erzeugung kostete, mochten sie auch ursprünglich noch so billig hergestellt worden sein, so hoch wurde, daß auf die Dauer nichts erspart wurde. Sogar nachdem die Portugiesen den Seeweg nach

Ostindien entdeckt hatten, würden alle Gewürze, die sie im Lauf eines Jahres nach Europa brachten, in dem vorderen Laderaum eines modernen Küsten-Trampschiffes Platz finden, und doch waren Gewürze fast die einzigen Dinge, deren Transport sich lohnte.

Sogar dieser geringe Handel war nur dadurch möglich, daß es eine weitere Ausnahme von der Regel gab, daß alle überhaupt verfügbare Energie durch die körperliche Arbeit einzelner Menschen oder Tiere gewonnen werden müsse. Kleine, plumpe Schiffe wurden durch den Wind, der ihre Segel straffte, über den Ozean getrieben. Wind- und Wasserkraft in kleinem Maßstab auf dem Lande zum Zweck des Kornmahlens, Windkraft in kleinem Maßstab zur See zum Zweck der Fortbewegung von Schiffen, das waren die einzigen Kräfte, die von Menschen beherrscht werden konnten. Es gab keine Straßen, wenigstens nicht das, was wir unter Straßen verstehen, nachdem die von den Römern angelegten verfallen waren, und nur wenige Saumpfade und Fußwege. Der ganze örtliche Verkehr, soweit ein solcher bestand, ging auf den Flüssen vor sich, da es leichter ist, ein Boot auf dem Wasser vorwärtszubewegen als einen Karren zu Land zu ziehen. Was an Städten bestand, die den Namen überhaupt verdienten, war mit der Regierung beschäftigt, oder mit dem bißchen Handel, der getrieben wurde. Gewöhnlich gab es in einem abgegrenzten politischen Gebiet eine Stadt und nur diese eine Stadt, die Hauptstadt, den Sitz der Regierung, wo die Organisationen vervollkommnet wurden, die mit mehr oder weniger Erfolg das Land schützten und die dafür sorgten, daß die Ackerbauer und Viehzüchter ihren Beschäftigungen ohne Störung nachgehen konnten. Es gab einige wenige Häfen, weil es sich bezahlt machte, an Stellen, wohin Schiffe in größerer An-

zahl zu kommen pflegten, für ihre Unterbringung Sorge zu tragen, aber im übrigen gab es nur unbedeutende Dörfer, die weder kleiner noch größer wurden. Liverpool erhielt sich durch viele Jahrhunderte auf einem Bevölkerungsstand, der nur wenig um 700 Einwohner herum schwankte, und das ist ein Beispiel für die gesamten Zustände. Sie blieben jahraus jahrein, ein Jahrhundert nach dem anderen, mit ganz geringen Abweichungen die gleichen. Alle die Jahrhunderte hindurch lebten und starben die Menschen in einer Welt, die vollkommen von der Beschäftigung mit Ackerbau und Viehzucht abhing, einer Welt, in der ein körperlich starker Mann sehr viel galt, da er durch seine Muskelkraft mehr leisten konnte, nicht nur als irgendein anderer, sondern mehr, als überhaupt, auch durch andere Mittel, geleistet werden konnte.

Über diese Welt von Bauern und Hirten mit kleinen Marktflecken und ein paar Hafenorten und Regierungsstädten kamen nun vor wenig mehr als einem Jahrhundert die Anfänge der industriellen Revolution. Nachdem man die Kohle bis dahin hier und da, aber ausschließlich für häusliche Zwecke benutzt hatte, wurde sie nunmehr dazu verwendet, Maschinen zu treiben, die viel mehr Arbeit leisten konnten, als Mensch und Tier vereinzelt oder auch eine Anzahl von Menschen und Tieren im Zusammenwirken verrichten konnten. Der Mensch spannte eine außerhalb seiner selbst befindliche Energie ins Joch, um sie die Dinge tun zu lassen, die er bis dahin selbst mit eigenen Händen hatte tun müssen. Hier war eine gewaltige neue Quelle von Energie, und zwar nicht nur Nahrungsenergie, durch die Dinge möglich wurden, die bis dahin nicht hatten getan werden können. Der Mensch ist nun in der Lage, in viel größerem Maßstab Energie zu verwenden. Die Rohstoffe für seine Nahrung und Kleidung werden von den Enden der Welt herbeigebracht — nicht nur Luxusgüter, wie Gewürze und Tee —, sondern das, was den Grundstock seiner Ernährung und Bekleidung ausmacht. Nur ein Fünftel des Weizens, den wir verbrauchen, wird in Britannien erzeugt. Das Gemüse, das ein Mensch ißt, wird nicht mehr in dem Garten nahe bei seinem Haus gezogen. Früchte, von denen unsere Großväter nie gehört hatten, kommen aus fremden Ländern. Die Rohstoffe für die Bekleidung werden nicht mehr in nächster Nähe erzeugt, sondern kommen in großen Massen von den Ländern jenseits des Meeres. Die menschliche Kleidung wird bis zum letzten Stich fertig geliefert, so daß zu Hause nur wenig Kleidung mehr angefertigt wird. Die menschliche Nahrung wird bis zu einem hohen Grad tafelfertig geliefert, was dazu führt, daß in dem Einzelhaushalt weniger Mühe auf ihre Zubereitung verwendet zu werden braucht; in großen Städten ist die Zubereitung der Nahrung eine Industrie in so großem Maßstab geworden, daß ein jeder fast zu jeder Tages- und Nachtzeit eine Mahlzeit erhalten kann, die seinem Geldbeutel und seinem Geschmack entspricht.

Diese völlig neuen Bedingungen für Erzeugung und Handel haben den ganzen Anstrich des sozialen und politischen Lebens verändert und werden ihn noch weiter verändern.

Aus der so gemachten Entdeckung zog Britannien sofortigen Nutzen. Es war natürlich, daß die Entdeckung in Britannien gemacht wurde. Die küstennahe Kohle von Newcastle war lange Zeit nur für häusliche Zwecke verwendet worden; sie wurde nachweislich schon im dreizehnten Jahrhundert nach London gebracht. Von allen Kohlenbergwerken der Welt liegen keine näher am Meer und nirgends konnte sie mit so wenig Kosten in kleine Schiffe verfrachtet werden. Es kam so weit, daß

sie zum Kalkbrennen und in den Schmieden verwendet wurde, sowie zum Schmelzen von Kupfer und Blei, zum Brennen von Töpfereien, zum Trocknen von Malz, aber immer nur wegen ihrer unmittelbaren erwärmenden Kraft. Diese ersten, anscheinend unbedeutenden Schritte, durch die eine Entdeckung vorbereitet wird, hätten anderswo nicht so leicht gemacht werden können und hätten wahrscheinlich nicht zu großen Ergebnissen geführt, denn es ist wahrscheinlicher, daß an der gleichen Stelle, wo die ersten Entdeckungen gemacht worden sind, auch die späteren gemacht werden.

Durch die Verwendung von Kohle zur Erzeugung von Dampf wurden Dinge in Bewegung gesetzt, die man vorher nicht hatte bewegen können, und sie wurden mit Geschwindigkeiten bewegt, von denen man nie zuvor geträumt hatte. Aus dem langen Ringen um die Seemacht, das mit der Niederlage Napoleons endete, ging Britannien mit der Fähigkeit und dem Willen hervor, Nutzen aus der ungeheuer vermehrten Möglichkeit zur Verwendung von Energie zu ziehen, während die anderen europäischen Staaten, deren Organisationen aller Art gestört waren, noch nicht imstande waren, die Vorteile der Entdeckung zu ernten. Die Bedeutung Britanniens als des Landes, wo man über ungeheure Mengen von Energie verfügte, nahm sehr zu, London, der Ort, wo alle Wege zusammenliefen, wurde nun der Ort, wo man alle Bahnlinien zusammenlaufen ließ. Es war teils das Ergebnis seiner anerkannten Lage, ein Erbteil der Geschichte, teils eine neue Macht, die aus der Beherrschung großer Energiemengen floß, wenn London, die Handelshauptstadt von Britannien, seine Stellung als Mittelpunkt des Weltbankwesens noch verstärkte. Ein weiterer Fortschritt bestand darin, daß man durch die Organisation des Handels die Verfrachtung von leicht beweglichen

Gütern zu Land und zur See mit den neuen Methoden noch bequemer gestaltete und daß so jeder Staat, der sich der Bankinstitute in London bediente, Energie ersparte, was natürlich vor allem für Britannien selbst zutraf.

Man hat berechnet, daß die in unseren Fabrikbetrieben verwendete Kohle unter Ausschluß aller anderen Verwendungen die gleiche Energie liefert, wie 175 Millionen schwer arbeitende Männer und in einer so brauchbaren Form, wie sie menschliche Energie nie liefern könnte. Die Macht Griechenlands, durch die es so große Leistungen für den Fortschritt in jeder Hinsicht vollbrachte, war hauptsächlich auf die Arbeit gegründet, die von der dienstbaren Klasse geleistet wurde. Durchschnittlich hatte jeder freie Grieche, jede griechische Familie fünf Heloten, an die wir gar nicht denken, wenn wir von den Griechen sprechen, und doch waren das die Leute, die einen großen Teil der griechischen Energie hervorbrachten. Man kann sagen, daß in Britannien jede Familie, um Energie zu gewinnen, zwanzig Heloten hat, die keine Nahrung brauchen und nicht unter schlechter Behandlung und der Hoffnungslosigkeit eines Lebens in der Knechtschaft leiden. Bei einer Bevölkerung von 45 Millionen Männern, Frauen und Kindern werden Britanniens Fabriken mit 175 Millionen Menschenkräften betrieben. Seine Bahnen und Dampfer verbrauchen weitere 90 Millionen Menschenkräfte. Im Vergleich mit der Energie, die den Maschinen geliefert wird und durch die sie auf rein mechanischem Wege in Bewegung gesetzt werden, zählt die physische Energie, die von den knapp 20 Millionen Männern und Frauen geliefert wird, kaum mehr mit. Wir sind eine Nation von Ingenieuren geworden, die auf Knöpfe drücken und Hebel ziehen, die ölen und einbauen, damit die große soziale Maschine so glatt und leicht als möglich laufe. Die leblosen Heloten

mahlen unser Korn, machen unsere Kleider, holen unsere Nahrung von den Enden der Welt herbei, tragen uns hierhin und dorthin zu Arbeit und Spiel, drucken unsere Zeitungen und unsere Bücher der Weisheit und verrichten zahllose Dienste, von denen die Griechen sich nichts träumen ließen.

Späterhin wurde auch in anderen Ländern die Kohle allmählich verwendet. Durch Frankreich, Deutschland, Österreich und Rußland läuft der europäische Kohlengürtel, wo vor Urzeiten, die nach Jahrmillionen gerechnet werden müssen, auf den heißen, sumpfigen, langsam absinkenden Küsten eines alten Festlandes große halmartige Bäume in wilder Üppigkeit wucherten, deren Überreste, unverwest zwischen Lagen von Morast und Sand eingebettet, die vom Meer oder vom Fluß herbeigewälzt wurden, nun die Energie an uns abgeben müssen, die durch den chemischen Lebensvorgang in ihren wachsenden Geweben aufgespeichert worden ist. Auch in diesem Gürtel ist nicht überall Kohle entstanden und an vielen Orten ist die schon entstandene durch Faltungen und Erosion in den langen seitdem vergangenen Zeiträumen wieder entfernt worden. In anderen Gebieten wird Kohle späterer Entstehung gefunden, diese ist aber meist geringer sowohl an Menge als an Güte.

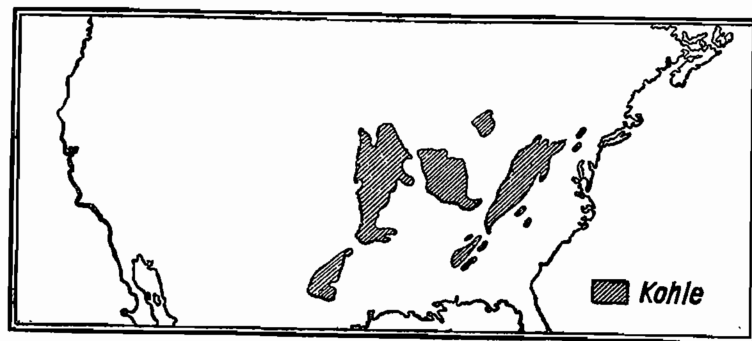
Je nach den verschiedenen Umständen waren diese Staaten also in wechselndem Maß fähig, die so gelieferte Energie auszunützen. In Frankreich findet sich diese Kohle nur im Nordosten, wo der Kohlengürtel umbiegt und sich unter der Meerenge von Dover hindurch in den Kohlenbergwerken von Kent fortsetzt, die schon lang bekannt waren, aber erst seit kurzem ausgebeutet werden. Es gibt zwar auch auf den südlichen Hochländern etwas Kohle, aber auch wenn man diese dazurechnet, ist die Gesamtmenge nicht groß. Wenn also Frankreich auch an dem Gewinn

mitbeteiligt ist, den die Kenntnis fortschrittlicher Arbeitsmethoden einem Volk von Geschmack und Geschick verleiht, das in der Lage ist, Kohle aus anderen Ländern einzuführen, so ist es doch vorwiegend ein ackerbautreibendes Land geblieben.

Deutschland ist etwas besser ausgestattet. Wenn auch ein Nachteil darin liegt, daß sich der Kohlengürtel am südlichen Ende der Ebene hinzieht, also in einiger Entfernung vom Meer, so sind doch die Gebiete mit abbauwürdigen Kohlenvorkommen so ausgedehnt, daß ein beträchtlicher Teil der Fortschritte im modernen Deutschland den Energiequellen zugeschrieben werden muß, die sich innerhalb seiner Grenzen finden. Die wohlüberlegte Zentralisierung aller Bahnlinien in Berlin, weil es zu der Zeit, wo der Bahnbau eben anfing, eben der Regierungsmittelpunkt war, trägt noch dazu bei, seinen Wert als dem Mittelpunkt, von dem aus Deutschland regiert werden kann, zu steigern, und gibt eine gewisse Garantie für Dauer dieses Zustandes, wenn auch die Häufung der Bevölkerung um die Kohlenbergwerke weit von diesem Mittelpunkt entfernt ein Gegengewicht bildet. Das Kohlengebiet an der oberen Oder teilte Deutschland mit Österreich, das außerdem noch kleine und zerstreute Vorkommen von minderer Güte besitzt, und mit Rußland, das ebenfalls nördlich des Schwarzen Meeres ausgedehnte Kohlengebiete besitzt, die aber noch verhältnismäßig wenig ausgebeutet sind, wie das nach Rußlands früherer Geschichte nicht anders zu erwarten ist.

In China wie in Indien war der Verlauf der früheren Geschichte nicht dazu angetan, eine rasche Verwertung der vorhandenen Kohle zu ermöglichen. Die Kohlenvorräte der anderen Festländer sind kaum der Beachtung wert, mit einer einzigen Ausnahme. Diese Ausnahme ist Nordamerika. Kein Land hat

größeren Gewinn aus der Entdeckung der Kohlenenergie gezogen. Der Kohlenvorrat der Welt ist auf 7 397 533 Millionen Tonnen geschätzt worden. Davon treffen auf Kanada 1 234 269 Millionen Tonnen und auf die Vereinigten Staaten 3 214 174 Millionen Tonnen. Ob das nun genau richtig ist oder nicht, so ist doch klar, daß ein unverhältnismäßig großer Teil des Kohlenvorrats der Welt in Nordamerika liegt. Und wenn wir die Lage der Kohlengebiete betrachten, so sehen wir, daß drei Viertel aller der Staaten, die unter der zentralen Regierung von Washington



Die Vereinigten Staaten: Kohlenfelder

geeint sind, Kohle besitzen, während das ausgiebigste Vorkommen gerade auf der Linie der großen natürlichen Überlandwege am Hudson und Mohawk liegt. So unterscheidet sich Nordamerika dadurch von allen anderen Ländern, daß es zum größten Teil von allem Anfang an mit Hilfe der neuen Arbeitsmethoden entwickelt worden ist. Wo in dem Festland nördlich von Mexiko zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ein Mensch lebte, leben deren jetzt hundert. Energie wird in großem Maßstab von einem Volk verwendet, das an schwere Arbeit gewöhnt ist, schon viele alte Ideen zum alten Eisen geworfen hat und bereit ist, neue

Ideen vorurteilslos anzunehmen. Ursprünglich waren die Menschen europäischer Rassen von einem Land angezogen worden, das dem ihrigen ähnlich war, auch insofern, als es weder im Sommer zu heiß noch im Winter zu kalt zum Arbeiten war und dennoch warm genug, um Pflanzenwuchs hervorzubringen und kalt genug, um zum Denken anzuspornen. Nun zeigte sich aber, daß dieses Land, wenn auch für primitive Verhältnisse ungeeignet, sich durch Menschen nordeuropäischen Ursprungs rasch entwickeln ließ, sobald sie sich der Vorteile bedienten, die ihnen durch den Besitz ungeheurer Vorräte an Kohlen-Energie gegeben waren.

Drei Jahrhunderte lang wurde die Niederlassung an der östlichen Küste fortgesetzt und hatte Dauer gewonnen; der moralische und geistige Typus war festgelegt, die Sprache war ausgebildet, und gerade als man anfing, am Hudson—Mohawk entlang und auf den schwierigeren Wegen im Süden den Zugang von der Ostküste zu der mittleren Ebene zu finden, fing man auch an, die Möglichkeiten der neuen Entdeckung einzusehen. Im Jahre 1807, achtzehn Jahre vor der Eröffnung des Eriekanals, fuhr das erste Dampfschiff von Neuyork nach Albany und legte die 240 km in 24 Stunden zurück. Es ist müßig, zu fragen, was wohl aus den Vereinigten Staaten ohne die industrielle Revolution geworden wäre, aber eines wissen wir, daß, sobald sie sich ausgewirkt hatte, die Bedeutung der Vereinigten Staaten sprunghaft emporschnellte. Wohl hatte man Fortschritte im Ackerbau gemacht, durch Einführung neuer Getreidearten und neuer, verbesserter Werkzeuge, so daß dem Boden mehr abgewonnen wurde als früher. Diesen Verbesserungen war nicht zum geringsten Teil das angesammelte Kapital zu verdanken, durch dessen Besitz Britannien als Sieger aus dem napoleoni-

schen Kriege hervorging, und sie würden gewiß weiterhin wie schon bisher Einfluß im Westen ebenso wie im Osten des Atlantik geübt haben. Wir können die Umwälzung in Amerika bes-

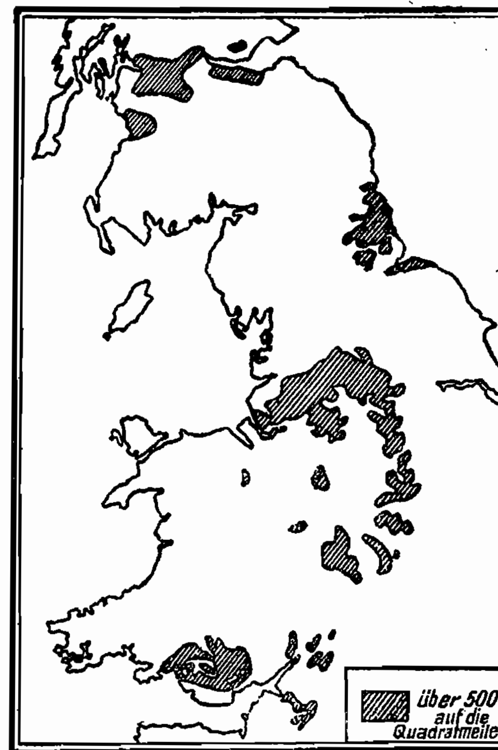


England: Die Kohlenfelder

Die Bevölkerung Englands ist auf den Kohlenfeldern am dichtesten.

ser beurteilen, wenn wir uns die in Britannien klar machen. Zwei Jahrhunderte vor der industriellen Revolution war ein Teil von Amerika Neu-England benannt worden, aber ein neueres England entstand zu beiden Seiten der grasbewachsenen penninischen

Moore, als man anfing, dort nach Kohlen zu schürfen. Bis dahin war das Land leer gewesen; die Leute lebten auf den fruchtbaren Ländereien mehr gegen Süden zu. Heutzutage aber drän-



England: Die Bevölkerung

gen sich die Menschen in den Tiefländern von Lancashire und Yorkshire, ja sogar auf diesen grasbedeckten Mooren, um dabei mitzuwirken, die Kohlenenergie in die Bahnen zu leiten, auf denen sie am meisten Arbeit leisten kann. In den Vereinigten Staaten ist die Tragweite der Veränderung durch die Entwicklung

der Landwirtschaft verschleiert, aber die Entwicklung der Landwirtschaft in ihren wichtigsten Formen ist eben auch nur eine Auswirkung der Veränderung. Der eingeborene Indianer war gewohnt gewesen, in seinem Kanu auf Flüssen und Seen umherzufahren, und auf den Flüssen und Seen und dann auf Kanälen haben die Nachfolger von Fultons Dampfschiff das Land viel rascher für die Landwirtschaft erschlossen, als das auf irgendeinem anderen Weg hätte geschehen können. Mit der Eröffnung des Eriekanals 1825 stand die Rolle Neuyorks als Handelstor des Staates fest. Dann wurden die Bahnen gebaut, zunächst an diesen Flüssen und Seen entlang und dann hinaus in die Wildnis, denn ihre Benützung ersparte Energie und ermöglichte es den Menschen, ihre eigene Körperenergie nutzbringender zu verwenden. Trotzdem konnte man um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts noch kaum voraussehen, was sich gegen dessen Ende ereignen würde; die Verwendung der Kohle in der Industrie, zum Spinnen und Weben, zum Hämmern und Bohren, hatte zunächst eher die Folge gehabt, die Bevölkerung da festzuhalten, wo sie war. In Neu-England waren bis dahin Mühlräder durch Wasserkraft getrieben worden und nun wurde zu diesem Zweck Kohle verwendet, weil dort, aber nirgendwo anders eine Bevölkerung vorhanden war, die an den Gebrauch von Maschinen einfacher Art gewöhnt war; aber allmählich erwuchs in allen Kohlengebieten dem Westrande der Apalachen entlang eine Bevölkerung, die darin geschickt war, ebenso wie in dem mittleren Gebiet südlich des Michigan-Sees, und verbreitet sich nun auch weiter gegen Südwesten. Die erst in jüngster Zeit aufgeschlossenen Gebiete können den Wettbewerb noch nicht auf ganz gleichem Fuß mit denen aufnehmen, wo solche Geschicklichkeit schon vererbt oder übermittelt oder gelehrt worden ist, was auf

das gleiche herauskommt, aber sie fangen an, mit den Gebieten in Wettbewerb zu treten, in denen die Macht der geschichtlichen Überlieferung am stärksten ist. Die Baumwollindustrie kann in Alabama vorteilhaft betrieben werden, und wenn sie sich weiterhin so ausbreitet wie jetzt, werden die Kohlenminen am Südende der Apalachen in kurzer Frist ebensoviel fördern wie die von Neu-England.

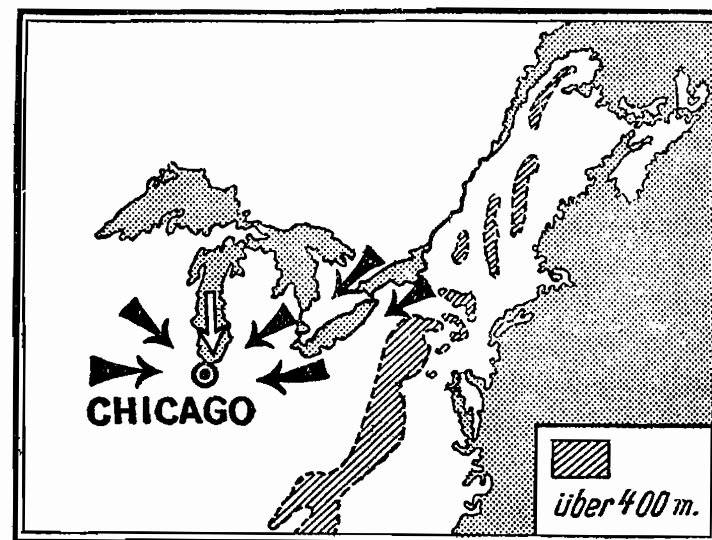
Aber es wurde nicht nur durch die Ausnützung der ungeheuren Vorräte an Kohlenenergie Fortschritte gemacht; die bloße Tatsache, daß ein Fortschritt in dieser Richtung stattfand, regte auch auf anderen Gebieten an. Es war notwendig geworden, neue Werkzeuge zu machen, um sich den veränderten Verhältnissen anzupassen, und so entstanden neue Werkzeuge, die es ermöglichten, die menschliche und tierische Energie besser auszunützen als bisher. Die Werkzeuge sind im Verlauf der Zeiten immer tauglicher geworden, von dem Tag an, wo der Mensch zum erstenmal einen Stein oder einen Stock statt seiner eigenen Hand gebrauchte. Nach der industriellen Revolution wurde dieser Vorgang auch in anderen Ländern, außer jenen, von denen bisher die Rede war, ungeheuer ausgedehnt, aber in keinem Lande war der Vorgang so auffallend wie in den Vereinigten Staaten. Die Lehre, daß man Maschinen verwenden könne, um die Energie wirtschaftlicher anzuwenden, ist auf die Landwirtschaft übertragen worden. Die Sense hat der mechanischen Mähmaschine Platz gemacht, die Einführung der Maschinen hat den Aufwand an Arbeit für die Aussaat der Ernten in den letzten fünfzig Jahren um über 170 Millionen £ herabgesetzt. Zwischen 1885 und 1894 wurde die zum Hervorbringen von 35 l Mais nötige menschliche Arbeitszeit durchschnittlich von viereinhalb Stunden auf weniger als drei viertel Stunden herabgesetzt. Zwi-

schen 1830 und 1896 wurde die zum Hervorbringen von 35 l Weizen nötige menschliche Arbeitszeit von drei Stunden auf zehn Minuten herabgesetzt. Noch 1869 kostete es 37 Cents, 35 l Weizen von Chicago nach Liverpool zu verfrachten; 1905 kostete es



5 Cents und trotz dem gesunkenen Geldwert kostet es sogar jetzt wenig mehr. Der Mais und der Weizen sind jetzt nicht weniger nahrhaft, aber es wird Energie erspart und die Menschen haben größere Freiheit erlangt, um das zu tun, was sich zu tun mehr lohnt.

Mit dem fortschreitenden Bahnbau ergibt sich eine Möglichkeit der Organisation in noch größerem Maßstab als in der Alten Welt. Washington, in der Mitte zwischen den Niederlassungen in Neu-England und Virginien gelegen, wurde als natürlicher Regierungsmittelpunkt gewählt, als die ganze Bevölkerung noch an der Ostküste saß, und bleibt natürlich noch die Haupt-



Die Lage von Chicago

stadt; die Möglichkeit, daß es auch weiterhin die Hauptstadt bleibt, hängt von der bequemen Erreichbarkeit der mittleren und westlichen Staaten ab. Durch den Bau der Kanadisch-Pazifischen Bahnlinie ist Britisch-Kolumbia dem kanadischen Dominion eingefügt, und durch die anderen transkontinentalen Bahnen ist die Entstehung unabhängiger Staaten an der pazifischen Küste verhindert worden. Das ist aber nicht alles, denn ähnliches hat

sich ja auch in jedem europäischen Staat ereignet, nur daß es dort in größerem Maßstab geschehen ist. Ein neuer Zug liegt darin, daß in Nordamerika die Bahnen die Städte hervorgebracht haben. Es wurden nicht, außer an der atlantischen Küste mit ihrer älteren Zivilisation, die Bahnen zu den Städten hingebaut, weil diese wichtig waren: umgekehrt entstanden Städte, weil die Bahnen, die den Linien geringsten Widerstandes folgten, unvermeidlich an gewissen Punkten zusammentreffen mußten, wie etwa in Chicago, und weil die Menschen es bequemer fanden, hier zu leben als anderswo.

So sehen wir denn auch in den Vereinigten Staaten die modernen Heloten, die Hochofen-Sklaven, in großem Maßstab Energie liefern und Arbeit leisten. Organisation wie Ersparnis geschehen in großem Maßstab. Noch weit mehr als in der Alten Welt ist der Mensch zum Ingenieur geworden. Und die so ersparte Energie wird bewußt, wenigstens zum Teil, darauf verwandt, die besten Methoden zu finden, noch mehr zu ersparen, und zwar nicht durch glückliche Zufälle, sondern durch geduldige Forschung. In keinem Lande der Welt wird Forschung aller Art so freigebig gefördert, wenn dadurch unmittelbar oder mittelbar weiterer Fortschritt erzielt werden kann.

Aber die Tiefländer im Süden sind feucht und warm; dort findet der Europäer nicht die Lebensbedingungen, an die er gewöhnt ist, und in den Anfängen der Niederlassung wurden Neger mit Gewalt aus ihrer afrikanischen Heimat hingebracht, um die schwere Arbeit in den Feldern zu verrichten und besonders, um für die Fabriken in Lancashire Baumwolle zu pflanzen. Die Neger nehmen schnell an Zahl zu; sie bilden eine zehn Millionen starke geschlossene Gemeinschaft, die nicht aufgesaugt worden ist und nicht aufgesaugt werden kann. Das Fehlen der Wüste

hat auch heute noch seine Bedeutung. Es gibt keine Sahara, um Weiß und Schwarz auseinanderzuhalten. Ein solches Problem hat bisher noch vor keiner Nation gestanden, und bisher ist noch keine Lösung dafür gefunden worden.

XVIII

DIE VERTEILUNG DES LANDES IM GROSSEN: DIE WELT, WIE SIE IST

Bis hierher haben wir von „Ländern“ mit stets zunehmender Größe gesprochen; sogar das Römische Reich ist mit den Vereinigten Staaten an räumlicher Ausdehnung nur eben gerade vergleichbar, aber durchaus nicht an Bevölkerungszahl. Innerhalb der letzten zwei Menschenalter ist aber dank der vermehrten Bequemlichkeit der Verbindungen die Welt zu einem einzigen wirtschaftlichen System geworden, in dem kein Teil von irgendeinem anderen Teil unabhängig ist. Die Welt ist tatsächlich zu einer organischen Einheit geworden, wenn auch die Organisation dieses übernationalen Zusammenschlusses weit davon entfernt ist, vollständig zu sein, sogar was die materielle Seite betrifft.

Wir müssen also die moderne Welt als Ganzes betrachten, nicht nur ihre einzelnen Teile. Der Weltorganismus ist viel zu verwickelt, um in einer einzigen Formel dargestellt werden zu können; aber es gibt eine oder zwei Betrachtungsweisen, durch die man klar sieht, wie die Organisation vor sich gegangen ist — und wie dadurch Energie erspart wurde — und auf welchen Linien sie sich weiterentwickeln kann. Jede dieser Vorstellungsweisen hat ihren Wert.

Wohl der einfachste Weg, sich die Verteilung der Landmassen zu veranschaulichen, ist es, sich die Landmassen als zwei große Inseln vorzustellen: das Parallelogramm der Alten Welt und die beiden Amerika, inmitten eines größeren Weltmeeres. Nord- und Südamerika sind erst spät in die Geschichte eingetreten. Aber in der Alten Welt entwickelten sich drei alte festbegründete Kulturen: die europäische in dem Gürtel tiefer gelegenen und teilweise überfluteten Landes quer durch die Landmasse, die indische und die chinesische Kultur am Rand des Ozeans.

Das Parallelogramm der Alten Welt (S. 121) wird durch die Sahara noch wirksamer als durch den Wassergürtel in zwei ungleiche Teile zerlegt, den afrikanischen, der keine Geschichte hat, und den eurasischen. Innerhalb der großen eurasischen Landmasse liegt die Ebene, die nach Süden zu in Steppe übergeht, nach Norden durch Wald und unbefahrbare Meere abgeschlossen wird; sie ist jetzt russisch, aber lange Zeit war sie die Heimat wandernder Hirten, die immerzu in die Grenzländer überströmten. Rings um diese Ebene und von ihr zum Teil durch Hochflächen oder Gebirgsketten getrennt, lagen die Küstenländer; sie waren in Form der verschiedenen Staaten organisiert, deren Geschichte wir verfolgt haben; im wesentlichen waren sie vor der Schwarzen Gefahr durch die Wüstenschranke der Sahara geschützt. Das zentrale Gebiet, teils Ebene, teils Hochland, organisiert oder unorganisiert, nimmt durch die bloße Tatsache seiner wirksamen Mittellage und seiner Größe eine einzigartige Stellung in der Alten und Neuen Geschichte ein. Da es nicht nur ohne Berührung mit dem Ozean, sondern auch unabhängig von ihm ist, kann dieses Land sehr leicht durch die Bahn organisiert werden; dank der Tatsache, daß in seinem Mittelpunkt Steppe,

wenn nicht gar Wüste ist, kann diese Einigung am natürlichsten von einem exzentrisch gelegenen Punkt nahe seinem Rande aus gegen Süden, Osten oder Westen zu durchgeführt werden. Tatsächlich ist dies Kernland auch auf längere oder kürzere Zeiträume und auf verschiedene Arten organisiert worden, aber stets autokratisch entweder vom Altai im Osten, von Turan im Süden oder zuletzt und am erfolgreichsten von Moskau im Westen aus.

An der Peripherie Eurasiens liegen die Länder am Rande des Ozeans und in Berührung mit ihm. Die Bewohner der meisten dieser Länder in dem europäischen Sektor haben zu einer oder der anderen Zeit das Meer beherrscht. Araber, Phönizier, Griechen, Italiener, die alten sowohl als die modernen, Spanier, Portugiesen, Briten, Holländer und Norweger haben Macht über das Meer oder über den Ozean gehabt; sie hingen entweder ganz oder zum Teil von der Ausdehnung, Bequemlichkeit, Billigkeit und Sicherheit der Wasserfracht ab, außerdem von einer gewissen natürlichen seemännischen Begabung, die aus ererbter Vertrautheit und Gewöhnung fließt. Auf dem asiatischen Sektor haben nur die Japaner einen Teil ihrer Schicksalsbestimmung auf dem Meer gefunden. Indien und China waren und sind grundverschieden von den westlichen Ländern; sie sind zwar den Einflüssen offen, die über das Meer herangetragen werden, haben aber doch nie den Versuch gemacht, eine Rolle auf ihm zu spielen.

Seit Trafalgar ist die britische Seeherrschaft kaum mehr in Frage gestellt worden. Schiffe der britischen Flotte haben alle Meere befahren, in dichtem Verband, wo die Gefahr am größten war, also im Kanal und in der Nordsee, und auf einsamen Patrouillenfahrten in den Meeren östlich von Afrika, wo keine Her-

ausforderung drohte. Das sichtbare Ergebnis dieser Seemacht ist das britische Commonwealth, ein Bund britischer Tochternationen, abhängiger Staaten, Mandatsstaaten und vereinzelter Stationen, einige am Rande Eurasiens, andere in dem umschließenden Ozean oder jenseits der Sahara zerstreut, aber alle vom Meer aus zugänglich. Ebenso lebenswichtig sind die Kauffahrer auf allen Meeren, die Niederlassungen britischer Männer und die Investierung britischen Kapitals in anderen Ländern, mit denen diese Schiffe die Verbindung herstellen. Mit Britannien verbündet sind andere Seemächte: Frankreich, das so lang ein Nebenbuhler gewesen ist; Italien, das mit Rom als Mittelpunkt reorganisiert worden ist und römische Traditionen ererbt hat; Portugal, ein alter, und Japan, ein neuerer Verbündeter Britanniens; Seemächte, die alle zusammen tatsächlich sämtliche Länder am äußeren Rand Eurasiens besetzt halten.

Mit der Organisation des Kernlandes und der der Seemächte ist nach und nach eine Pufferzone kleiner Staaten zwischen beiden ins Dasein getreten. Diese Staaten sind größtenteils Überbleibsel aus früheren Zeiten, als politische und geographische Organisationen nur in kleinerem Maßstab erfolgten; ein jeder von ihnen hat seine Eigentümlichkeiten, teils in jenen frühen Zeiten erworbene, teils natürliche. Eigener Art ein jeder, genug, um sich der Aufsaugung zu widersetzen, und doch nicht fähig oder nicht willens, sich mit den anderen zu einem größeren Ganzen zu vereinigen, bleiben sie in der unbefriedigenden Lage von Pufferstaaten: ein Dasein unsicherer politischer Unabhängigkeit und sicherer wirtschaftlicher Abhängigkeit. Diese Zone von Staaten mit zahlenschwachen Völkern hat sich von Zeit zu Zeit mit den wechselnden Verhältnissen verlagert; sie hat im Laufe der Jahrhunderte Finnland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland,

Belgien, Luxemburg, die Schweiz, Polen, die Balkanstaaten, Persien, Afghanistan, Siam und Korea in sich begriffen. Finnland ist abgelegen und besteht im wesentlichen nur aus einem zur Bewirtschaftung geeigneten Strandgürtel, mit Wäldern und Sümpfen im Hintergrund, und von einem Menschenschlag bewohnt, der in vielen wesentlichen Eigenschaften von allen seinen Nachbarn abweicht. Skandinavien und Dänemark haben viel Gemeinsames, sind aber von Völkern bewohnt, deren Geschichte und deren Gewohnheiten starke Unterschiede aufweisen und die sich dieser Gegensätze lebhaft bewußt sind. So sind auch die Niederlande von zwei Völkern, den Holländern und Belgiern bewohnt, die klein an Zahl sind, aber auf ihre Verschiedenheit voneinander Wert legen; die Holländer, Seefahrer und Landwirte, die Belgier Kaufleute und Industrielle. Mit Luxemburg, Elsaß-Lothringen und der Schweiz bilden die Niederlande das alte Lotharingen, das Land zwischen dem Osten und dem Westen im Reiche Karls des Großen. Die Schweiz ist das einzige Land der alpinen Hochlandvölker, das seine Unabhängigkeit bewahrt hat; sie ging aus dem Bund der vier Urkantone hervor, in deren Besitz sich der große Kreuzweg der Alpenstraßen oberhalb Andermatt befand und die eine für die Verteidigung günstigere Lage innehatten als die anderen Alpenstaaten, insofern als die Bewohner der Gebirgstäler leicht auf den tiefer gelegenen Landesteilen im Norden zusammenkommen konnten und sich doch immer noch im Schutz hinter den Gräben des Genfer Sees und des Bodensees befanden. Die Balkanstaaten mit einer Bevölkerung von Hirten auf den Bergen, von Bauern in den Tälern und von Kaufleuten zur See, sind slawisch und griechisch, katholisch, griechisch-katholisch und mohammedanisch, wie es ihrer Geschichte entspricht, und haben doch Neigung zu nationaler Gruppierung, wie sie mit den geographischen Verhältnissen übereinstimmte. Weiter im Norden folgen Staaten, die von den Völkern der Ebene begründet wurden, mit zweifelhaften Grenzen, einige in günstiger Lage, mit einer unabhängigen Geschichte, die auf Jahrhunderte zurückgeht, andere, dem Wald abgerungen und noch niemals fähig, für sich allein zu stehen. Im Osten ist die Türkei, griechisch oder vorgriechisch, römisch, byzantinisch und türkisch, mit zweifelhaften Grenzen, kaum geduldet, dennoch in Konstantinopel festgewurzelt, auf der anderen Seite jedoch im wesentlichen auf Kleinasien fußend. Die Armenier auf den Höhen und die Perser auf der Hochfläche besitzen Erinnerungen an ehemaligen Glanz, militärischen, geistigen und seelischen, aber Persien entbehrt so sehr jeder anerkannten Autorität, daß es nur mit Schwierigkeit auch nur den Anschein eines geordneten Staatswesens erweckt. Obwohl weniger zivilisiert, als die kleineren Staaten Europas, besitzen doch Afghanistan und die anderen Staaten am Himalaya etwas mehr wirkliche Unabhängigkeit, weil sie abgelegener und weniger zugänglich sind; trotzdem haben sie eine geringere Widerstandskraft gegen organisierte Angriffe.

In einem gewissen Sinn gehören Deutschland und sogar China zu diesem Gürtel. Das unorganisierte und in kleine einander feindliche Gemeinschaften zersplitterte Mitteleuropa gehört im wesentlichen zur Pufferzone, ist aber in einer ganz anderen Lage, sobald es organisiert und mächtig ist. Da es in Fühlung mit der See steht und dadurch auf den Ozean hinausgelockt wird, ist Deutschland eine Seemacht, während es seine Lage an dem westlichen und am dichtesten bevölkerten Rande des großen Kernlandes unter allen Umständen zu einem Mittelpunkt vorbestimmt, von dem aus dieses Kernland möglicherweise organisiert werden kann.

Andererseits ist China eine Welt für sich, viel zu groß und zu gleichartig, um zermalmt zu werden, wenn auch Teile Chinas von Menschen aus anderen Ländern ausgebeutet werden können. Obwohl die Chinesen aus natürlichen Gründen, wie gezeigt wurde, keine Lust haben, in größerer Zahl zur See zu gehen, stehen sie doch in Fühlung mit der See und ziehen aus dieser



Die Ausdehnung des chinesischen Reiches

Lage Vorteile, die sie zu nutzen wissen; ebenso wie Deutschland, aber noch in viel größerem Maße ist China imstande, das Kernland zu beherrschen, wobei es von anderen Völkern kaum eine Einmischung zu befürchten hat. Man darf nicht vergessen, daß ein sehr bedeutender Teil der Steppenhochfläche bis nach Kaschgar und der Dsungarei im Westen unter einer Art chinesischer Oberherrschaft gestanden hat und von chinesischer Kultur

durchdrungen ist. Es ist auch bezeichnend, daß die militärische Macht der Bolschewiki zum Teil auf chinesischen Söldnern beruhte. Wenn China also auch als Staat unbeweglich ist, so hat es doch eine Lage von besonderer Bedeutung.

Indien ist in einer noch ungewöhnlicheren Lage. Wenige seiner Völker sind mit der See oder auch nur mit den Flüssen vertraut und dennoch nimmt Indien als Teil des britischen Commonwealth teil an dessen Vorteilen und hat somit eine bequeme und sichere Verbindung über See. Ohne wirkliche Einheit, aus einer großen Zahl verschiedener und einander eher feindlicher Staaten zusammengesetzt, müßte Indien eigentlich fast zur Pufferzone gehören, und doch ist es unter britischer Oberherrschaft näher an das Ideal staatlicher Einheit herangekommen, als jemals zuvor. Da es von den Ländern an der Küste des Ozeans am nächsten an den Rand des Kernlandes heranreicht, wäre es für Indien natürlich, in der Beherrschung dieses Kernlandes einen hervorragenden Platz einzunehmen. Dennoch ist seit der Frühdämmerung der Geschichte das Gegenteil der Fall gewesen, während eine beständige Bewegung von dem Inneren gegen Indien zu stattgefunden hat. Nur für die allerfrühesten Zeiten der menschlichen Geschichte auf Erden kann man mutmaßen, daß der Strom menschlicher Wanderung in wirksamer Weise von Indien gegen das Innere zu abgeflossen ist.

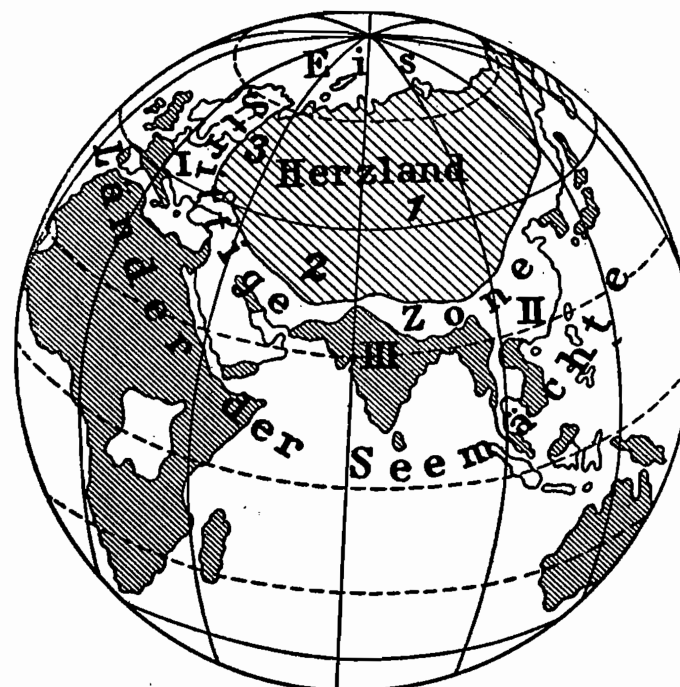
Die Begriffe des zentralen Kernlandes, der Seemächte und der Pufferzone entsprechen den wirklichen Tatsachen. Es besteht eine Ordnung, aber es ist eine Ordnung, die aus dem Wachstum hervorging; mit dem Wechsel der Verhältnisse wird das Erbe der Vergangenheit in das gegenwärtige System hinein verwoben. Es gibt keine starre Ordnung.

Und dieses System der Alten Welt steht nicht für sich allein.

Die Neue Welt beansprucht ihren Platz in einem größeren Orbis Terrarum. Hier haben die geographischen Verhältnisse und die frühere Geschichte wenig hervorgebracht, das irgendwie den Staaten der Alten Welt entspricht. In der Neuen Welt sind Kernland und Seemacht nicht getrennt, es gibt keine Pufferzone. Aus Gründen, denen wir schon teilweise nachgegangen sind, beherrschen die Vereinigten Staaten die Bühne. Ja, die Vereinigten Staaten könnten möglicherweise zum Sitz einer ozeanischen Macht werden und in einem größeren Maßstab die Rolle spielen, die Britannien in früheren Zeiten gespielt hat. Von den unmittelbaren Einwirkungen des Zwistes in der Alten Welt durch den Ozean als Festungsgraben getrennt und doch nicht zu weit abgelegen, mit Macht aller Art ausgestattet, sowohl materieller als wirtschaftlicher und moralischer, können die Vereinigten Staaten den Anspruch erheben, als Schiedsrichter in Weltstreitigkeiten aufzutreten.

Mit dem Aufstieg der Vereinigten Staaten zur Stellung einer Großmacht tritt für die Welt ein neuer Zustand ein, oder vielmehr: die Tatsache, der Kolumbus zur Bedeutung verholfen hat, erlangt ein neues Gesicht. Die Erde ist rund. Weil die Erde rund war, auch in den Tagen des Kolumbus, gab es einen anderen Weg aus dem Westen der Alten Welt nach dem Osten. Die Erde ist auch heute noch rund, und die Vereinigten Staaten liegen zwischen dem Westen und dem Osten der Alten Welt. Der Westen der Vereinigten Staaten liegt dem Osten Asiens näher als der Westen Europas, aber doch nicht so sehr viel näher. Man betrachte einen Globus und versuche, sich die Entfernung quer über den Pazifischen Ozean klarzumachen, besonders die von Südosten nach Nordwesten. Es war diese Entfernung quer über den Pazifik, die verhinderte, daß von der westlichen Route

Europa—Ostindien wirklich Gebrauch gemacht wurde; so war bis zum Aufstieg der Vereinigten Staaten die Neue Welt nichts





Das System der Alten Welt

als ein Land ohne besondere Bedeutung, das in einiger Entfernung vom Westen Europas lag.

Die Vereinigten Staaten liegen außerhalb des Systems, das bisher in Betracht gekommen war, geschlossen und zusammenhängend, mit ungeheuren Energievorräten, mit Front sowohl gegen den Atlantik als gegen den Pazifik, mit Verbindungen nach dem Osten sowohl wie nach dem Westen Eurasiens, durch einen befestigten Panamakanal in der Lage, ihre Flotte in einen oder den anderen Ozean zu werfen und bemüht, den Zugang zu diesem Kanal durch die Formulierung einer Monroedoktrin zu sichern, die den Mächten der Alten Welt verbietet, irgendwelche Länder der Neuen zu beherrschen — die aber bis heute nur in jenen kleinen und verhältnismäßig unwichtigen Staaten wirksam ist, die rings um die Meeresteile gelagert sind, durch die Schiffe fahren müssen, ehe sie den Panamakanal benützen. Ganz anders als in den uneinigen Staaten Europas, in denen die Menschen vielerlei Sprachen sprechen und sich daran erinnern, daß sie während vieler vergangener Jahre in Feindschaft gelebt haben, ist hier ein weites Landgebiet, wo die Leute eine Sprache sprechen und keine lange Geschichte der Zwietracht hinter sich haben — die Vereinigten Staaten.

Doch ist diese Anschauung der Verteilung der Landmassen nicht ganz vollständig: wir haben dabei einige wichtige Züge der größeren Landverteilungen außer acht gelassen. Ebenso wie in Afrika südlich der Sahara und in Australien gibt es Randstreifen der Alten Welt, die nicht genau begrenzt sind und überwiegend von den Seemächten beherrscht werden; so könnte man auch Südamerika als ein Randgebiet der Vereinigten Staaten ansehen. Die Gründe dafür, warum Südamerika und Südafrika lediglich Randgebiete sind, haben wir in früheren Teilen dieses Buches angedeutet; die Lage aber dieser Länder und Australiens im jetzigen Weltsystem wird bedeutend klarer, wenn man die Verteilung des Landes auf der Erdkugel noch auf eine andere Weise betrachtet. Es ist nur halb wahr, wenn man sagt, daß es ein System der Alten Welt und eines der Neuen Welt gibt.

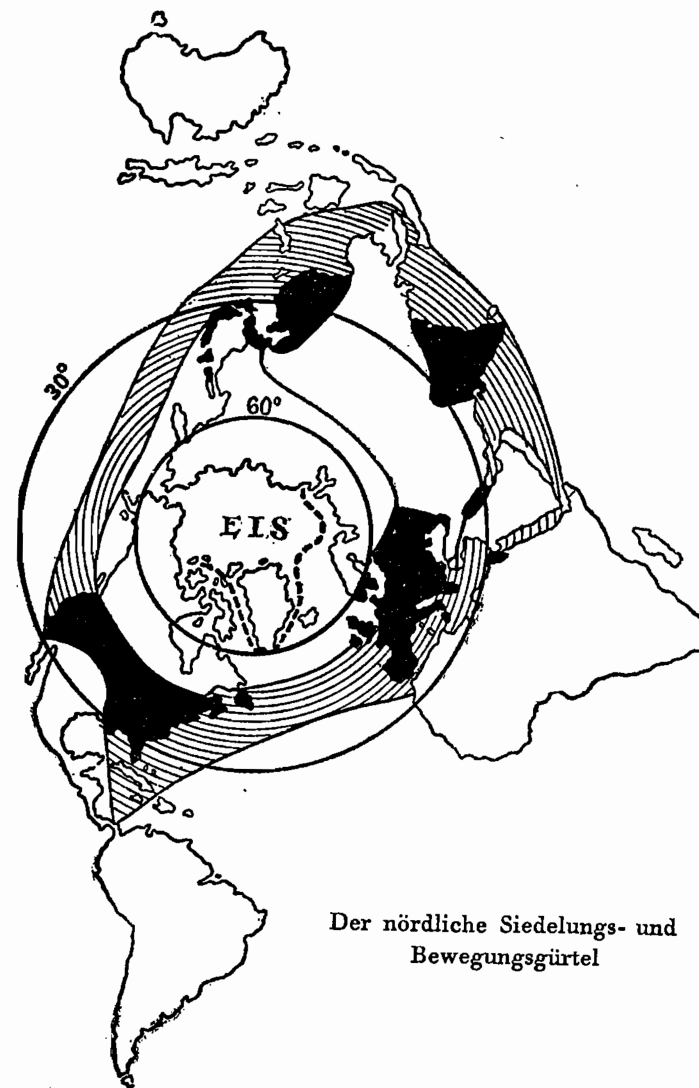
Mit dem Aufstieg der Vereinigten Staaten hat die Verteilung der großen Landmassen auf der runden Erde eine weitere Bedeutung erlangt. Diejenige Rußlands und die der Randländer bleibt unverändert. Aber es gibt noch etwas zu bedenken. In der scheinbar regellosen Verteilung des Landes liegt doch eine gewisse Ordnung. Rings um den Südpol ist ein großes Festland, rings um den Nordpol ein Ozean. Rings um den Südkontinent liegt ein ununterbrochener Ozeanring, während rings um den nördlichen Ozean ein fast ununterbrochener Landring liegt. Von dem Landring ausgehend verlaufen gegen Süden drei zugespitzte Landgebilde, getrennt durch drei Ozeane, die nach Norden zugespitzt verlaufen.

Es hängt teilweise mit der Tatsache zusammen, daß somit verhältnismäßig mehr Land in der nördlichen Halbkugel liegt, wenn es nur in der nördlichen Halbkugel jene großen Wüstengebiete gibt, in denen die frühen Kulturen ihren Ursprung nahmen; daraus ergab sich weiter, daß die anderen Kulturen sich zwischen dem 30. und 60. Grad nördlicher Breite entwickelten, und daß die Menschheit ihre größte Energie nördlich des 35. Breitengrades entfaltet hat. Die südliche Halbkugel hat weder so ausgedehnte Wüstengebiete noch Landstriche, wo Menschen sich niederlassen können, die anderswo gelernt haben, wie man Energie erspart. Wir sehen also, daß mit Ausnahme einiger vereinzelter Gemeinschaften im Süden Südamerikas, in Südafrika und Australien alle diejenigen, auf die es ankommt, auf einem fast zusammenhängenden Gürtel rund um das Zentralgebiet gelegen sind, das sich wegen der Kälte nicht zu Niederlassungen eignet.

Diese Gemeinschaften bedürfen so, wie sie sich entwickelt haben, natürlich der Verbindung untereinander, und der Aufstieg von Englisch-Nordamerika — der Vereinigten Staaten und Kanadas — zu ihrer jetzigen Bedeutung ermöglichen nicht nur einen Wechselverkehr hin und zurück über den Atlantik und quer durch Eurasien, sondern einen zusammenhängenden Welt-Rundverkehr, besser in einigen Teilen, schlechter in anderen, der den Bewohner eines jeden Ortes innerhalb dieses Gürtels bessere und billigere Verkehrsmöglichkeiten gibt, als sie genießen würden, wenn sie nicht innerhalb dieses Gürtels lebten. Es gibt hier weniger Endstationen und Sackgassen; jeder Ort ist auf dem Weg zu einem anderen Ort.

Transkontinentale Linien quer durch Nordamerika und Sibirien haben also Bedeutung nicht nur, weil sie einen ungeheuren Umweg zu Schiff ersparen, sondern weil sie Einzelteile einer Route rund um die Welt mit keinen bestimmten Endstationen sind, während z. B. Routen wie die geplante Kap-Kairo-Linie nicht nur dem Seeweg zu beiden Seiten Konkurrenz machen, sondern auch am südlichen Ende nirgendwohin führen. Kapstadt ist als Kopfstation eine Sackgasse. Neuyork und Montreal, Vancouver und San Franzisko, ebenso wie Tokio, Nagasaki, Omsk, Moskau, Schanghai, Kolombo, Alexandrien, Berlin, Paris und London liegen auf diesen Hauptverkehrsrouten zur See, zu Land und zu Luft.

Das letzte Glied in dieser zusammenhängenden Kette wurde in den wenigen Jahren nach der Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Einbeziehung Japans in das Weltsystem geschmiedet. Kalt im Norden, durchweg gebirgig, aber feucht und warm im Südwesten, wo sich ein fast landumschlossener Meeresteil befindet und wo es dem Lande der alten Kultur in China am nächsten



Der nördliche Siedelungs- und Bewegungsgürtel

kommt, ist Japan eine weitere Kinderstube für Seeleute; seine Geschichte zeigt merkwürdige Übereinstimmungen mit der Britanniens, wenn auch nicht weniger bemerkenswerte Unterschiede bestehen.

Der Norden blieb lange Zeit barbarischen Völkern überlassen, aber der Süden wurde in gewissem Sinn nach christlicher Zeitrechnung sehr früh organisiert; schon im 2. Jahrhundert wurden im Südwesten Provinzen gebildet. Der Einfluß der chinesischen Kultur machte sich in Japan beständig fühlbar, ebenso wie der Einfluß der europäischen Kultur in Britannien festzustellen ist. In Friedenszeiten sickerten neue Ideen ein und Flüchtlinge aus Korea verbreiteten die Kunde neuer Künste, wie es die Flüchtlinge vom Festland in Britannien getan haben. Der Buchdruck wurde in Japan geübt, 150 Jahre bevor er in Europa bekannt war, Kunst und Gewerbe erreichten einen hohen Stand der Vortrefflichkeit. Im Jahr 1545 machten japanische Kunsthandwerker sofort Nachbildungen der Feuerwaffen, die von den ersten Portugiesen ins Land gebracht wurden.

Aber dieser Anreiz war nicht genau der gleiche wie der Anreiz, dem Britannien offenstand. Die chinesische Kultur war nicht wie die europäische Kultur. In Europa ist im Lauf der Jahrhunderte eine Seemacht der anderen gefolgt, und Britannien wurde von einer jeden auf verschiedene Weise angeregt. Am äußersten Osten Asiens steht Japan allein und es gab deshalb keine Abwechslung in den Anreizen, die es erreichten. Der Ansturm der Mongolen von 1281 auf die in Japan angehäuften Reichtümer war der einzige ernsthafte Angriff, den es jemals zu bestehen hatte. Es hat in Japan Bürgerkriege gegeben — von der Art der Rosenkriege —, aber im allgemeinen konnte das Volk, sowohl die Einzelpersönlichkeiten als die Gesamtheit, das

eigene Schicksal bestimmen, ohne sich in die Dinge auf dem Festland einzumischen und ohne daß sich jemand in die ihrigen eingemischt hätte.

Es war möglicherweise ein Ergebnis dieses Beiseitestehens, daß Japan schließlich gegen die westliche Zivilisation, wie sie sich zur Zeit seiner Entdeckung ausgebildet hatte, Front machte, und daß das Land über zwei Jahrhunderte den Fremden verschlossen wurde; aber man muß beachten, daß einerseits eine Macht vorhanden war, die diese Abschließung wirksam durchführen konnte, — Japan war kein Mexiko, — und andererseits, daß diese Politik der Abschließung lediglich eine zeitlich begrenzte Erscheinung blieb. Lange Jahrhunderte hindurch war für die Japaner das Meer ein Lebenselement. Geschichten und Legenden der frühesten Zeiten spielen auf der See, ebenso wie die griechischen Geschichten und Legenden, und die von den Fischern eingebrachte Beute ist immer wichtig gewesen. Schon im 14. Jahrhundert hat Japan mit Siam Handel getrieben. Als die Politik der Abschließung plötzlich aufgegeben wurde, nahm Japan nur seinen früheren Schicksalsfaden wieder auf. Dieser Umschwung ist fast ganz der Tatsache zu verdanken, daß gerade damals die Welt erst in Wirklichkeit rund wurde. Mit der steigenden Bedeutung des Westens der Vereinigten Staaten in der Mitte des 19. Jahrhunderts und dem Wunsch nach Verbindung zwischen San Franzisko und China entstand die Notwendigkeit einer Kohlenstation auf der langen Fahrt von über 10000 km. Die kürzeste Route geht unmittelbar an Japan vorbei und dort war die gegebene Stelle für eine Kohlenstation. Die Abschließung Japans fand ein plötzliches und dramatisches Ende, als in der Bucht von Yedo ein modernes Geschwader aus den Vereinigten Staaten auftauchte, um Zu-

geständnisse zu fordern. Wie durch eines seiner Erdbeben wurde plötzlich die alte Organisation Japans bis auf die Grundmauern erschüttert, und zwanzig Jahre nach dem Augenblick, wo man erkannt hatte, daß Japan an der nördlichen Route rund um die Welt liegt, war es schon bereit, seine Rolle als Staat in der modernen Welt anzunehmen. Mit der Besiegung Rußlands nahm es seinen Platz als Großmacht ein, und nun befahren japanische Schiffe alle Meere und der japanische Einfluß macht sich weit über die äußersten Inselbögen Ostasiens hinaus geltend.

Auf der nördlichen Halbkugel gibt es also eine zusammenhängende Route, weil die Länder so ziemlich zusammenhängen und weil nördlich des 30. Grades n. Br. große Gebiete vorhanden sind, die sich für die moderne Zivilisation eignen. Auf der südlichen Halbkugel gibt es südlich des 30. Grades n. Br. nur wenig Land und die entsprechenden Gemeinschaften an den südlichen Rändern sind nur Ableger derer im Norden.

Die südlichen Länder selbst sind einander in ihrer Struktur merkwürdig ähnlich, was möglicherweise aus der Tatsache folgt, daß sie die Überbleibsel eines alten Plateau-Festlandes sind, von dem sich Reste in Südafrika, im Osten Südamerikas und im Westen Australiens erhalten haben, in Südamerika durch das Kettengebirge der Anden, in Australien durch die Ostkette begrenzt und voneinander durch die versunkenen Länder im Atlantischen und Indischen Ozean getrennt.

Sie sind auch in ihren klimatischen Bedingungen merkwürdig ähnlich und kennen die großen Klimaschwankungen nicht, die durch das Vorhandensein großer Landmassen hervorgebracht werden. Die Gebiete, wo weiße Menschen leben, sind in ihrem westlichen Teil vorwiegend wüstenhaft und haben nur einen östlichen Küstengürtel, was besonders in Australien auffällt. Da sie ungefähr die gleichen Erzeugnisse hervorbringen, ergibt sich wenig Gelegenheit, miteinander Handel zu treiben, und sie sind untereinander noch mehr geschieden, als von dem nördlichen Gürtel. Es gibt tatsächlich keine südliche Route rund um die Welt. Tristan da Cunha liegt genau zwischen Buenos Aires und Kapstadt, die Kerguelen liegen genau zwischen Kapstadt und Melbourne, und dennoch bekommen Schiffe sie nur in den seltensten Fällen zu sehen, wie auch die wenigen Inseln zwischen Australien und Südamerika Namen tragen, die man kaum jemals hört.

Solange die Engen von Suez und Panama noch nicht durchstochen waren und solange der Weltfrachtverkehr überwiegend zu Wasser bewältigt wurde, ging ein Verkehr von beträchtlicher Bedeutung, wenn auch nicht von großem Umfang tatsächlich durch die Magelhâes-Straße und um das Kap, und sowohl Südamerika als Südafrika, besonders das letztere, hatten den Vorteil, an durchgehenden Hauptrouten zu liegen; aber mit dem Bau der Bahnen im kontinentalen Maßstab und der Eröffnung der großen Kanäle haben sie diese relative Bedeutung verloren. Australien hat niemals auch nur die Vorteile gehabt, die diese Länder besaßen. Es ist von den Ländern Asiens durch weite Meeresräume getrennt, so daß keine Notwendigkeit bestand, es zu umschiffen, als die Umsegelung der Welt versucht wurde. So wurde es erst spät entdeckt und liegt notwendig weit weg von allen wichtigen Handelslinien. Südamerika, Australien und noch mehr Neuseeland liegen buchstäblich an den Enden der Welt. Es hängt möglicherweise mit dieser Tatsache zusammen, daß die Ureinwohner Australiens wenig zahlreich sind und einem sehr primitiven Typus angehören. Südafrika lag für Anreize von außen offener, und zu der Tatsache, daß es nur bis zum 35. Grad

s. Br. reicht, kommt die weitere, daß es von eingeborenen Rassen bevölkert ist. Australien hingegen, das bis zur Zeit einer britischen Oberherrschaft zur See unentdeckt blieb, ist vollkommen britisch und leidenschaftlich „weiß", um so mehr als es noch zum größten Teile leer und von den Ländern im Norden leichter zugänglich ist, als von den weit entfernten Inseln im Atlantik. Südafrika, das verhältnismäßig spät besetzt wurde, wenn es auch früh entdeckt worden war, wird zwar von den Seemächten regiert, hat aber eine große eingeborene Bevölkerung, während Südamerika, das in der ersten Hitze der Entdeckung besetzt wurde, im wesentlichen die spanische und portugiesische Kultur angenommen hat und wirtschaftlich in enger Verbindung mit dem nördlichen Gürtel steht.

Es ist also klar, daß die wichtigen Länder der Welt, bis jetzt in Einzelstaaten organisiert, auf einem nördlichen Siedlungs- und Bewegungsgürtel liegen, und daß diesem Gürtel verhältnismäßig unwichtige Randgebiete zugehören. Ob nun die Menschen nach Staaten oder nach Ständen organisiert sind, ob die Sonderung horizontal oder vertikal, national oder international verläuft, so bleibt doch die gleiche grundlegende Verteilung bestehen.

Außerdem ist die Welt, der nördliche Gürtel und die Randgebiete, jetzt zu einem einzigen wirtschaftlichen System geworden. Innerhalb dieses Systems nehmen alle Völker der Erdkugel einen Platz ein, sogar die der Vereinigten Staaten, so weit entfernt sie sich auch von der Bedrohung durch kriegerische Verwicklungen fühlen mögen. Wenn alle Menschen von den Anstrengungen aller übrigen abhängen, wenn an einem einzigen Tag ein Bewohner Britanniens mittelbar oder unmittelbar an der Arbeit von Zehntausenden teil hat, nicht nur solcher in seinem eige-

nen Lande, sondern in der ganzen Welt, — wenn sogar der Eskimo seine Werkzeuge aus den Fabriken der Industrieländer bezieht, wie der Neger Zentralafrikas aus den gleichen Ländern sein Baumwolltuch, ist es unmöglich geworden, persönliche Unabhängigkeit als ein Ideal an sich zu betrachten. Das wirkliche Problem ist nicht, wie man getrennt, sondern wie man vereint leben könne. Das Ziel ist immer noch, soviel natürliche und menschliche Energie als möglich zu erlangen; man kann Energie nicht nur durch die Anstrengungen des einzelnen wie der Gesamtheit langsam erwerben, man kann sie auch durch Handlungen der Gesamtheit wie des einzelnen vergeuden. Die Energievergeudung im Weltkrieg ging ins Unglaubliche. Kohlen, Ernten, der laufende Betrieb von Städten und Industrien, die potentielle Energie menschlichen Lebens: alles wurde vergeudet. Es bedürfte etwa des fünfzigsten Teiles aller der auf der Welt vorhandenen Kohle, um die materiellen Verluste wieder gutzumachen. Sogar im Frieden ist die durch Reibungen aller Art entstehende Verschwendung überaus groß. Ist es ein Wunder, daß sich der Wunsch nach irgendeiner Art von Weltorganisation erhebt, um das Weltsystem zu beherrschen und in Ordnung zu halten? Ein wirksamer Völkerbund könnte einen weiteren Fortschritt auf dem Wege zur Energie-Ersparnis bedeuten, indem er einige der Wege ausschließt, auf denen bisher Energie vergeudet wurde.

XIX

DIE ZUKÜNFTIGEN MÖGLICHKEITEN

In den vorhergegangenen Kapiteln haben wir die wichtigen Stufen verfolgt, in denen sich die Zustände der modernen Welt allmählich entwickelt haben. Diese Zustände haben wir als ein Ergebnis der Einflüsse erkannt, die von den geographischen Verhältnissen auf den Menschen ausgeübt werden, während er sich bemüht, mehr und mehr Energie zu erhalten und zu gebrauchen; wir haben gesehen, welches die großen geographischen Einflüsse sind und haben bemerkt, daß sie auf viele verschiedene Arten wirken, je nach der Menge und der Art von Wissen und Erfahrung, die von den Menschen angesammelt worden ist. Es bleibt uns der Versuch, vorauszuspähen, welcher Art die Möglichkeiten für weitere Veränderungen und Fortschritte sind.

Aus dem, was wir schon gesehen haben, geht klar hervor, daß es jedenfalls Möglichkeiten des Fortschritts in zwei Richtungen gibt. Einmal können die Einflüsse, die wir schon kennen, in Zukunft anders einwirken, zum andern können weitere Energiequellen, die bisher noch nicht ausgenützt worden sind, verfügbar werden. Es könnten sich Gebiete, wo die Fortbewegung erschwert ist, als verkehrsgünstig erweisen oder der Mensch könnte in die Lage kommen, seine Energievorräte in Gebieten zu verwenden, wo bisher eine Verwendung unmöglich war. So würden Wandlungen in der Art der Energieverwendung von Wandlungen in der relativen Bedeutung von Landgebieten begleitet sein. Die geographischen Grundlagen würden auch weiterhin den Verlauf der Geschichte, jedoch in anderer Art und Weise, mitbestimmen.

Weitere Veränderungen könnten sich aus der Erschöpfung derjenigen Energievorräte ergeben, die der Mensch jetzt ausnutzt; einige Länder könnten möglicherweise trockener werden, so daß dort keine Ernten mehr zu erzielen wären und die Nahrungsenergie ausfiele; wenn dieser Vorgang sich in großem Maßstab abspielte, würde die Geschichte dadurch aufs stärkste beeinflußt werden. Man hat auch wirklich schon versucht, nachzuweisen, daß die innersten Teile der größeren Kontinente schon jetzt allmählich trockener werden; von anderer Seite wird behauptet, es gebe einen regelmäßigen Rhythmus, nach dem jahrelange Trockenperioden mit Nässeperioden abwechseln, es gebe aber keine bestimmte fortschreitende Richtung. Ob eine der beiden Theorien richtig ist oder keine, braucht uns hier kaum zu beschäftigen; wir wissen, daß Trockenperioden, ob sie nun regelmäßig wiederkehren oder nicht, doch sicherlich vorkommen und daß sie die Geschichte in mehr als einer Richtung beeinflußt haben. Und ob nun die Kontinentalgebiete trokkener werden oder nicht, es geht der Wandel so langsam vor sich, daß andere Veränderungen bedeutendere Wirkungen ausüben.

Andere und wichtigere Energievorräte, die sich nach und nach erschöpfen müssen, liegen aber gerade in den Kohlenvorkommen, von denen wir gesprochen haben. Die da vor sich gehenden Veränderungen sind ernster zu nehmen, denn wenn die Kohle verbraucht worden ist, kann sie nicht ersetzt werden; es gibt davon nur

einen bestimmten, begrenzten Vorrat und wenn dieser verbraucht ist, ist eben nichts mehr vorhanden. Natürlich wäre es möglich, daß die Vorräte so ungeheuer sind, daß wir auf unbegrenzt lange Zeit fortfahren könnten, sie zu verbrauchen, ohne daß es einen Einfluß haben würde, aber das ist nicht der Fall. Die geologisch-geographische Aufnahme der Welt, wenn auch noch nicht in allen Einzelheiten vollkommen, ist doch heutzutage so genau bekannt, daß wohl keine großen, noch unentdeckten Kohlenvorkommen vorhanden sein werden. Auf dieser Grundlage ist berechnet worden, daß bei der jetzigen Verbrauchsrate die Kohle in Britannien und Deutschland noch für 500 oder 1000 Jahre ausreichen wird und die in den Vereinigten Staaten noch für 6000 Jahre. Wenn aber der Verbrauch fortfährt, im bisherigen Maßstab zuzunehmen, so wird alle Kohle, die in diesen Ländern unter den jetzigen Bedingungen gefördert werden kann, in 150 Jahren erschöpft sein. Das hat vielleicht sogar sein Gutes, denn es kann ein Anreiz werden, um noch mehr zu ersparen und weitere Fortschritte zu machen. Der Anreiz zum Ersparen hat es schon mit sich gebracht, daß Maschinen angewendet werden, die die Kohlenenergie wirklich aufs beste ausnützen: eine gute Dampfmaschine nützt nur ungefähr 12 % der im Heizmaterial vorhandenen Energie aus. Das entspricht ungefähr dem Prozentsatz der Nahrungsenergie, die ein Mensch ausnützen kann, während er arbeitet, aber eine Turbine nützt 30 % aus und ein guter Gasmotor vielleicht noch etwas mehr. Auch das ist noch verschwenderisch, verglichen mit der Energie, die der Glühwurm verbraucht, um sein Licht hervorzubringen, da der Leuchteffekt des Glühwurms mit einer Energie-Ausnutzung von 99,5 % hervorgebracht wird. Wie dem auch sein möge und sogar vorausgesetzt, daß die ganze in sämtlichen Grubenvorräten

der Welt aufgespeicherte Energie für nützliche Arbeit verwendet würde, so ist es doch offensichtlich, daß eine Notlage eintreten wird, und zwar in einem Zeitraum, der nach gewöhnlichen Maßstäben gemessen wohl lang, nach geschichtlichen gemessen sicherlich kurz ist. Wenn die Kohlenbergwerke erschöpft sind, müssen die Länder, in denen sie liegen, an Bedeutung verlieren; diejenigen Länder, die am längsten Kohlen fördern können, werden — vorausgesetzt, daß alle anderen Verhältnisse gleich sind — entsprechend an Bedeutung gewinnen. Die sehr ausgedehnten Kohlenvorkommen in China müssen deshalb für die Zukunft von ganz besonderem Interesse sein.

Auch Erdöl ist ein wichtiger Energiespender, aber wenn auch über seine Quellen weniger bekannt ist, so scheint es doch ziemlich sicher, daß diese sich nicht erneuern und es ist sicher, daß der verfügbare Gesamtbetrag nicht mit dem an Kohle verglichen werden kann und daß er noch früher erschöpft sein wird. In den östlichen Staaten Amerikas geht die Ergiebigkeit sehr rasch zurück, und wenn auch gleichzeitig die Förderung in den Staaten westlich des Mississippi zunimmt, so wird doch sogar beim jetzigen Verbrauch der Vorrat innerhalb eines Jahrhunderts erschöpft sein, falls aber der Verbrauch weiterhin zunimmt, noch innerhalb unseres Menschenalters.

Welche andere Energiequellen haben wir noch? Seit tausend Jahren und länger haben die Völker Nordwesteuropas die Energie der Flutwelle zweimal täglich dazu benützt, ihre Fahrzeuge gegen Wind und Strömung der Flüsse weit ins Land tragen zu lassen, und die so ersparte Energie ist ihnen von außerordentlichem Nutzen gewesen. Man könnte möglicherweise diese Energie, die ungenützt verrinnt, zu allen möglichen förderlichen Zwecken verwenden, aber nur an wenigen Stellen wird sie

den Wettbewerb mit der Kohle aufnehmen können. Sogar wenn die Kohle dereinst erschöpft ist, wird sie wahrscheinlich nicht anders als ein letzter Notbehelf verwendet werden, und sogar dann wird sich ein großer Aufwand nur mäßig verzinsen, da höchstwahrscheinlich die Stürme die notwendigen sehr ausgedehnten Werkanlagen beschädigen werden.

Ähnlich wie die Energie der Gezeiten und anders als die Energie der Kohle wird die des Windes und des fallenden Wassers beständig erneuert. Die Energie des Windes gleicht aber darin der Energie der Gezeiten, daß sie Aufwendungen schlecht verzinst; und der Gesamtvorrat an Wasserkraft ist wahrscheinlich keineswegs groß genug, um den etwaigen Ausfall der Kohlenenergie ganz zu ersetzen. So schätzt man z. B. die Leistungsfähigkeit der Wasserkraft in den Vereinigten Staaten gleich 36—66 Millionen Pferdekräften. Sogar wenn sie ganz ausgenützt würde, so wäre das sicherlich weniger als die Hälfte der Pferdekräfte, die tatsächlich aus den jetzt in den Vereinigten Staaten geförderten Kohlen gewonnen werden, und möglicherweise können es sogar noch bedeutend weniger sein. Die Wasserkraft der gesamten Erde kann ungefähr 200 Millionen Pferdekräfte liefern, was weit weniger ist, als die heutzutage aus Kohlen gewonnenen Pferdekräfte, so daß also beim Wegfallen der Kohle die Wasserkraft nicht alle unsere Bedürfnisse befriedigen kann, obwohl sie überaus nützlich sein wird. Die Energie des fallenden Wassers hat aber den Vorteil, wirtschaftlicher zu sein als die Energie des Windes oder der Gezeiten, oder in anderen Worten, sie verzinst einen bestimmten Aufwand besser, und wir werden es wahrscheinlich erleben, daß hochgelegene und regenreiche Gebiete im Weltsystem einen hervorragenden Platz einnehmen werden.

Es ist natürlich möglich, daß irgendein Agens entdeckt werden könnte, durch das die Energie verwertet werden kann, die von bestimmten Stoffen ausgestrahlt wird, deren Hauptbeispiel das Radium ist, oder daß die Hitze des Erdinnern angezapft werden könnte; aber man hält es für überaus unwahrscheinlich, daß man aus einer dieser beiden Quellen eine beträchtliche Menge von Energie wird erhalten können.

So scheinen die wahrscheinlichsten Veränderungen diejenigen zu sein, die mit der Erschöpfung der Kohle und der ausgedehnteren Anwendung der Wasserkraft zusammenhängen, vereint mit der zunehmenden Fähigkeit, diese Energievorräte sparsamer anzuwenden. Das bedeutet bei sonst gleichbleibenden Verhältnissen, daß höchstwahrscheinlich diejenigen Gebiete, wo die Kohlenvorräte am längsten vorhalten und wo große Mengen Wasserkraft verfügbar sind, ihre Bedeutung behalten oder größere Bedeutung gewinnen werden, und zwar auf Kosten der anderen, die weniger günstig gestellt sind.

Aber wir können noch tieferliegende Unterschiede in der Kraftverteilung in Betracht ziehen. Die Vorräte an Kohlen und Erdöl sind von der Art eines Kapitals, das vor langen, langen Zeiten angesammelt worden ist, und indem wir sie aufbrauchen, tun wir alles andere eher, als Energie aufspeichern; sie stehen auf einer etwas anderen Stufe als die Art Energie, die sich der Mensch zu eigen macht, und zwar auf dem bis vor 130 Jahren fast einzigen möglichen Weg: indem er Nahrung zu sich nimmt, die aus der Sonnenenergie innerhalb einiger Tage oder Monate ihrer Aufnahme erwachsen war. Die Verwendung der Kohlenenergie hat etwas Zufälliges an sich. Inmitten der Veränderungen, die von der industriellen Revolution herbeigeführt wurden, sind wir in Gefahr zu vergessen, daß sie eine zufällige Erschei-

nung ist, daß die Sonnenstrahlung der Urquell des weitaus größten Teils der auf der Erdoberfläche verfügbaren Energie ist, und besonders, daß die jetzt wachsenden Pflanzenbestände in der bequemsten Form Energie liefern. Landwirtschaft, Gartenbau, Ackerbau und Baumpflege, ob sie nun das älteste Gewerbe sind oder nicht, sind jedenfalls durchaus das grundlegende.

Fortschritte in der Energie-Ersparung werden ständig gemacht, sowohl durch die Verwendung der besten Maschinen als durch Organisation aller Art, so daß so wenig Verschwendung als möglich getrieben wird. Und weitere Fortschritte werden dadurch erzielt, daß man den Ertrag der Ernten steigert, ein Ergebnis von wissenschaftlichen Forschungen aller Art über Probleme, deren Lösung zunächst wenig geeignet scheint, eine Ersparnis an Energie herbeizuführen. Es ist ein Ergebnis der Studien über Erblichkeit, wenn Weizenarten gezüchtet werden, die widerstandsfähiger gegen Krankheiten sind, die in kürzerer Zeit reifen und besseres Brot liefern als je zuvor. Es ist ein Ergebnis der Studien über Bakterien, die im Erdboden und anderswo leben, wenn Mittel gefunden worden sind, aus dem Boden diejenigen Organismen zu entfernen, die von den besonderen Bakterien leben, aus denen die Pflanzen Energie in einer für sie verwertbaren Form beziehen. Es ist ein Ergebnis von Beobachtungen über Barometerhöhe und Niederschlagsmenge in so weit voneinander entfernten Gebieten wie Südamerika und der Ostküste von Afrika — von an sich rein wissenschaftlichen Beobachtungen, die durch rein mathematische Methoden betrieben werden — wenn die Landwirte in Indien schätzungsweise erfahren, welche Regenmengen ihnen der Monsun wahrscheinlich bringen wird. Tatsächlich werden Fortschritte in der Fähigkeit gemacht, dem Boden mehr Energie abzugewinnen und weniger zugrunde gehen zu lassen, und am meisten Energie wird in denjenigen Ländern angesammelt, wo es Männer gibt, die entweder fähig sind, neue Fortschritte anzuregen oder doch fähig, die neugewonnenen Kenntnisse anzuwenden. Solche Gebiete sind meistens die, wo schon die meiste aufgespeicherte Energie vorhanden ist, so daß davon ein Teil abgezweigt werden kann, um derartige Forschungen zu fördern, d. h. in den Ländern, wo es am meisten Kohle gibt. So sind gegenwärtig die Fortschritte in der Bodenkultur etwas verdeckt durch diejenigen Fortschritte, die der Anwendung von Kohle zu verdanken sind.

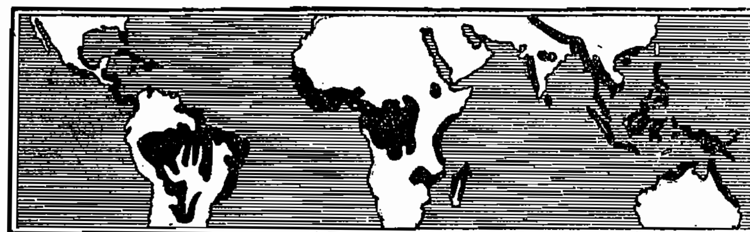
Ohne die Ausfuhr von Kohle oder der aus Kohle gewonnenen Erzeugnisse wären die Böden der wichtigsten Länder tatsächlich im Begriff, an Fruchtbarkeit zu verlieren. Die Weizenböden von Ost-England behalten ihre Fruchtbarkeit durch Anwendung von künstlichem oder tierischem Dünger. Der künstliche Dünger wird unmittelbar mit dem Export von Kohlen und Industrieerzeugnissen bezahlt. Der tierische Dünger wird genau in derselben Weise bezahlt, da das Vieh teilweise mit importierten Futterstoffen gefüttert wird. Wenn Britannien oder Deutschland oder Frankreich oder sogar die Vereinigten Staaten ausschließlich auf sich selbst angewiesen wären, würden sie immer weniger fruchtbar; einzig China erhält seine Fruchtbarkeit ohne Hilfe von außen.

Es scheint also wahrscheinlich, daß der größte Fortschritt sich einstellen würde, wenn diejenigen Länder in die Organisation der Welt einbezogen werden könnten, wo die Pflanzen unter dem Einfluß der Wärme-Energie, die durch ein genügendes Maß von Feuchtigkeit wirksam wird, am raschesten wachsen. Wir haben gesehen, daß die Wälder um den Äquator bis heute außerhalb

dieser Organisation geblieben sind. Eine frühe Kultur konnte sich unmöglich in ihrem Inneren entwickeln; bisher ging das Wachstum der Pflanzenwelt zu rasch vor sich, als daß der Mensch die Herrschaft über sie hätte gewinnen können. Aber durch die Erfahrungen und Kenntnisse, die sie durch Beherrschung großer Organisation gewonnen haben, die ihrerseits durch die Verwendung von Kohle möglich wurden, sind die Menschen jetzt fähig, andere bedeutende Quellen von Energie zu verwerten. In unseren nördlichen Ländern gibt es nur eine Ernte im Jahr und das Wachstum ist verhältnismäßig langsam. In den Becken des Amazonenstroms und des Kongo und auf den Inseln Ostindiens findet beständiges und obendrein rasches Wachstum statt. Hier haben wir also eine sich ständig erneuernde Energiequelle; ist es möglich, sie auszunützen? Ein Anfang ist gemacht worden, die Organisation hat begonnen, und aus diesen Wäldern kommt der Bedarf der ganzen Welt an Gummi; aber wenn das auch eine gewisse Bedeutung hat, so ist es doch eine verhältnismäßig geringfügige Angelegenheit, da Gummi keine Energiequelle ist, sondern seine Verwendung nur dahin zielt, Energie zu ersparen. Wir dürfen aber erwarten, daß diese Gebiete unmittelbar Energie liefern; ob diese Energie in der Form von Heizmaterial gewonnen wird, was nicht wahrscheinlich ist, oder von Alkohol, der aus Pflanzen destilliert wird, oder auf irgendwelche andere Art und Weise, hat wenig auf sich; die Energie ist vorhanden und kann verwertet werden.

Es gibt allerdings zwei Gründe, warum der weiße Mann trotz seiner Fähigkeit zur Organisation daran verhindert wurde, die Organisation dieser Gebiete zu unternehmen. Erstens sind die Verhältnisse dort so grundverschieden von denen, an die weiße Männer in nördlichen Ländern gewöhnt sind, daß sie

wenig Neigung haben, die Lösung aller der Probleme zu versuchen und alle die Umstellungen vorzunehmen, die nötig wären, um unter solchen Verhältnissen gut zu leben; mit anderen Worten, es ist schwer, die Leute dazu zu bringen, ihre Gewohnheiten und die hergebrachte Art zu verändern, mit der sie bisher an die Dinge herangegangen sind; die Macht der Überlieferung ist zu groß. Afrika und Südamerika waren bekannt, lange ehe die Länder in den Vereinigten Staaten und Kanada entdeckt wurden, aber hier konnten die Menschen weiterfahren, auf eine Art und Weise zu leben, die nicht stark von der abwich,



Der heiße und feuchte Waldgürtel

an die sie gewöhnt waren, während dort alles fremdartig ist und das Leben auf ganz anderen Grundlagen eingerichtet werden muß, so daß sich weiße Menschen nicht entschließen können, in größerer Anzahl und zu dauernder Niederlassung in diese Länder zu gehen. Bestenfalls wollen sie in kleiner Anzahl und für einige Jahre dorthin gehen, wie nach Indien.

So ist es also nicht überraschend, daß so geringe Fortschritte gemacht worden sind, um so mehr als zweitens nicht nur die Verhältnisse verschieden sind, sondern als sie überdies lebensgefährlich sind. Die Griechen und Römer scheinen in ihrer späteren Geschichte, wenn man sie mit ihrer früheren vergleicht, ein Nachlassen der Männlichkeit zu zeigen: möglicherweise ist

das zum Teil eine Folge der Malaria, die aus den von ihnen beherrschten wärmeren Ländern eingeschleppt wurde. Ob das nun zutrifft oder nicht, so ist es doch sicher wahr, daß in kälteren Ländern unbekannte Krankheiten eine ungeheuer hohe Sterblichkeit verursachen, wo die Temperaturen hoch sind, eine Vergeudung menschlichen Lebens, dem keine entsprechende Ersparnis gegenübersteht. Aber hier liegen Beweise vor, daß Fortschritte gemacht werden; diese Krankheiten und ihre Ursachen sind untersucht worden — auf Wegen, die auf den ersten Blick keine Erleichterung für menschliches Leiden und keine Hoffnung auf Ersparnis von Energie zu verheißen schienen — und es sind Methoden ausgebildet worden, die wenigstens eine teilweise Verhütung bewirken. Noch vor einem Menschenalter hätte niemand voraussagen können, daß diese Kenntnis durch das Studium der Gewohnheiten von Insekten verschiedener Arten erlangt werden würde, indem man sie sammelte und mikroskopisch untersuchte; und doch ist es wahr. Es ist erwiesen worden, daß Krankheiten von einem Individuum zum anderen durch bestimmte Arten von Insekten übertragen werden, meist durch Moskitos, und diese Krankheiten sind stark vermindert oder ganz zum Erlöschen gebracht worden, indem man die Insekten vertilgte, die ihre Träger sind. Im Jahre 1898 gab es in Rio de Janeiro 1078 Todesfälle durch das Gelbe Fieber; 1908 nur mehr vier. Zwischen 1853 und 1900 war in Havanna die durchschnittliche jährliche Todesrate durch Gelbes Fieber 754 und 1907 starb nur ein Mensch an dieser Krankheit. Im Jahr 1887 starben in Italien 21 033 Personen an Malaria; 1907 waren es nur mehr 4160. In Ismailia waren 1902 noch 2000 Fälle und 1905 kein einziger mehr. Auch Port Said ist von Malaria befreit worden.

Die Ersparnis an Energie läßt sich sogar in reinen Geldwerten

ausdrücken; 1903 kostete die Malaria den Suezkanal 38 200 Franken, während 1908 die Kosten auf die Hälfte gesunken waren. Die Erbauung des Panamakanals selbst wurde nur durch die Entdeckung von Mitteln ermöglicht, die Krankheiten in Schach zu halten. Pest und Gelbes Fieber wurden ausgerottet, Malaria bedeutend eingeschränkt; die Todesrate unter den Angestellten sank von über 4 % im Jahr 1906 auf 1,064 % im Jahr 1909 — eine niedrigere Todesrate als die der meisten Städter der zivilisierten Welt — während in der Panamazone die Todesrate durch Malaria von 82,1 % im Jahr 1906 auf 1,3 % im Jahr 1917 sank.

Es ist allerdings gesagt worden: „Das Klima der Tropenländer ist an sich nicht schädlich, es verursacht höchstens Sonnenstiche, wenn man in der Tageshitze ohne angemessene Kopfbedeckung ausgeht und erschwert es, nach dem Mittagessen wach zu bleiben. Tuberkulose, rheumatische Fieber und Influenza gibt es dort nicht. Vermeide die Tsetse-Fliege und du wirst keine Schlafkrankheit bekommen, vermeide die Moskitos und du wirst keine Malaria bekommen; schlafe nicht auf schmutzigem Boden und schlage dein Zelt nicht auf alten Lagerstellen auf, wo es Zecken und Wanzen gibt; halte dir Ratten fern, und du wirst vor der Pest sicher sein. Mit einiger Sorgfalt und Aufmerksamkeit ist das Leben in den Tropen weniger von Krankheiten bedroht als in unserem gemäßigten, aber von der Influenza geplagten paläarktischen Klima.“ Die hier gegebenen Ratschläge mögen augenblicklich noch schwer zu befolgen sein, aber es ist ein Fortschritt, überhaupt zu wissen, welche Ratschläge zu geben sind. Wenn es für die große Mehrzahl möglich geworden sein wird, diese Ratschläge zu befolgen und aus den Ergebnissen weiterer Erkenntnis Nutzen zu ziehen, dann werden die Menschen

fähig sein, die großen Vorräte an Energie in den Wäldern um den Äquator auszunützen und zu ersparen, und der Kongo wie der Amazonenstrom werden nicht länger durch unbewohnte Gebiete fließen.

Es gibt auch noch eine andere Möglichkeit: in der heißen Wüste der Sahara, bei klarem Himmel und tatsächlich jahrelanger Regenlosigkeit gibt es keinen Pflanzenwuchs, und so konnten die Menschen dort nicht leben; wenn es aber möglich wäre, die Energie der Sonnenstrahlung unmittelbar auszunützen, die von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ununterbrochen auf das Land niederbrennt, in nicht viel geringerer Menge als in niedrigeren Breiten, so würde ein weiteres Gebiet, das jetzt leer steht, in der Lage sein, eine große Bevölkerung zu erhalten und würde so von ungeheurer Wichtigkeit werden. Hier erhält ein Gebiet in der ungefähren Größe von Groß-London jährlich so viel Sonnenenergie, als hervorgebracht würde, wenn auf einmal und vollständig die Gesamtmenge von Kohle verbrannt würde, die jährlich in Britannien gefördert wird. Es sind Versuche mit Maschinen gemacht worden, die einen starken thermischen Wärmegrad geben; aber es ist noch zu früh, zu sagen, ob das den ersten Schritt in einer Richtung bedeutet, in der ein großer Umschwung stattfinden wird. So viel ist sicher, daß, je näher man an den Äquator herangeht, desto größer die Möglichkeiten werden, Energie zu ersparen; daß es Vorräte von Energie gibt, auf die man zurückgreifen kann, wenn die Kohle erschöpft ist und daß man früher oder später diese Vorräte benützen wird. Wenn aus der Vergangenheit auf die Zukunft geschlossen werden darf, muß mit ihrer Verwertung unvermeidlich eine Veränderung in der Verteilung der Menschheit kommen — auch in den Lebensgewohnheiten und in allen den Angelegenheiten, die den Gang der Geschichte aufs tiefste beeinflussen. Aber die Wirkungen dieser Veränderung werden durch den früheren Verlauf der Geschichte mitbestimmt werden; was einmal gewesen ist, wird weiter sein, weil es gewesen ist.

Mit diesem Blick in die Zukunft nehmen wir also Abschied von der Geschichte; scheint es nicht am Platz, anzudeuten, daß eine Richtung aufs Höhere den ganzen wunderbaren Vorgang beherrscht, durch den die Dinge bestimmt scheinen, sich selbst zu gestalten und daß die Mühlen Gottes, wenn sie auch langsam mahlen, doch überaus fein mahlen?

VERZEICHNIS
DER NAMEN UND SCHLAGWÖRTER

In dem vorliegenden Buch wird der *Einfluß* der *Geographie* auf die *Geschichte* dargestellt, wobei die wichtigsten geographischen Grundbegriffe beständig erwähnt werden, wie: *Raum* und *Klima, Land* und *Meer, Hochland* und *Tiefland, Gebirge* und *Ebene, Flüsse* und *Seen, Wald* und *Wüste, Niederschläge* und *Dürre.* Ferner wird der *Fortschritt* der Menschheit in der *Beherrschung* und *Organisation* der *Energie* nachgewiesen, sowie die *Einwirkung* geographisch begründeter *Antriebe* und die des *Trägheitsmoments* oder *Beharrungsvermögens.* Diese fast auf jeder Seite wiederkehrenden Begriffe werden daher nur bei ihrer ersten Erwähnung oder grundsätzlichen Erörterung mit Seitenzahlen angeführt.

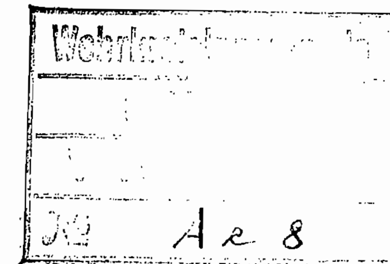
JAMES FAIRGRIEVE

GEOGRAPHIE UND WELTMACHT

EINE EINFÜHRUNG IN DIE GEOPOLITIK

DEUTSCHE ÜBERTRAGUNG
VON MARTA HAUSHOFER
MIT EINEM GELEITWORT
VON KARL HAUSHOFER

67 SKIZZEN UND KARTEN



BERLIN-GRUNEWALD 1925

KURT VOWINCKEL VERLAG